DR. JOSEPH WOLFF

Heinrich Matthias Sengelmann, Joseph Wolff



(Wolff)

Sengelmann

<36632948770019



Yours most truly
Joseph Wolff

Dr. Joseph Wolff.

Ein Wanderleben.

Von

H. Sengelmann,
Dr. phil., Prediger zu St. Michaelis in Hamburg.

Hamburg.
Verlag von J. G. Oncken.

1863.



Vorwort.

Wenn der in der Missionsgeschichte und auf dem Gebiete der Reiseliteratur so berühmt gewordene Dr. Joseph Wolff seiner Abkunft nach auch ein Deutscher war, so hat er doch durch sein späteres Leben so sehr sich in die englische Nation hineingelebt, daß die Engländer ein vollkommenes Recht haben, ihn als den ihrigen zu betrachten. Seine Mittheilungen über deutsche Zustände und Persönlichkeiten, zumal da sie aus der Perspective des dem englischen Leben bereits angehörigen Alters gegeben wurden, erschienen uns demnach als ein um so interessanterer Beitrag für die Geschichte der deutschen Verhältnisse in den ersten Jahrzehenden dieses Jahrhunderts, als sie aus einer fremden Nation herüberkamen. Wir haben sie bereits im vorigen Sommer den Lesern des **„Boten aus dem Alsterthale“** dargeboten. Die Theilnahme, welche sie fanden, gab die Veranlassung, auch die spätere Zeit des Wolff'schen Lebens zu bearbeiten. So wird dem Publicum denn hier das Ganze dargeboten. Es liegen ihm die Travels and adventures of the Rev. Joseph Wolff und die Mittheilungen des Basler Magazins vom Jahre 1837 zum Grunde. Der Verfasser der letzteren hat sich mancherlei Einschaltungen erlaubt, weil die Reisebeschreibung Wolff's, wie er sich ausdrückt, sich meist nur einseitig auf Nachforschungen unter einzelnen Menschenklassen beschränkt und auffallende Beobachtungen über die Natur der Länder und die allgemeine Beschaffenheit der Völker

häufig aus dem Auge verliert. Wenn auch durch solche Einschaltungen manche Partie des Wanderlebens an Interesse hätte gewinnen können, so haben wir uns doch derselben enthalten, da sie für die Darstellung des Lebens, auf welche es uns ankam, nicht nothwendig waren. Mit Rücksicht auf diese hätten wir manche Sprünge in der Erzählung, die unserm Leser begegnen werden, gern vermieden. Aber unsre Quellen, aus denen wir schöpften, veranlaßten sie. Der Charakter des Wolff'schen Lebens hat auch seinen Einfluß auf die Darstellung desselben ausgeübt, wie er sie in der erwähnten Selbstbiographie giebt. Der geneigte Leser wird sie dem deutschen Bearbeiter zu Gute halten.

Hamburg, den 18. März 1863.

H. Sengelmann.



Inhalt.

I. Buch. Der Morgen des Wanderlebens.

			Seite
1.	Capitel.	Geburt. Kindheit. Frühste Erlebnisse. Taufe.	1
2.	„	Religiöser Zustand Wiens. Hoffbauer. Graf Stolberg.	7
3.	„	Prinz Hohenlohe. Madame von Krüdener. Reise nach Rom	13
4.	„	Aufenthalt in Rom.	19
5.	„	Das Klosterleben. Henry Drummond; Uebertritt zur englischen Kirche; Lewis Way; Cambridge; Charles Simeon	28

II. Buch. Der Mittag des Wanderlebens.

A. Der erste Missionsversuch.

6.	Capitel.	Reise nach Gibraltar, Malta und Aegypten.	41
7.	„	Durch die Wüste nach Jerusalem.	50
8.	„	Aufenthalt in Jerusalem, dem heiligen Lande und Cypern.	53
9.	„	Mesopotamien	61
10.	„	Aufenthalt in Persien.	66
11.	„	Persien. Circassien. Die Krim. Constantinopel. Heimkehr nach Großbritannien.	75
12.	„	Besuch in England. Heirath. Zweite Reise nach Gibraltar, Smyrna und Aegina	80
13.	„	Die ionischen Inseln. Cypern. Ober-Aegypten. Jerusalem. Jaffa	86
14.	„	Alexandria. Saloniki. Malta.	93

B. Erste Reise nach Bokhara.

15.	„	Kleinasien.	96
16.	„	Astaara. Die Krankheit. Teheran. Bustan	101
17.	„	Burchund. Die Gefangennehmung. Die Sclaverei. Torbad-Hydaria.	112
18.	„	Meschehd. Abbas Mirza. Die Turkomannen. Sarakhs. Maur. Die Thore Bokharas	121
19.	„	Aufenthalt in Bokhara.	135
20.	„	Balkh. Kabul.	146
21.	„	Die Reise im Pendschab.	157

Seite

22. Capitel. Die Reise nach Caschmir 163
23. " Mirut. Delhi. Das Königreich Oude. Benares 170
24. " Calcutta. Masulipatam. Die Thugs 174
25. " Erlebnisse in Ramahpatam und Cotschin 177
26. " Goa. Bombay. Die Heimkehr nach Malta 182

C. Die afrikanisch-amerikanische Reise.

27. " Rückblick und Wiederaufbruch. Der Sinai. Die Abyssinier. 185
28. " Aufenthalt in Afrika, Nord-Amerika, England und Eintritt in's Pfarramt 191

III. Buch. Der Abend des Wanderlebens.

29. Capitel. Zweite Reise nach Bokhara 202
30. " Am Ziel der Reise 210
31. " Der Weg zur Heimath 221
32. " Beiträge zu einer Charakteristik Wolff's 225

Register über die Personen, Oerter etc.

Seite

Aarau 14
Aberglaube 88
Abbas Mirza 129
Abd-Urrahman 211
Abd-ul-Samut-Khan 217
Abu-Ghaush 52
Abuna, der 189
Abyssinische Christen 188
Adrianopel 79
Adwah 191
Aegina 85
Affghanen 154
Agra 171
Ain-Tûrah 59
Akalis 157
Aleppo 56
Alexandria 93 185
Allard, General 159
Al-Ammaan 108
Albury-Park 81
Alexander I. von Rußland 79
Amsterdam 83
Ancyra 98
Angoru 98
Ararat 205
Aschur 3
Aschkenazim 54
Astaara 101
Athen 203
Athos 93
Attock 155
Aussätziger 105
Avitabile, General 153

Seite

Baba Din 142
Baba Nanak 157
Bagdad 67
Baillie 23
Balkh 146
Balkhwi 149
Bamberg 3
Barker, Mr. 56
Basel 15
Beduinen 48 49
Benares 173
Bentinck, Lord 155 164
Berkheim, Baron von 15 16
Bisthümer in Kleinasien 97
Bne Israel 183
Bokhara 135 141 213
Bombay 183
Bossora 69
Brahminen 166
Brüdergemeinde 83
Bunsen 27
Bushire 69
Bustan 109

Cairo 88
Calcutta 174
Cambridge 36 37
Carne 53
Carno 46
Caschmir 167
Caunpor 172
Caviglia 46
Chalmers 80

Seite

Chasidim 54
Clarke 46
Collegium Romanum 20
Conolly 202
Constantinopel 203
Cooper, Dr. 178
Corfu 88
Cotschin 180
Cypern 58 88 93

Dalberg 14
Delhi 170
Derwische 114
Douglas, Lord 25
Drummond, H. 25 31 38 80
Duab 150
Dust Muhammed Khan 152

Emir Assaad-Ullah-Beyk 114
Empeytaz 14
English, Mr. 45
Erivan 77
Erzerum 205
Etsh-Miazin 78

Fakirs 166
Falk, Johs 4
Fellenberg 26
Ferretti, Graf (Pio IX.) 21
Fisk, Missionar 59
Frère, J. H. 95
Freimaurer in Persien 100

Gaisford 43
Gatty, Alfred 224
Georgiana, Lady 81 223
Gethin 53
Gibraltar 41 84
Goethe 4
Goru-Govende-Singh 157
Gobat, Dr. 191
Goa 182
Graeves, Missionar 31

Seite

Groß-Mogul 170
Günther, Pater 5
Gusch-Beki 136
Guthrie 137

Hakim Beyk 137
Haldane, R. 31
Halle 3
von Hammer 7
Haran 61
Harlan 156
Havelock 171
Hawtrey 34
Heidelberg 5
Hierasymos 98
High Hoyland, Pfarre 201
Hoffbauer 7 9 28
Hohenlohe, Prinz 13
Horeb 48
Hyderabad 176

Jaffa 51 92
Jahn, Joh. 7
Jakobiten 65
Jalatha 65
Ibrahim Pascha 192
Jerusalem 91
Jle Brewers 223
Imam Resa 122
Imams, die 122
Imrah 149
Irving 90
Ispahan 75
Israel, der Samaritaner 51

Kabul 153
Kafir Siapusch 149
Kanne 10
Karäer 54
Karrakol 134
Kara-Klissa 206
Kenrick 17
Khaiber-Paß 155

	Seite
Khorassan	210
Khoy	207
Khosrew-Khan	102
King, Missionar	59
Knapp	4
Kopitar	7
Krüdener, Baronin von	14
Kurden	107
Lachenal	14 15
Lahore	158
Lante, Cardinal	28
La Roche	37
Latakia	57
Leuz	4
Lieb, Jacob	2
Linthwaite, Pfarre zu	201
Litta, Cardinal	20
Londoner Judenmission	35
Londoner Missionsgesellschaft	83
Low	171
Lucknow	171
Lustaneau	56
Madras	179
März, Pater	181
Mailand	17
Makarditsch	51
Malta	42 84
Mamiani	23
Mardin	62
Marsh, Prediger	35
Marpurgo, Dr.	44
Mar Athanasius	63
Masulipatam	175
Mazio	28
Maur	133 211
Mehmed-Ali	50
Mendel, Rabbi	54
Merv	133
Meribah	48
Mesched	122 211
Mezzofanti	28

	Seite
Mieville, Huber	18
Mirut	170
Mirza Ibrahim	76
Möhler	10
Mossul	65
Morecroft	137
Mölk, Kloster	4
Moses Maimondes	2
Müller, Ad.	9
Muschtehid von Mesched	127
Naasraan	196
Nadir Shah	124
Napier	86
Napoleon	12
Naudi, Cleardo	42
Nepff	3
New-York	199
Niebuhr	25
Ninive	65
Noel, Baptist	37
Novara	17
Ordination Wolff's	200
Orpha	61
Orphai	61
Ostini	20
Oude	171
Overbeck	20
Oxus	134
Passerat	16 29
Paulus, Prof.	4
Persepolis	74
Persische Juden	73
Pestalozzi	26
Piatti, Prof.	22
Pius VII.	16 20
Pöschl	8
Potemkin	18
Porto Fino	19
Prag	6
Punah	183

	Seite
Ramahpatam	178
Rechabiten	65 196
Redemptoristen	16
Rhenius, Missionar	179
Rossetti, Prof.	44
Rundjid Singh	155 159
Sabäer	68
Saher Beyk	132
Sailer	8
Salignac	19
Salt, Mr.	44 59
Salomo, Sage	75
Saloniki	93
Samaritaner	51
Sanaa, Juden von	184
Sanaa	196
Sangerd	117
Sanjaar	64
Santini	45
Sarah Lipschowitz	2
Schamsiten	64
Scherer	16
Schereen, Abbé	99
Scheluchim	102
Schiiten	70 104
Schiloh (1. Mos. 49, 10)	51
Schiras	69
Schlegel, A. W.	18
Schlegel, Fr.	7
Schubert, von	10
Sephardim	54
Serdomenici	25
Shawris, Bischof	77
Shabatai, Zebi	94
Sheil, Colonel	209
Shir Singh	168
Sikhs	161
Simeon	35
Sinai	47 187
Smyrna	85
Solothurn	5
Somaglia, Cardinal	23

	Seite
Spieß	3
Stanhope, Lady	55
Stephen	53
Steinkopf, Dr.	32
Staël, Mad.	19
Stoddart	202 211
Stolberg, F. L. von	8 11 32
Stolberg, Chr.	11 12
Stratford	80
Suffis, die	124
Sunniten	70
Surur	58
Tabriz	77 207
Taganrog	79
Taylor	68
Teera	130
Teheran	76 102
Terra Santa	53
Testa	24
Thugs	176
Timbuktu	95
Tokat	99
Torbad-Hydaria	119
Toxila	155
Trapezunt	204
Trebeck	137
Trint	8
Tübingen	14
Turkomannen	129
Turschisch	115
Umritsur	157
Utsh-Klisia	206
Valais	16
Val-Sainte	29
Veith, Johs	20
Verapula, Erzbischof von	181
Vevay	16
Vision	163

	Seite
Walpole, Lady	81
Way, Lewis	35
Weilersbach	2
Weimar	4
Weissagungen	82
Werner, Z.	9
Wien	7
Wolffenbüttler Fragmente	4
Wunder	83
Würtembergische Emigranten	78
Yezidi	62 64 66
d'Yron	31
Yoghi	158 165 184
Zabid	195
Zalda	7
Zaremba	78
Zeist	83
Zschocke	14 26



I. Buch. Der Morgen des Wanderlebens.

Erstes Capitel.

Geburt. Kindheit. Früheste Erlebnisse. Taufe.

Zu einer Wanderung laden wir den freundlichen Leser ein. Er möchte gewiß gern schon beim Antritt derselben wissen, auf welche Beförderungsmittel er zu rechnen hat. Es war die Zeit der Gemüthlichkeit, als der Schwager auf dem Posthofe blies und mit der Abfahrt der alten Kutsche wartete, bis der letzte männliche Passagier sein Pfeifchen angezündet und die ältliche Dame die im Wirthshaus vergessene Hutschachtel nachgeholt hatte. Der Fußreisende nahm damals gleich in der heimathlichen Stadt den Wanderstab und zog mit dem Ranzen auf dem Rücken aus denselben Thoren, die er sonst nur mit dem himmelanstrebenden Cylinder passirte. Jetzt fängt die Fußreise erst dreißig, vierzig, fünfzig Meilen von der Heimath an. Bis dahin bringt den Studenten und den Handwerksburschen das stürmische Dampfroß, das die Rappen der alten Postchaise zu Tode gejagt hat. Der Wanderer, den wir begleiten, ist ein von der Dampfkraft geführter, wenn der größere Theil seiner Wanderungen auch vor jene Tage fällt, in denen die Locomotive die Welt beherrscht. Auf viel Ruhepunkte ist nicht zu rechnen. Bänke giebt es nicht am Wege, um auf denselben auszuruhen. Behaglichkeit wird vielleicht nicht eben der Hauptcharakter der Theilnahme sein können. Luftzug, Strömungen des Windes mußt Du ertragen können, lieber Leser; denn unser Wanderer reis't meist im Sturm. — So gehen denn auch die Gegenstände am Wege rasch vorüber; aber wer um des-

willen doch die Bilder nicht Preis geben möchte, die er aus den Fenstern des Waggons oder bei dem flüchtigen Aufenthalt auf dem Perron des Bahnhofes wahrnahm, der wird schon die kleinen Bilder nicht ganz ohne Interesse hinnehmen, die Wolff's Leben dem darbietet, der von Anfang bis zu Ende nach seinem raschen Laufe es verfolgt.

Wolff ist seiner Abkunft nach ein Baier. Nach Baiern war nämlich sein Großvater väterlicher und auch der mütterlicher Seits von Prag her ausgewandert, als dort am Anfang des 18. Jahrhunderts eine große Judenverfolgung ausgebrochen war. David, sein Vater, konnte zwar um die Mitte des Jahrhunderts ungestört wieder nach Prag zurückkehren, um dort den Talmud zu studiren; aber als Rabbiner wirkte er doch in der zweiten Heimath der Familie — und zwar zuerst in Weilersbach unweit Forchheim, wo ihm aus seiner Ehe mit Sarah, der Tochter des Isaac Lipschowitz, sein erstes Kind geboren wurde, Wolff genannt nach dem Großvater väterlicher Seits. 1795 war dies geschehen. Die Eltern führten ein Wanderleben, denn der Vater war bald in Kissingen, bald in Halle a. S., bald zu Ullfeld in Baiern als Rabbiner angestellt. In Halle fing der fünfjährige Knabe an, mit seinem jungen Bruder Jacob Lieb die Schule zu besuchen.

Das väterliche Haus bot dem Knaben schon früh ein reges, geistiges Leben. Da gingen die Juden ein und aus, um sich über Israels Hoffnungen zu unterhalten und sich an den großen Männern aus des Volkes Vergangenheit zu erheben. Schon das Knäblein gewann hier ein Ideal. Zu einem solchen nämlich wurde für ihn Moses Maimonides, der große Arzt und Philosoph des Mittelalters. Da die Sage berichtete, daß derselbe — in seiner Kindheit gänzlich unwissend und ohne Fähigkeiten — sich in der Synagoge am Fuße der Gesetzeslade unter Gebet und Thränen hingestreckt und dort seine Talente empfangen habe: so hätte Wolff es gern ihm gleich gethan. — In jenen Unterredungen kam auch der Name Jesu vor. Der Knabe erfuhr von seinem Vater, daß dieser ein hochbegabter Israelit gewesen, aber von dem jüdischen Gerichtshof zum Tode verurtheilt worden sei, als er beansprucht habe, der Messias zu sein.

Zwar schon diese Andeutungen, verbunden mit der Bemerkung des Vaters, daß die Zerstreuung der Juden eine Strafe für ihr gegen die Propheten begangenes Unrecht sei, riefen in dem kleinen Wolff die Vermuthung hervor, daß wohl auch Jesus ein Prophet gewesen sei. Aber weiter noch führte ihn der Umgang mit einem Barbier, Namens Spieß. Dieser sagte ihm, daß kein anderer als eben Jesus von Nazareth der Messias sei, und verwies ihn auf das 53. Capitel des Jesaias. Der Knabe machte sich alsbald daran, dies Capitel zu lesen. Aber was mußte er erfahren, als er nun bei seinem Vater sich Auskunft erbat! Der Vater verweigerte dieselbe — und Wolff hörte, wie er hernach zu der Mutter sagte: „Gott sei uns gnädig, unser Sohn will kein Jude bleiben!" Der siebenjährige Junge, der sich mit der Abweisung nicht begnügte, lief zu dem lutherischen Geistlichen, der aber seine Erklärung, daß er Christ werden wolle, abwies. Aber kindische Unbeständigkeit hatte ihre Hand hier nicht im Spiel. Als er elf Jahr alt nach Bamberg kam, sprach sein Onkel Aschur dieselbe Besorgniß wie der Vater aus und setzte die Drohung hinzu, daß er ihn enterben werde, falls er Christ werden würde; aber diese erschütterte den Knaben nicht.

In Bamberg wurde seine Absicht durch den Lehrer Nepff am katholischen Gymnasium nur noch mehr bestärkt. Er theilte sie dem Vetter mit, in dessen Hause er wohnte. Dieser, Moses Lazarus Cohen, ein moderner Jude, rief aus: Du bist ein Enthusiast! aber die Frau desselben fertigte ihn nicht mit so leichtem Worte, sondern mit einer Feuerzange ab, mit der sie ihn unter Flüchen zum Hause hinaustrieb.

So war dort seines Bleibens nicht mehr, und es begann nun schon ein Wanderleben, wie es ihm als Erbe zu Theil geworden zu sein schien. Auf seinem Wege nach Würzburg beherbergte ihn ein Schäfer. Wolff gedenkt in seiner Lebensbeschreibung mit Rührung des Pater Nosters und der fünf Ave Maria's, die derselbe mit seiner Familie für die Seele des armen Juden gebetet und wie er ihn am Morgen mit einem Reisegelde entlassen habe, das bis Frankfurt ausreichen sollte. In Frankfurt erwarb er sich Einiges mit hebräischem Unterricht, dann zog er nach Halle weiter. Die rationalistischen Professoren der dortigen

Universität machten keinen Eindruck auf ihn, aber ein Wort des würdigen Knapp hat er nie vergessen. Dieser sagte zu ihm: „Junger Mann, wenn Sie blos darum Christ werden wollen, weil Sie Christus für einen großen Philosophen halten, so bleiben Sie, was Sie sind. Aber wenn Sie glauben, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sei, Gott über Alles, gelobet in Ewigkeit — dann bitten Sie Gott, daß dieser Glaube Ihr Herz und Ihre Seele durchdringen möge."

Wir sehen Wolff nun bald in Prag, bald in Preßburg, bald in Wien. Er schlug sich durch mit Ertheilung von hebräischem Unterricht. Er war unterdeß 16 Jahr alt geworden. Sein Wunsch, Christ zu werden, war noch immer nicht erfüllt. In der Benedictiner-Abtei Mölk, zu der er auf dem Wege von Wien nach München gelangte und die mit ihrem Rufe, eine besondere Pflegerin der Wissenschaft zu sein, ihn anzog, hoffte er der Erfüllung desselben näher zu kommen, aber eine Ohrfeige, die er der Köchin applicirte, als sie auf Eingeben der Mönche ihn fragte, ob er auch Schweinefleisch esse und nach Bejahung der Frage ein Spottlied von Mauschel anstimmte, machte seinen längeren Aufenthalt im Kloster unmöglich.

Um die Zeit, die nun folgte und die er theils in München, theils in Ansbach zubrachte, kam er über Paulus Commentare zum Neuen Testament und über die Wolfenbütteler Fragmente. Die Lesung dieser Bücher hatte zur Folge, daß ihm der Protestantismus verleidet wurde, und sein Entschluß sich befestigte, in keiner anderen als der katholischen Kirche die Taufe zu begehren.

Doch ehe dies Verlangen in Erfüllung ging, sollte er erst noch einen Boden betreten, den gerade der freiere Protestantismus so recht beherrschte. 1811 trat er in das Gymnasium zu Weimar, dessen Director damals Lenz, Salzmann's Schwiegersohn, war. Hier fand er besonders freundliche Aufnahme bei dem bekannten Johannes Falk. Dieser, der Freund von Goethe und Schiller, Legationsrath zu Weimar, hatte damals seine pantheistische Periode. Als Wolff, mit dem er classische und naturphilosophische Studien trieb, ihm seine Absicht, Christ zu werden, mittheilte, erwiderte er: „Wolff, lassen Sie sich rathen! Bleiben Sie, was Sie sind; denn bleiben Sie ein Jude, so werden Sie ein be-

rühmter Jude; als Christ aber werden Sie nie einen Namen erlangen, Christen nämlich, die tüchtig sind, giebt es in der ganzen Welt im Ueberfluß." Goethe, der dies erfuhr, sagte zu Wolff: „Junger Mann, folgen Sie der Stimme Ihres eigenen Herzens, und lassen Sie sich nicht nach Dem gelüsten, was Falk sagt." Eigenthümlich war das Zusammentreffen Wolff's mit Goethe. Es geschah auf einem Spaziergange mit Falk. Es kam ihnen ein Mann mit stattlichem, gebieterischem Wesen entgegen, und der junge Wolff sagte: „Das ist gewiß Goethe!" Als Falk sich über die Aeußerung wunderte, erwiderte Wolff: „Ich habe seinen Egmont gelesen, und darnach urtheile ich. Denn nur ein Mann von solchem Wesen konnte Egmont schreiben." Goethe, dem Falk diese Aeußerung Wolff's mittheilte, fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt und bewies sich nun sehr huldvoll gegen den jungen Mann.

Wolff wurde in den religiösen Ideen Weimars nicht heimisch. Er spricht über den Grund sich selbst folgendermaßen aus: „Die Religion von Herder, Goethe, Schiller und Wieland war ein Gemisch von Poesie und Philosophie, halb Christenthum, halb Hindu-Religion. Die Leute schwuren bei Prometheus, sie sympathisirten mit Ariadne von Naxos; Kant und Fichte waren ihre Heiligen und die Gegenstände ihrer täglichen Betrachtung."

Ueber Heidelberg, wo Bekanntschaften mit J. H. Voß und Creutzer angeknüpft wurden, und über Maria Einsiedeln ging die Wanderung nach Solothurn. Dieser Aufenthalt wurde für Wolff bedeutungsvoll. Als Pater Günther seinen Wunsch, Christ und als Christ Missionar zu werden, erfuhr, war er zwar ganz besonders erfreut, aber er bemerkte dem jungen Manne, daß sein jetziges Judenthum völlig unbekannt bleiben müsse; nur unter dieser Bedingung dürfe er an allem Unterricht Theil nehmen. Wolff wurde zu einem Bürger Allemann in's Haus gegeben und hatte hier zum Stubengenossen den Studenten Biedermann. Mit diesem Stubengenossen bildete sich ein Freundschaftsverhältniß heraus, aber Monate lang blieb auch Diesem Wolff's Judenthum verborgen. Da kam es zu folgender nächtlichen Unterredung. Wolff sagte von seinem Bette aus beim matten Schimmer der Nachtlampe, während auch Biedermann auf seinem Lager lag:

„Wir sind nun schon Monate lang befreundet; da drängt es mich, Dich mit etwas in Betreff meiner selbst bekannt zu machen; aber ich hoffe, daß Deine Zuneigung zu mir darunter nicht leiden wird!" Biedermann versicherte, sie würden immer Freunde bleiben. „Nun," fuhr Wolff fort, „wer, denkst Du denn, daß ich bin?" Der Freund antwortete: „Soll ich geradezu die Wahrheit sagen, so habe ich immer vermuthet, daß Du ein Berner bist." (Mit diesem Namen werden nämlich in der Schweiz alle Protestanten benannt.) Wolff fragte nach der Ursache dieser Vermuthung. „Weil," meinte Biedermann, „Du Dich in der Kirche immer so seltsam benimmst. Du sitzest, wenn die Anderen stehen, und knieest, wenn die Anderen sitzen." — „Nun," sagte Wolff, „ich will Dir sagen, was ich bin! — Ich bin ein Jude!" — Biedermann schrie laut auf vor Schrecken und sprang aus dem Bett; der Lärm weckte den Wirth und die Wirthin, die nackend in's Zimmer kamen und fragten: „Was ist hier los? Ist der Teufel unter Euch gefahren?" „Schlimmeres noch!" sagte Biedermann, „Wolff ist ein Jude!" Auch die Wirthsleute waren tief erschüttert; aber sie ließen sich beruhigen. Doch war schon am andern Tage die ganze Stadt von dieser Neuigkeit voll, und Wolff wurde sorgfältig überwacht. Aber sehr bald trat ein häusliches Ereigniß ein, das Wolff's Fortgang nöthig machte.

Die Familie knieete einst vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, während Wolff aus dem Fenster sah. Die Wirthin bemerkte: „Herr, unser Herrgott ist nicht beim Fenster, sondern hier!" Wolff erwiderte entrüstet: „Das ist nur ein Stück Holz! Unser Herrgott aber ist überall!" Wolff sollte wegen dieser Aeußerung Abbitte thun; das forderte Pater Günther, zu dem der Wirth gegangen war. Allein er weigerte sich und zog es vor, Solothurn zu verlassen und wieder nach Prag zu gehen.

In Prag erreichte Wolff endlich seinen Zweck. Durch einen Franziskaner-Mönch, dessen Predigt er gehört hatte, wurde er bei dem Bischof Hain, dem Prälaten Caspar Rozko und dem hebräischen Professor Ulmann eingeführt. Diese erkundigten sich nach ihm bei Pater Günther, und als die Auskunft günstig ausfiel, wurde er endlich nach langem Harren getauft. Die Taufe wurde durch den Abt des Benedictinerklosters Emmaus, Leopold

Zalda, am 13. September 1812 vollzogen. Joseph Veith und Carl Morawetz waren seine Taufzeugen — und der Name Joseph war die Mitgift, die er empfing. Seiner hat er sich immer bedient, nicht aber der Namen Stanislaus Wenzel, die ihm bald darauf der Bischof von Leitmeritz bei seiner Firmung beilegte.

Zweites Capitel.

Religiöser Zustand Wiens. Hoffbauer. Graf Stolberg.

Wolff entwirft uns ein sehr anschauliches Bild von dem religiösen Leben der Oesterreichischen Kaiserstadt. Er war in dieselbe gekommen, nachdem er die kleine böhmische Kreisstadt Klattau, wo er mit den Benedictinern ein Lyceum begründen sollte, um der Eifersucht der Mönche willen sehr bald hatte verlassen müssen. In Wien aber fand er den besten Eingang, da ihn Empfehlungen an Joh. Jahn, Dr. Kopitar, den Slavisten und an Joseph von Hammer begleiteten. Bei diesen Männern ging der Student, der zugleich Docent — wenn auch nicht im öffentlichen Amte — war, ein und aus; noch mehr aber bei Friedrich von Schlegel, der nebst seiner Gattin Dorothea, der Tochter von Moses Mendelssohn, ihn sehr begünstigte und Wolff's Bekanntwerden mit Clement Maria Hoffbauer, dem Manne, durch welchen der Redemptoristen-Orden eingeführt war,*) anbahnte.

Die religiösen Kreise Wiens waren damals etwa folgende. Obenan stand die Hoftheologie, vertreten durch den Erzbischof und die höhere, mit Orden und Ehrenzeichen geschmückte Clerisei. Sie erkannte allerdings den Supremat des Römischen Hofes an, doch nur, soweit derselbe die Rechte der National-Kirche an-

---

*) Die eigentliche Zulassung dieses Ordens in den österreichischen Staaten wurde erst in dem Monate nach Hoffbauer's Tode — den 19. April 1820 — durch kaiserliches Decret ausgesprochen. S. Gieseler's Kirchengeschichte der neuesten Zeit. S. 359.

erkannte. Eine wissenschaftlich bedeutendere Persönlichkeit in ihr war wohl nur der Beichtvater des Kaisers und Almosenier der Kaiserin, Jacob Trint, ein Mann, der in einem Werk von 8 Bänden das Dogma Roms mit Kant, Fichte, Schelling, Bardili, Wieland, Herder, Goethe und Schiller in Einklang zu bringen suchte.

Johannes Jahn und seine Anhänger waren mehr Schrifttheologen, berührt von der protestantischen Neologie, doch so, daß sie dieselbe in den Lehren von der Gottheit Christi und der Versöhnung nicht hervortreten ließen, wohl aber in Dem, was sie über die Inspiration und die Weissagungen lehrten.

Eine dritte Partei hielt es mit J. M. Sailer, dem deutschen Fenelon, und mit Friedrich Leopold von Stolberg. Hier war allerdings strenge Orthodoxie, Ergebenheit an das Papstthum, Bewunderung des Alterthums und der Väter — dennoch wurde Unfehlbarkeit nur für die Kirche, nicht für den Papst in Anspruch genommen, und in Dem, was nicht Lehrsatz, sondern blos Lehrmeinung war, bewegte man sich freier, so daß man z. B. nicht blos die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria verwarf, sondern auch ihre und der Heiligen Fürsprache nicht gerade für nothwendig erklärte.

Die vierte Partei, eine mystische, wurde durch die Pescheliten oder Pöschlianer gebildet. Sie hatte Thomas Pöschl zu ihrem Führer. Dieser war in Ampfelwang bei Linz, als diese Gegend noch bairisch war, Pfarrer gewesen, als sie aber zu Oesterreich kam, wurde er wegen seines Mysticismus entsetzt, erst in Salzburg gefänglich verwahrt und dann in das Deficientenpriesterhaus nach Wien deportirt. Pöschl selbst lebte vorzugsweise in eschatologischen Ideen. Die nahe allgemeine Judenbekehrung und das bevorstehende Weltende waren die Themata, bei denen er stehen blieb; aber der Nachdruck, den er auf das Wort Pauli legte, daß der Christ auch nach der Gemeinschaft der Leiden Christi streben müsse, um ihm in seinem Tode ähnlich zu werden (Phil. 3, 10), wurde von seinen Anhängern dahin mißverstanden, daß sie gottgefällig zu handeln wähnten, als sie an einem Charfreitage an einem jungen Mädchen, welches das Loos dazu bestimmt hatte, die Kreuzigung vollzogen. Wolff be-

suchte Pöschl in seiner Haft und überzeugte sich, daß er die Schritte seiner Anhänger keineswegs billigte.

Die bedeutendste unter allen Parteien war die fünfte, sie bestand aus der Elite aller Gebildeten. Der höhere polnische Adel, sowie die Erzbischöfe und Bischöfe Ungarns, die praktische Landgeistlichkeit Oesterreichs, sowie die mystischen Philosophen des Landes waren ihr zugethan.

Von kirchlichen Notabeln wollen wir nur den päpstlichen Nuntius und den großen Cardinal Consalvi nennen. Aus der literarischen Welt gehören hierher Friedrich von Schlegel, Zacharias Werner und Adam Müller. Diesen Umkreis beherrschte Clement Maria Hoffbauer, Er war ein Herrscher — selbst der Papst Pius VII. mußte dies anerkennen; und daß auch dieser sich die Herrschaft mußte gefallen lassen, wußte der Mann, der sie übte, sehr gut. „Ich bin es," sagte er einmal zu dem päpstlichen Nuntius, „der in Wien die römischen Katholiken macht, und nicht der Papst."

Die äußere Erscheinung des Mannes hatte mit Ausnahme des stechenden Auges nichts Auffälliges. Schlicht und einfach, den dreieckichten Hut auf dem Kopfe, in einem groben schwarzen Rocke, den ein Gürtel zusammenhielt, mit kurzen Beinkleidern und groben wollenen Strümpfen, die er sich selber strickte, ging er einher. Sein Zimmer hatte ein schwarzledernes Sopha, auf dem man ihn fand, während in den einzelnen Abtheilungen desselben ringsum Tische standen, an welchen junge Priester arbeiteten. Ein kleiner Altar mit dem Crucifix und dem Mutter-Gottes-Bilde fehlte nicht. Hier stellte er, wenn er präcise 12 Uhr zum Essen heimgekehrt war und auf den Tisch geklopft hatte, eine kurze geistliche Betrachtung an, indeß die jungen Geistlichen rings um ihn her knieeten. Er hatte dann schon eine achtstündige Arbeit hinter sich; denn um 4 Uhr war er aufgestanden, betend hatte er seinen Kirchweg gemacht, Messe gelesen und Beichte gehört. Fünf Predigten hielt er an jedem Tage.

Seine Predigten waren mit Legenden und Fabeln durchwebt, von denen wir uns eigentlich bei Zuhörern, wie er sie hatte, keinen besondern Eindruck versprechen können. Dieser wird wohl mehr aus dem Ernst und der Strenge seiner Moral und seiner

feurigen Hingebung an die Kirche und die heilige Jungfrau hervorgegangen sein. Von dem Eifer, den er dabei entfaltete, erzählt Wolff als Beispiel, daß eines Tages, als er beim Predigen die Bandage seines gerade verwundeten Arms verloren hatte und ohnmächtig niedergesunken war, er, sobald er sich erholt hatte, einfach einem Priester zurief: „Binde sie etwas fester!“ und dann die Predigt fortsetzte. Zwei Dinge konnte übrigens Wolff mit dem übrigen Bilde Hoffbauers nicht vereinigen, die Leidenschaftlichkeit, zu welcher er sich bisweilen fortreißen ließ, und die reservatio mentalis, d. h. die Zurückhaltung mit der Wahrheit in Fällen, wo es auf die ganze Wahrheit ankam. Die letztere spielte eine große Rolle in einer Geschichte, die viel Aufsehen machte, in der Entführung der Rosalie, der Tochter eines reichen Wiener Kaufmanns. Hoffbauer wußte um die ganze Angelegenheit, ja hatte sie indirect veranlaßt; nichtsdestoweniger wußte er sich in gleicher Weise von derselben frei zu machen, wie jene Genossinnen der Rosalia es thaten, die, obschon sie um den Aufenthalt derselben wußten, mit gutem Gewissen es glaubten verneinen zu können, weil dieselbe nach dem Eintritt in das Nonnenkloster zu Bucharest nicht mehr Rosalia, sondern Philippina hieß.

Bei Hoffbauer ging Wolff viel ein und aus, und dieser, sowie der übrige Umgang, den er hatte, bewirkte, daß er die zwei Jahre seines Studiums in Wien als sehr glückliche bezeichnen konnte. In dieser Zeit machte er einen Ausflug nach Preßburg, Ofen und Pesth, der wiederum von der Anknüpfung bedeutungsvoller Bekanntschaften begleitet war. Eine andere Reise führte ihn in Regensburg mit dem Philosophen Klein, in Nürnberg mit Möhler, Kanne und Schubert zusammen. Von Kanne erzählt er uns, daß derselbe damals in der Periode der Umkehr begriffen gewesen sei, um nämlich ein demüthig gläubiger Jünger Jesu zu werden, während er früher den größeren Theil der heiligen Geschichte als Sage verworfen habe. Von Schubert erwähnt er, daß derselbe nahe daran gewesen sei, dem römischen Katholicismus sich zuzuwenden. Auch Windischmann in Aschaffenburg, Brentano, Buchholtz und Friedrich Schlosser, der aus einem Lutheraner ein Katholik geworden war, — diese in Frankfurt a. M. — lernte er kennen. —

Diese letztere Reise aber hatte ein Ziel, wo wir unsern Wolff mehrfach selber müssen reden lassen. Sie ging in's Ravensbergsche nach dem Schlosse Tatenhausen, wohin ihn Graf Friedrich Leopold von Stolberg eingeladen hatte. Die Veranlassung dieser Einladung hatte aber die Zusendung von Proben einer Bibelübersetzung gegeben, mit welcher sich Wolff in Wien beschäftigte.

Wie mächtig schlug das Herz des Wanderers, als er da vor dem ehrfurchtgebietenden Manne mit dem grauen, buschichten Haupthaar stand und ihm, der ja auch ein Convertit war, in's Auge schaute! Wolff mußte sofort von Wien erzählen — und da war denn Zacharias Werner der Erste, über den berichtet ward. Aber bei der Mittheilung einer seiner Reden kam gleich der Stolberg'sche Katholicismus zum Vorschein. Als Wolff Werner's auf die heilige Jungfrau bezüglichen Worte: „Bitte den Herrn Jesus und sie!" recitirte, fiel Stolberg donnernd ein: „Gotteslästerung! Das ist nicht Lehre der Kirche!" Noch waren die anderen Glieder des Hauses nicht erschienen. Da kamen denn nach und nach die kleine Gräfin, der Hausgeistliche Kellermann, nachmaliger Bischof von Münster, Vornholdt, der Informator, und zuletzt die elf Söhne und sieben Töchter, Söhne gleich dem Donner und Töchter gleich dem Blitz; auch die Verlobte Christians, des zweiten Sohnes, die Gräfin von Brabeck. Wolff sagt, es sei ihm oft gewesen, als würde er in das Mittelalter zurückversetzt, wenn er nach Tisch den Grafen mit diesem seinem ganzen Gefolge aus dem Burgthor habe hinausreiten sehen.

Wolff merkte bald, daß hier ein anderer als der Schlegel'sche Katholicismus walte. Die unbefleckte Empfängniß Mariä wurde hier nicht geglaubt. Wenn Wolff ihre Annahme um deßwillen, weil sie die Mutter Jesu gewesen sei, nothwendig fand, so sagte Stolberg: „Und Eva ist seine Großmutter gewesen." Auch den Namen der Himmelskönigin konnte der Graf nicht leiden; da die Offenbarung nichts davon sage, so meinte er, dürfe man Maria auch nicht über Alles stellen. Ebenso leugnete er ihre sichtbare Erhebung zum Himmel; er sagte, man wisse, daß sie zu Ephesus gestorben sei.

Unter Stolberg's Auspicien arbeitete Wolff an seiner Bibelübersetzung weiter und erntete dabei so manches Lob des Grafen,

daß die Gräfin wohl bisweilen zu sagen pflegte: „Papa, Du machst den jungen Mann doch nicht eitel!" *) Aber Stolberg hielt seine Vorliebe für Wolff nicht zurück, er erklärte, dieselbe auch für Wolff's Ahnenvolk, für die Söhne Abrahams zu besitzen. Dieser Liebe stand gegenüber seine Abneigung gegen die Inquisition und die Kreuzzüge, von denen er mit ebensoviel Entsetzen sprach, wie er mit Ehrfurcht von Huss und Luther redete.

Christian, der zweite Sohn, war damals ein Jüngling von 19 Jahren. Er kam von Berlin zurück, wo er in Niebuhr's Hause gewesen war, um, nachdem er im elterlichen Hause seine Verlobte umarmt hatte, nach Waterloo zu gehen, wo er mit einem andern seiner Brüder fiel. Es war ein herzzerreißender Anblick, als er die Braut, die er seit seinem siebten Jahre geliebt hatte, verließ. Es sollte nun die Prophezeihung in Erfüllung gehen, die 1792 der alte Graf Stolberg ausgesprochen hatte: „Die Stolbergs, meine Söhne, werden fallen; sie werden einen schönen Tod sterben, den Tod für ihren König, für die Freiheit und das Vaterland!"

Eines Morgens, als gerade die Familie beim Frühstück saß, kam die Nachricht, daß Napoleon von Elba entkommen sei. „Der letzte Versuch!" sagte Stolberg lächelnd. Auf einem Spaziergang dieses Tages aber sprach er mit dem Ton eines alten Sehers: „Er fällt! Ihn stürzt Gott der Allmächtige! So hat es beschlossen der Alte der Tage!" — Eben diese Rückkehr Napoleon's machte es aber nothwendig, daß Stolberg, der vielfach gegen den Erbfeind der deutschen Lande geschrieben hatte, für sich und seine Familie bei seinem Bruder in Holstein Sicherheit suchte. So wurde auch Wolff's Abschied aus dem theuern Hause, in dem er nach des Grafen Wunsch einige Jahre verweilen sollte, schon nach drei Monaten herbeigeführt. Stolberg's Katholicismus war unvermerkt der seinige geworden. Er redete in der Folge-

---

*) In Stolbergs Leben von Menge (II. p. 400) wird uns die entgegengesetzte Mittheilung gemacht, daß nicht Stolberg der Lobredner der neuen Uebersetzung, sondern Wolff es selber war, und daß Stolberg und Kellermann bald mit scherzendem Witze, bald mit Ernst, bald wieder mit Ironie den jungen Mann in die Bahn richtigerer Würdigung eigner und fremder Verdienste einzulenken suchten.

zeit oftmals Protestanten gegenüber zu Gunsten der Kirche. Sie pflegten ihm dann zu sagen, was er vertheidige, sei garnicht Lehre der römischen Kirche. Hieß es dann: Stolberg meint es auch so, dann mußte Wolff wiederholt hören: „Stolberg ist ein guter Christ; aber er ist kein römischer Katholik. Geh' nach Rom, und Du wirst Dich selbst überzeugen." Auf dieser Reise werden wir ihn demnächst begleiten.

Drittes Capitel.

Prinz Hohenlohe. Madame von Krüdener. Reise nach Rom.

Es war am 3. April 1815, als Wolff das Stolberg'sche Haus verließ. In Elwangen kam er mit einer Persönlichkeit zusammen, die eine Zeit lang großes Aufsehn erregte; er traf in derselben einen alten Schüler aus Wien wieder, dieß war der Prinz Alexander Leopold von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst.

Seine erste Erziehung hatte der 1793 geborene Prinz durch Jean Paul erhalten; diesem Lehrer folgte der Römische Priester Aloys Bock zu Bern. Wolff unterrichtete ihn zu Wien im Hebräischen. Zu Bern stahl er aus der Spanischen Gesandtschaft die Meßgeräthe und Gewänder; vom Ungarnschen Seminar zu Tyrnau wurde er wegen Leichtfertigkeit weggeschickt; Gelder, die ihm für den Bau einer katholischen Kirche in Zürich anvertraut wurden, unterschlug er. Nichtsdestoweniger wußten seine Gaben ihm manche Herzen, selbst Männer, wie Sailer, zu gewinnen, und er wäre auf ein Haar in Rom zum Bischof gemacht worden, wenn nicht Wolff gegen ihn protestirt hätte. Wolff hatte die Erfahrung mit ihm gemacht, daß er eines Tages die Versicherung Hohenlohe's, er lese keinen Sailer, keinen andern Theologen, sondern nur die Schrift, entgegennahm — und am andern Tage eine Sailersche Predigt aus seinem Munde wörtlich hörte. Ebenso ging es, als er ihn später in Rom wieder traf. Da nannte man ihn als Verfasser eines lateinischen Gedichts. Wolff

leugnete, daß er die Fähigkeit dazu besitze. Hohenlohe mußte bekennen, daß ein Jesuit es geschrieben habe. — Und später soll dieser Mann Wunder gethan haben! Wolff hörte davon, als er 1821 in Aegypten war.

1815 kam Wolff nach Tübingen. Durch ein Schreiben an des Königs Majestät wußte er es möglich zu machen, daß das Stift, zu welchem sonst nur Protestanten Zutritt hatten, auch ihn, den Katholiken, aufnahm. Da überdieß der Bischof von Regensburg, Prinz Dalberg, ihm eine jährliche Pension zuwandte, so wurde sein anfangs ärmliches Leben sehr bald ein behagliches und er konnte bei dem Bürgermeister Bossert von Tübingen eine angenehme Wohnung beziehen. Unter den Professoren zogen besonders Flatt, Steudel und Bahnmayer ihn an. Doch auch diese stießen ihn — wenngleich nicht in demselben Grade wie Schnurrer und Gaab — wieder ab, wenn sie wider den Katholicismus zu Felde zogen. In Privat-Unterredungen ließ man freilich auch hier ihn merken, daß man den seinigen nicht für den römischen Katholicismus halte. Seine Grundsätze, sagte man ihm, würden ihm nimmer, wie er es wünsche, die Aufnahme in die Propaganda zu Rom bewirken.

Dennoch trat Wolff 1816 diese Reise an. Der schon erwähnte Bock, sowie Zschocke, machten ihm den Aufenthalt, den er erst in Aarau nahm, angenehm, besonders aber die Baronin von Krüdener. Sie ist bekannt, jene Frau, welche die mächtige Beherrscherin des Selbstherrschers aller Reußen, des Kaisers Alexander, wurde, deren Einfluß auch Talleyrand sich nicht zu entziehen vermochte. Wolff brachte einen ganzen Tag von Morgens 8 Uhr bis Abends 10 Uhr bei ihr zu. In ihrer Umgebung waren Empeytaz aus Genf mit seiner Mutter, Madame d'Armand, eine Anhängerin der Guyon, und Fräulein La Fontaine. Es war die Zeit, wo sie nicht mehr von den Mächtigen, sondern von den Gelehrten, von den Priestern, besonders von den Schweizer Pietisten, von Armen, Lahmen und Blinden aufgesucht wurde. Aus Basel war sie verwiesen; sie hatte dort eine Missionsschule begründet, welcher anfänglich Dr. Blumhardt vorstand. Diese sollte Wolff ja besuchen. Sie gab ihm außerdem Empfehlungen mit an Professor Lachenal, an ihren Schwieger-

sohn Baron Berkheim und dessen Frau, an den Bayerschen Gesandten, Baron d'Olry, der durch sie zum lebendigen Glauben gekommen war, und an Madame Staël-Holstein, die berühmte Verfasserin der Corinna. Die fünf Seiten aber, welche sie ihm in's Stammbuch schrieb, waren von solcher Beredtsamkeit, daß hernach Papst Pius VII. ganz begeistert wurde, als Wolff sie ihm übersetzte.

Das reformirte Basel hatte zuviel eingefleischte Feindschaft gegen die römische Kirche, als daß es daselbst Wolff hätte heimisch werden können, obwohl die herzliche Liebe zu Christo, die er dort fand, ihn anzog. Es gab hier viel confessionelle Debatten. Man fragte ihn z. B., was er denn zu den Scheiterhaufen sage, die Rom für Huß und Hieronymus errichtete?" Er stellte die Fragen entgegen: „Was sagt Ihr denn dazu, daß Calvin den Servetus verbrennen ließ und ein Lutherisches Consistorium Kepler verfolgte und daß Ulrich Zwingli gleich dem Muhammedaner Ali in der Schlacht fiel?" Sie erwiderten: „Wir legen ihnen auch keine Unfehlbarkeit bei." „Auch die Römische Kirche — fuhr Wolff fort — macht die Mörder von Huß und Hieronymus nicht zu unfehlbaren Leuten." — „Wohl thut sie das!" entgegnete man. „Nein," sagte Wolff, „die Kirche hat blos ihre Lehre für ketzerisch erklärt und der Staat hat sie bestraft; und das ist das Argument, das auch die Protestanten mit Rücksicht auf Calvin anführen." Sie fuhren fort: „Die Welt ist seit der Zeit erleuchteter geworden." Darauf behauptete Wolff: „Auch die Katholiken sind weiser und erleuchteter geworden." Blumhardt aber wollte es in Abrede stellen, daß Rom je anders geworden sei. „Rom ist auch nicht die katholische Kirche!" war Wolff's Antwort. Als man ihm aber vorwarf, er glaube die Unfehlbarkeit des Papstes, und er dieß leugnete, sagten Alle: „Sie sind ein Stolbergianer und kein römischer Katholik" und Blumhardt setzte sogar hinzu: „Mit diesen Ansichten wird Rom Sie in den Bann thun!" Wolff aber meinte, hierfür komme es noch erst auf den Beweis an.

In Lachenal, dem Freunde Jung-Stillings, lernte Wolff eine mystische Natur kennen. Aber Beide fühlten sich sehr zu einander hingezogen. Sie machten zusammen einen Besuch bei Berk-

heims. Hier trafen sie gerade eine erbauliche Versammlung, bestehend aus Schustern, Schneidern und anderen Handwerkern, die zum Schlusse ein Lavatersches Lied sang und dann unter herzlicher Umarmung von dem Hausherrn entlassen wurde. Das war so ein ganz anderer Ton, als im Stolberg'schen Hause. Stolberg redete bei aller Freundlichkeit derartige Leute mit Du an und begehrte von ihnen seine Titel. Wolff fand die Stolbergische Weise in der Ordnung und sprach sich auch gegen den Baron von Berkheim darüber aus, daß er kein Freund solcher Standesverwischung sei.

Einen Einblick in eine eigenthümliche Art protestantischen Pfarrlebens erhielt Wolff, als er nach Vevay kam. In Freyburg hatte das Haupt der Redemptoristen, Passerat, ihm seine Hebräische Bibel weggenommen, weil sie in Amsterdam, einer reformirten Stadt, gedruckt war. Als er nun nach Vevay zu dem protestantischen Prediger Scherer kam, bat er diesen, ihm eine andere zu überlassen. Aber Scherer bedauerte, keine Hebräische Bibel zu besitzen. Im Uebrigen war derselbe sehr freundlich gegen seinen Besuch, bat Wolff, bei ihm zu bleiben und erbot sich, ihn in der Umgegend von Vevay herumzuführen. Dabei wurden mit einer Gesellschaft von Damen und Herren Ausflüge gemacht, bei denen das eine Mal die Pfarrfrau Wolff zum Tanze aufforderte und seine Ungelenkigkeit kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und ein ander Mal der Gehülfe von Scherer die Gesellschaft mit seinem Harfenspiel ergötzte. Dennoch hatte der Prediger die Bitte seines Gastes um eine Hebräische Bibel nicht vergessen, und Wolff erhielt sie beim Abschied zum Geschenk. Diese Bibel giebt übrigens Gelegenheit zu einer kleinen Episode in Wolff's Geschichte.

Auch die von Scherer geschenkte Bibel hatte gar bald dasselbe Schicksal wie die vorige. In Valais schon nahmen sie die Redemptoristen ihrem Eigenthümer weg, weil auch sie in einer akatholischen Stadt — in Leipzig — gedruckt war. Aber Wolff entdeckte sie bald wieder und nahm sie heimlich zurück. Sie begleitete unsern Reisenden nach Rom. Papst Pius VII., dem Wolff ihre Geschichte erzählte, meinte lächelnd, die Redemptoristen seien doch gar zu eifrige Leute. Ungestört bediente sich Wolff

dieses Exemplars im Collegium Romanum und in der Propaganda; aber als er nach zwei Jahren aus Rom verbannt wurde, ward die Bibel vergessen. Die Anstrengungen, die er machte, sie wieder zu erlangen, waren vergeblich, was ihm um so schmerzlicher war, da er auch manche handschriftliche Bemerkung am Rande eingetragen hatte. Viele Jahre vergingen, Wolff war in England gewesen, hatte in Cambridge studirt, seine große Missionsreise in Central-Asien gemacht und war endlich nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's gekommen. Da ging er einmal mit dem protestantischen Bischof George Washington Doane aus New Jersey durch die Straßen Philadelphias, und sein Begleiter machte ihn auf ein Haus mit den Worten aufmerksam: „Hier wohnt einer ihrer alten Freunde!" Es war das Haus des katholischen Bischofs. Wolff sagte: „Kommen Sie, lassen Sie uns ihm einen Besuch machen!" Bischof Doane gab ihm einen seiner Geistlichen mit. Als Wolff seinen Namen melden ließ, und der Bischof die Treppe herabkam, gab es eine Wiedererkennungsscene. „Sie sind ja," sagte Wolff, „mein Kamerad aus der Propaganda, Kenrick!" Der Bischof aber führte ihn in sein Zimmer, nahm eine Bibel von seinem Tisch, zeigte sie Wolff und sagte: „Nehmen Sie Ihr Eigenthum!" Nach zwanzigjähriger Trennung kam Wolff wieder in den Besitz seiner Bibel und konnte mit ihrer Geschichte der zu Sheffield wohnenden Madame Read eine Freude machen; diese war nämlich die Tochter Scherers, der sie ihm geschenkt hatte.

Kehren wir zu der Reise unsers Wolff zurück, so finden wir ihn, nachdem er Valais verlassen hatte, in Mailand. Nur van der Hagen wandte ihm eine geringe Aufmerksamkeit zu. Die anderen Bibliothekare der ambrosianischen Bibliothek kamen ihm auf's Freundlichste entgegen, und manche unter ihnen gaben ihm die wärmsten Empfehlungen nach Rom mit.

Als er, mit dem Ranzen auf dem Rücken, gleich einem deutschen Studenten von Mailand seine Wanderung fortsetzte, war sein erstes Ziel Novara. Ein schweres Regenwetter machte, daß er erst spät Abends — und zwar ganz durchnäßt — hier eintraf. Doch war es noch eben rechte Zeit, daß er das Kloster der Salesianerinnen, eines von Franz von Sales gebildeten

Ordens, aufsuchen konnte. An eine der Nonnen desselben, Schwester Huber Mièville, hatte er nämlich einen Empfehlungsbrief. Er schellte an der Thür; eine Schwester kam und sprach: Deo gratias! Man führte den Fremdling zuerst in den glänzenden Speisesaal, wo er, während sein Brief hinaufgeschickt und oben gelesen wurde, mit dem Padre Confessore, einem Dominicaner, der ein behäbiger, gemüthlicher Mann war, sich unterhielt. Es währte nicht lange, so kam Huber Mièville mit einem ganzen Gefolge von Ordensschwestern herunter. Einstimmig jauchzten sie: Ein Hebräer! Ein bekehrter Hebräer! — Sofort wurde Wolff zum Abendessen gebeten. Der Padre Confessore sprach ein Gebet, und der Gast machte das Kreuzeszeichen. Alle riefen aus: „O der gesegnete junge Mann — er machte das Kreuz! Der liebenswürdige Jüngling," so sprachen sie mitten unter dem Gebet, „Gott segne ihn!" — Darauf fragte der Pater ganz feierlich, ob er auch das Pater noster beten könne? Wolff that es. Ebenso ging es mit dem Ave Maria und dem Salve Regina. „O der kleine Heilige!" jauchzten Alle. Der Mönch aber meinte, er werde noch einmal ein Apostel wie Paulus werden. — Nachdem Wolff durch die Güte des Dominicaners seine Kleider hatte wechseln können und von der ersten Magistratsperson des Ortes für die Nacht gastlich aufgenommen war, fand er sich zum Frühstück wieder bei den Nonnen ein, die ihn dann zu ihrer Aebtissin führten. Sie war gerade beim Lesen. Nach demselben mußte Wolff sie auf beide Wangen küssen und dann begann eine Unterhaltung über den Verfall der Frömmigkeit in der Kirche, bei welcher sie sich höchst würdig aussprach. Zum Abschied bekam Wolff einen schönen silbernen Rosenkranz und „Nonnenherzen," ein kleines Backwerk des Hauses.

Von Novara ging es nach Turin. Hier finden wir unsern Reisenden wieder in sehr gewählter Gesellschaft. Graf Waldburg-Truchseß, der Preußische Gesandte, ein Begleiter Napoleons auf Elba, seine Gemahlin, eine Tochter des Prinzen von Hohenlohe-Hechingen, Madame Staël, der Graf de la Torre, Kosslofsky, der Russische Gesandte, und Potemkin, der Neffe jenes Potemkin, der ein Günstling der Kaiserin Catharina war, endlich August Wilhelm von Schlegel — diese waren es, mit denen Wolff in

Turin verkehrte. Die Aufmerksamkeit der Madame Staël gewann er durch das ihm gewidmete Andenken der Frau von Krüdener, und Schlegels Theilnahme durch seine poetischen Uebersetzungen des Jesajah und Jeremjah, die er vorlas. Bei dieser Gelegenheit ließ der Letztere einen leisen Tadel laut werden, den Wolff sich für seine ganze Zukunft zu Nutze machte, sie bezog sich auf sein allzu großes Pathos im Vorlesen.

Der letzte Abschnitt der Reise nach Rom war mit einigen Beschwerden und Hindernissen verbunden, die jedoch glücklich überwunden wurden. Wegen widrigen Windes mußte Wolff drei Wochen zu Porto Fino, zehn italienische Meilen von Genua verweilen. Dadurch ging sein Reisegeld auf die Neige. Er hatte bei seiner Ankunft in Livorno nur noch einen halben Louisdor. Als er sich nicht zu rathen wußte, warf er sich auf seine Kniee und befahl sich dem Herrn. Siehe da kam ein Vetturin daher. Auf die Bürgschaft, die ein unbekannter Passagier auf sein ehrliches Gesicht hin leistete, und die am Tage nach der Ankunft in Rom gelöst werden sollte, nahm man ihn mit.

O welche Freude, als Wolff an der Grenze des Kirchenstaates das erste Kreuz mit dem päpstlichen Wappen im Centrum und mit der Ueberschrift Pax (Friede!) erblickte. Aber bald sah er Galgen, an denen Criminalverbrecher hingen — und da dachte er: So ist doch auch in den päpstlichen Staaten wohl kein vollkommener Friede!

Viertes Capitel.

Aufenthalt zu Rom.

In Rom erfuhr Wolff, daß er den Prinzen Salignac zum Reisegefährten gehabt habe, daß aber der Unbekannte, der ihm das Geld vorgeschossen, ein früherer Offizier der piemontesischen

Armee gewesen sei, der — von Sündenerkenntniß ergriffen — nach Egypten gehen wollte, um dort als Einsiedler sein Leben zu beschließen. Es gelang Wolff nicht, ihn wieder zu entdecken.

Das Geld aber hatte er sich sofort zu verschaffen gewußt von dem Maler Johannes Veith, der sich mit seinem Bruder in Rom aufhielt. Die beiden Veiths waren Söhne der Tochter von Moses Mendelssohn, die an Schlegel verheirathet war. Sie hatte anfänglich den jüdischen Bankier Veith geheirathet. Aber es bildete sich eine Wahlverwandtschaft zwischen ihr und Schlegel aus, der sie in seiner „Lucinde" feierte, welche Madame Veith mit der Novelle „Florentin" beantwortete. Sie wurde von ihrem Manne geschieden, der aber ihre Söhne nicht enterbte, und sie, sammt ihrem zweiten Manne und dessen Stiefsöhnen ließen sich in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen.

Die beiden Veiths, der Sohn des Philosophen Plattner und der Maler Overbeck führten Wolff bei dem berühmten Abbate Pietro Ostini ein. Diesem verdankt er die Bekanntschaft mit dem Cardinal Litta, der, so wie er hörte, daß ein jüdischer Convertit mit dem Wunsche, Zögling der Propaganda zu werden, gekommen sei, sofort ausrief: „Das kann kein Anderer als Joseph Wolff sein; ich muß ihn sofort beim Papst empfehlen." Wolff fand die freundlichste Aufnahme bei dem Cardinal, welcher bemerkte, daß er noch diesen Abend seine Ankunft Pius dem Siebenten melden werde.

Ostini war eine hervorragende Persönlichkeit in Rom, aber ein Mann von sehr zweideutigem Charakter. Er lehrte Geschichte am Collegium Romanum schon vor Pius' VII. Aufenthalt zu Fontainebleau und setzte diese Thätigkeit auch nach der Rückkehr des Papstes fort. Inzwischen aber war er ein Parteigänger Napoleons gewesen und hatte demzufolge nichts Besonderes zu erwarten, als der exilirte Papst in das Patrimonium Petri zurückkehrte. Aber wie wandte er die Gefahr ab? Es gelang ihm, gute Proselyten zu machen; die Künstler Overbeck, Vogel, Schadow, die Dichter Tieck und Werner, die Prinzessin Gagarin und Andere wurden von ihm für die römische Kirche gewonnen; es gelang ihm dieß durch sein Verfahren nach dem Bossuetschen System; denn das erkannte er, daß durch den Ultramontanismus

Deutsche nicht leicht zu gewinnen seien. Diese Errungenschaften, welche die römische Kirche ihm verdankte, mußte der Bischof Menocchi, der Beichtvater des Papstes, der in Rom geblieben war, ihm entgegenhalten, als der Papst, bei seiner Rückkehr, Ostini wie manche Andere nach Corsica verbannen wollte. So blieb Ostini und machte nun Bücklinge vor Jedem, von dem er wußte, daß er besonders gut beim heiligen Vater angeschrieben sei.

Wir treffen unsern Wolff sehr bald beim Papste. Wolff war schon im Vorübergehen in der Kirche St. Maria Maggiore von der Erscheinung des Papstes angezogen — und noch mehr fühlte er sich von der Leutseligkeit desselben hingenommen, als er statt des Fußes, den er zu küssen begehrte, ihm die Hand darbot. Nach einer Unterhaltung über Stolberg, Schlegel und Hoffbauer mußte Wolff dem heiligen Vater aus der hebräischen Bibel vorlesen. Der Papst sagte dann: „Du bist mein Sohn! Die Propaganda ist noch nicht wieder hergestellt aus der Zerstörung, welche sie während meines Exils erfahren hat; aber bis dahin, daß dieß geschehen wird, kannst Du mein eigenes Seminar besuchen und die Vorlesungen im Collegium Romanum hören; ich will Anweisungen zu Deiner Aufnahme geben." — Die Stimme des Papstes hatte etwas weiches, sein Gesichtsausdruck war mild, sein Auge glänzend, dabei war er durchaus ohne alle Affectation und erkünsteltes Wesen. Wolff konnte es wagen, ihn zutraulich auf die Schulter zu klopfen mit den Worten: „Ich liebe Eure Heiligkeit! Gebt mir Euren Segen!" Er kniete nieder und empfing ihn.

Am 5. September 1816 trat Wolff in das Seminar des Collegium Romanum. Nicht blos der Rector war freundlich gegen ihn, sondern auch seine Studiengenossen. Diese bereiteten sich hier vor, um einmal Priester in der römischen Diöcese zu werden. Ein violettes Gewand, ein dreieckiger Hut war die Tracht des Collegiums. Die Collegiaten waren Italiener, manche von hoher Abkunft, unter ihnen auch der Graf Ferretti, der gegenwärtige Papst Pius IX., ein milder, frommer, freisinniger junger Mann, der mit den Schriften Savonarolas vertraut war und sie unserm Wolff warm empfahl. Als Ferretti 1846 den päpstlichen Stuhl einnahm, gedachte Wolff, der damals in England war, der

Empfehlung seines früheren Genossen, erwarb sich Savonarola's Schriften und studirte sie.

Es gab im Collegium Romanum hochbegabte Köpfe, aber auch seltene Ignoranten. Wolff giebt uns von den Letzteren ein Beispiel durch die Erzählung einer komischen Unterredung. Einer der Collegiaten behauptete, daß Italien schon darum über Deutschland stehe, weil es so viele Heilige habe, während Deutschland keinen einzigen besitze. Keinen Einzigen? sagte Wolff, was war denn Göthe? — „Gut," sagte der Student, „das ist aber nur Einer." — „Was war denn Schiller?" fuhr er fort — „Nun wohl," erwiderte der Student, „das sind zwei!" — „Und Kotzebue?" — „So sind's denn drei!" — so ging das Zählen fort, Wolff nannte Baron Trenk, Jean Paul, Wieland, Herder, ununterbrochen bis zu Dreißig und als den Dreißigsten zählte er den großen Räuberhauptmann Schinderhannes. — „Aber" meinte der Student, „was sind dreißig Heilige für solch ein Land!" — „Nun," sagte Wolff, „wenn Du noch nicht zufrieden bist, so will ich Dir beweisen, daß Du ein großer Einfaltspinsel bist." Und dann klärte er ihm den Scherz auf.

Wolff kam vielfach und zwar schon sehr bald in Widerspruch mit dem Geiste, der im Collegium waltete. Wir geben davon nur einige Beispiele. Der Professor Piatti eröffnete seine Vorlesungen über die Prädestination damit, daß er sagte: „Es handelt sich hier um einen sehr verwickelten Gegenstand. Ich muß meine Zuhörer warnen, weder die Schrift, noch die Kirchenväter zu ihren Führern zu nehmen. Es kommt hier auf die untrüglichen Entscheidungen der Päpste an — und Pius V. hat in einer seiner Bullen ausdrücklich erklärt, wer Augustins Prädestination den päpstlichen Bestimmungen gleichstelle, der sei verflucht." Wolff gerieth in Feuer und Flammen. „Glauben Sie denn," fragte er, „an die Unfehlbarkeit des Papstes?" Der Professor sagte: „Ja!" — „Ich nicht!" entgegnete Wolff. — Er hatte das ganze Collegium mit einem Male gegen sich, und Bonelli erklärte ihm unwillig, schlechtes und gottloses Volk pflege an die Unfehlbarkeit des Papstes nicht zu glauben; wenn seines Bleibens aber zu Rom sein solle, so möge er solche Gedanken fahren lassen. Litta beruhigte ihn zwar etwas und vertröstete Wolff darauf, daß er

wohl noch zur Erkenntniß kommen werde. — Von ebenso ungünstiger Einwirkung auf Wolff selber und seine Stellung im Collegium war Ostini's Verhalten. Mit Interesse hatte er seine Vorträge über die Kreuzzüge gehört, mit Spannung sah er der Reformationsgeschichte entgegen. Aber was geschah? Sobald das 14te Jahrhundert geschlossen war, ging er auf den Anfang der Kirchengeschichte zurück. Wolff fragte ihn im Colleg geradezu, warum er nicht fortfahre. Die kalte Antwort lautete: „Das ist kein Brauch in Rom." — Dazu kam ein neuer Umstand, durch welchen Wolff Anstoß gegeben wurde und er auch wieder Anstoß gab. Der 85jährige Cardinal Della Somaglia, der Pius VII. in's Exil begleitet hatte und jetzt Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten und Dechant des Cardinal-Collegiums war, hörte von Wolffs Neigung, die Bibel in den Ursprachen zu lesen. Er warnte ihn mit der Erinnerung, daß er doch ja nicht vergesse, daß die Kirche die Auslegerin der Schrift sei. Er führte dabei jene Stelle des Propheten an, in der es heißt, eine Jungfrau werde schwanger werden und einen Sohn gebären. Da habe man lange gestritten, ob es „Jungfrau" heiße oder nicht; der Papst sei gefragt und sein Ja habe erst den Streit geschlichtet. Kenntniß der hebräischen Sprache, erklärte er, sei zwar ein Schmuck, aber keine Nothwendigkeit für den Priester; denn in letzter Instanz müsse doch der Papst entscheiden. Wolff erwiederte höhnisch: „Wie kann der Papst entscheiden, wenn er kein Hebräisch versteht!" Se. Eminenz bemerkte darauf: „Wolff, ich fürchte, Ihr werdet ein Erzketzer werden!" Ein Wort, das hernach noch Ostini wiederholte.

Dergleichen Erfahrungen aber, die Wolff machte, trieben ihn nur noch mehr zur Schrift und zum Studium der morgenländischen Sprachen. Seinem Mangel an Büchern und Lehrern half aber der Herr Baillie ab, mit dem er auf der Reise von Turin nach Genua bekannt geworden war. Dieser gab ihm für diesen Zweck monatlich zwei Guineen.

Doch war Wolff nicht der Einzige im Collegium, welcher der Gedankenfreiheit das Wort redete. Mamiani, der 1848 der erste Minister von Pio Nono wurde, der spätere Unterrichtsminister des Königs von Sardinien, sprach sich schon damals gegen Wolff

dahin aus, daß er die Vereinigung des Kreuzes mit dem Schwerte nicht billige und die geistliche von der weltlichen Gewalt getrennt werden müsse. Dieser war der Liebling aller seiner Commilitonen — und besonders verdankte er es seinem Talent zu improvisiren, wodurch er Alle angenehm zu unterhalten vermochte. Dies Talent entzückte auch Wolff, wenn derselbe bei'm Sommeraufenthalte des Collegs zu Tivoli von Horazens Villa, wo er die Oden desselben in der Stille gelesen hatte, heimkehrte und sich mit den Genossen an der „Aurora" (einem Getränk von Kaffe, Chokolade, Milch und Zucker) und an den pasticci labte. Es geschah nämlich viel, um den Collegiaten ihren Aufenthalt nicht blos lehrreich, sondern auch angenehm zu machen. Und wenn Wolff von jenen oft heftigen Debatten absah, so gefiel ihm ein Leben sehr wohl, das sowohl, was die Schüler anlangt, ein streng sittliches, als auch, was die Lehrer und Leiter anbetraf, ein Zeugniß von weiser Umsicht und liebevoller Hingabe war.

Wolff war so angeregt, daß er die Gründung eines neuen Ordens beabsichtigte, zu dem die Maler, Bildhauer und Künstler aller Art hinzugezogen werden sollten. Der Papst ließ ihm darüber durch Testa sein Wohlgefallen ausdrücken. Die Neigung aber, die Pius VII. für ihn, „seinen lieben Sohn" hatte, wurde dadurch erwidert, daß auch Wolff, der manches große Erlebniß in Rom mit ansah, z. B. die Heiligsprechung des Alfons Maria Liguori, von aller dieser Herrlichkeit doch nicht so hingenommen wurde, wie von dem Anblick des alten ehrwürdigen Vaters, der am Grabe des Apostelfürsten für alle Gläubigen der Erde seine stille Andacht hielt.

Doch die Disputationen, die Wolff im Collegium und hernach, als im December 1817 die Propaganda eröffnet wurde, in dieser hielt, nahmen einen immer ernsteren Charakter an. Eines Tages sagte ein Student zu ihm: „Wolff, wie konntest Du dem Papst auf die Schulter klopfen? Weißt Du denn nicht, daß der Papst Gott ist?" Wolff wurde puterroth und entgegnete: „Der Papst ist Staub der Erde, polvere della terra. Wäre er Gott, hätte ich ihn nicht angerührt." Alle Professoren, Rectoren und Collegiaten sprangen entrüstet von ihren Sitzen auf; der Eine berief sich auf den Ausspruch: Ihr seid Götter! der Andere wollte

den Papst als Gott auf Erden angesehen wissen. Dieser sagte, er heiße in einem weiteren, Jener, er heiße im Sinne der Pietät so. — Seine Freunde, denen er hernach den Hergang mittheilte, die Niebuhr, Stolberg und Litta, Katholiken und Protestanten, meinten jedoch, er habe, da er nur Zögling sei, bei allen solchen Veranlassungen sich mehr auf's Hören, als auf's Widersprechen legen sollen.

Ein andermal fragte der Rector der Propaganda Wolff, ob es Dogma sei, daß Christus sei für Alle gestorben? Wolff bejahte es, weil die Schrift sage, er habe sich selbst zum Lösegeld für Alle gegeben. Serdomenici widersprach; er behauptete, die Kirche lehre nur gegen Calvin, daß er nicht blos für die Auserwählten sein Leben gelassen habe. Als aber Wolff meinte, warum es Dogma sein solle, da die Schrift es ausspreche, sagte der Rector: „Noch hat die Kirche es nicht ausgesprochen; aber sie hat es auch noch nicht als Glaubenssatz verkündigt, daß die Jungfrau Maria ohne Sünde geboren sei — und doch kann wohl einmal die Zeit kommen, wo die Kirche es festsetzt, und Jeden, der es nicht glaubt, mit dem Anathema belegt."

Nur noch Einer Unterredung wollen wir gedenken. Es wurde die Frage gestellt: ob Jansenius ein Ketzer sei? Der Rector erklärte, man könne es mit Bestimmtheit nicht sagen, da er am Schlusse seiner Werke alle seine Schriften dem Urtheil der Kirche unterwerfe; aber wenn die Kirche ihn verbrannt hätte, hätte sie wohlgethan. Darauf rief Wolff aus: „Die Kirche hat das Recht nicht, Jemand zu verbrennen!" „Wie willst Du das beweisen?" sagte Serdomenici. „Das ist klar," war die Antwort, „es ist nicht erlaubt, zu morden; denn das Gebot lautet: Du sollst nicht tödten!" Als nun der Rector entgegnete, ob denn der Hirt den Wolf nicht tödten dürfe, der über die Heerde herfiele, war Wolffs Erwiderung: „Ein Mensch ist kein Vieh!" Aber 17 Päpste haben es gethan!" sagte der Rector. „So haben 17 Päpste Unrecht gethan!" war Wolff's letztes Wort. — Diese ganze Unterredung hatten an der Thür zwei Fremde angehört. Der Eine war Heinrich Drummond, der bis an sein Lebensende Wolff's Freund blieb; der Andere war Hallyburton, der nachmalige Lord Douglas von Edinburg. Wolff bekam durch sie Briefe von Pesta-

lozzi, Fellenberg und Zschocke aus der Schweiz. Drummond's erste Worte waren: „Wolff, gehen Sie mit mir nach England!" Aber Wolff entgegnete: „Nicht eher, als bis man mich fortschickt!"

Drummond blieb bei seiner Aufforderung und ließ sie noch einmal schriftlich an Wolff gelangen. „Wolff, gehen Sie aus dem Babylon!" hieß es in dem Briefe, der zuerst von den Vorgesetzten der Collegiums gelesen war. Dieser Brief und eine Gesellschaft von deutschen Künstlern und Protestanten, die er auf seinem Zimmer vereinigt hatte, brachten Wolff in ein noch ungünstigeres Licht. Die Meinung, die man über ihn hatte, wurde bekannter; Bunsen, Brandis ließen ihn merken, daß sie seine Stellung für gefährlich hielten, und der Letztere gab ihm den Rath, nöthigenfalls zu der preußischen Gesandtschaft seine Zuflucht zu nehmen. Da machte Wolff selbst seine Lage noch bedenklicher. Eine Unterredung über den Umfang der Versöhnung Christi, wie er sie schon einmal mit dem Rector gehabt hatte, gab ihm Veranlassung, an den Cardinal Litta zu schreiben und demselben zu erklären, daß in dieser Hinsicht nicht Rom, sondern die Protestanten im Rechte seien. Er ließ dabei unter seinem eigenen Namen die Aeußerung eines bulgarischen Zöglings einfließen, daß, wenn Christus nicht für Alle gestorben sei, auch nicht Alle ihm Anbetung schuldeten. Litta ging persönlich zu ihm; er suchte in freundlicher Weise ihn unter die Autorität der Kirche zu bringen. Wolff erkannte die leutselige Absicht und schwieg. Ebenso bekam er von Testa, dem Privat-Sekretair des Papstes, einen Warnungsbrief. Dieser war mit einer Zuschrift an Litta begleitet. Aber Litta erklärte, Wolff nicht länger schützen zu können. Dieß kam denn auch jetzt an den Tag.

Eines Tages kam der Schneider der Propaganda, um ihm Maaß zu nehmen. Ebenso kam der Schuhmacher, endlich der Hutmacher. Wolff wußte nicht, was das sollte. Seine Freunde, die Maler und Künstler, die in Erfahrung brachten, daß etwas im Werke sei, erklärten, sie wollten alle mit einander zum heiligen Vater gehen. Endlich am 15. April 1818 ließ der Cardinal Litta Wolff zu sich kommen. Er wurde sofort vorgeführt. „Ihre Denkweise, mein lieber Wolff, — so hieß es — ist all-

gemein bekannt, man weiß um Ihre Correspondenz. Ich habe Ihnen deßhalb die Willensmeinung des heiligen Vaters mitzutheilen. Er ist mit allen Umständen bekannt; und da es besser ist, den rechten Arm, wenn derselbe gebrochen ist, als den ganzen Leib zu verlieren, so müssen Sie uns verlassen, ehe wir den ganzen Rest verlieren. Sie sind nicht für die Propaganda geeignet; Ihre Ansichten sind von den unsrigen verschieden; Sie müssen zurückkehren nach Wien." Mit diesen Worten gab er Wolff einen Brief an den Cardinal Lante in Bologna und einen andern an den Grafen Leardi, den päpstlichen Nuntius in Wien, und überwies ihn einem jungen Manne, der sein Begleiter sein solle, bis er Rom würde verlassen haben.

Wolff war dem Gerichtshof der Inquisition zur Ueberwachung übergeben. Es gelang ihm, Bunsen und Niebuhr davon in Kenntniß zu setzen. Allein diese konnten ihm nicht helfen. Eines Morgens um 3 Uhr erschien ein päpstlicher Cabinets-Courier mit einem von 25 Gensdarmen begleiteten Wagen; in diesem rollte er, begleitet von einem militairischen Genossen, aus der heiligen Stadt. Argwohn ließ ihn die Briefe erbrechen, die ihm mitgegeben waren; aber siehe da, Litta stand in ihnen als wohlmeinender Freund vor seinen Augen. Und auch die Briefschaften seines Begleiters, die er vergeblich zu öffnen sich bemühte, waren, wie die Folge es erwies, durchaus nicht von der Falschheit, die er vermuthete, diktirt. Ja, Wolff sah sich genöthigt, in seinem Geiste Manches den Männern abzubitten, die ihn aus der Propaganda entfernten, und das Geständniß abzulegen, daß er von ihrem Standpunkt aus mit vollem Rechte von einem Orte entfernt sei, dahin er durchaus nicht gehörte.

Fünftes Capitel.

Das Klosterleben. Henry Drummond; Lewis Way; Cambridge; Charles Simeon.

In Bologna wurde Wolff durch Cardinal Lante bei Mezzofanti, dem großen Sprachenkenner, eingeführt, der 76 Sprachen und 112 verschiedene Mundarten kannte. Daneben wurde die Bekanntschaft mit Orioli erneuert, der ihn mit der größten Freundlichkeit aufnahm. Dann ging es unter der Escorte eines Mitgliedes der Inquisition weiter nach Venedig. Auf diesem Wege suchte ein Maler der italienischen Schule ihn zur Unterwürfigkeit unter Rom zu bestimmen. Auf der Strecke nach Wien empfahl ihm Dr. Mazio, sein officieller Begleiter, die Jesuiten, welche mit der menschlichen Natur so bekannt seien und ihrer Schwachheit Rechnung zu tragen verstünden. Der Letztere gestattete ihm gegen Verpfändung seines Ehrenworts die Benedictiner zu Laibach zu besuchen, bei denen er Bekanntschaft mit seinen römischen Erlebnissen und eine Theilnahme vorfand, die sich in der Empfehlung Wolff's an ihre Wiener Freunde kund gab.

Endlich war Wien erreicht. Er hielt in einer höchst bedrückten Stimmung seinen Einzug; denn nach allem Erlebten wollte ihm die Hoffnung gänzlich schwinden, daß er jemals zur Verkündigung des Evangeliums gelangen werde. In dieser inneren Noth wandte er sich schriftlich an Hoffbauer, von dessen Frömmigkeit er stets eine hohe Meinung hegte. Hoffbauer kam persönlich zu ihm, und Wolff glaubte Anfangs hoffen zu dürfen, daß ihm das Herz desselben offen stehe. Aber drei Tage vergingen — und Hoffbauer sprach plötzlich in einem andern Ton; Rom — so hieß es — sei die wahre Herrin der Kirche und der Papst der untrügliche Nachfolger Petri, Rom sei die einzige Kirche gewesen, die in den Zeiten der Arianer den Glauben an die Gottheit Christi festgehalten habe, es sei nicht fein, der gemeinsamen Mutter Scham aufzudecken. Aber durch Hoffbauers Abneigung wurde die Stimmung seiner alten Freunde nicht bedingt. Fried-

rich von Schlegel und seine Frau, der Dichter Werner, der Mathematiker Madlener waren die Alten. Zu ihnen gesellten sich manche durch Hoffbauer Neubekehrte: der Philosoph Günther, das mächtige Genie Dr. Emanuel Veit, auch der Philosoph Mendelssohn. Die Letzteren machten sich an Wolff, um ihn an die Lage derjenigen deutschen Katholiken zu erinnern, welche die Autorität des Papstes in Frage stellten, wie sie entweder Socinianer geworden seien oder sich zu einem allegorischen sogenannten philosophischen Christenthum geneigt hätten. Wolff mußte dies zugeben, aber, was sie erreichen wollten, erreichten sie nicht. Als er Hoffbauer's Liebe wiedergewonnen hatte, erwachte der Entschluß, in jenes Kloster zu gehen, dem derselbe als General-Vikar vorstand. Die Ausführung ließ jedoch auf sich warten, da Hoffbauer sich nicht so bald zur Einwilligung wollte bestimmen lassen. Endlich im October 1818 erhielt Wolff dieselbe und ging nun nach Val-Sainte ab. Sein Weg durch Oesterreich führte ihn zu den Benedictinern von Krems-Münster, die mit der deutschen Literatur sehr vertraut und vollständig neologische Protestanten waren, Männer, die im Geiste dieser Aufklärung das Werk der Jugend-Erziehung trieben, das in ihren Händen lag. Wir übergehen seinen Besuch im Kloster Lambach, sein Begegnen mit dem Orientalisten Sandbichler und dem Dichter Weißenbach in Salzburg — und sehen ihn nun eintreten in Val-Sainte.

Val-Sainte war früher ein Trappisten-, damals ein Redemptoristen-Kloster und hatte zum Prior den Pater Passerat, einen langen, hagern Mann, dem die Gabe der Beredtsamkeit in hohem Grade zu Gebote stand. Wolff erlangte von ihm die Erlaubniß, die Vulgata zu lesen und wurde im Kloster zum lateinischen und deutschen Sprach-Unterricht verwandt. An jedem Freitag-Abend versammelte man sich in einem dunklen Lokale, und nachdem die Lichter ausgelöscht waren, hub die Selbstpeinigung an. Wolff machte den Versuch, sich darin zu fügen, aber er gab sich selbst nur einen Streich; die anderen ließ er auf die bis auf die Kniee herabgeschobenen Lederhosen fallen. Das gab natürlich einen lauten Ton; anfänglich lachten diejenigen herzlich, die ihn vernahmen; hernach kamen Mehrere auf den Gedanken, es ebenso zu machen, wie Wolff, und namentlich that dies Joseph

Erna, der seinen Platz dicht an der Mauer hatte und diese mit seiner Ruthe bediente.

In ähnlicher Weise trat der Schalk hervor bei einer Aufgabe, die Pater Passerat unserm Wolff stellte, um sich in der Selbsterniedrigung zu üben. Er mußte den Mönchen die Füße küssen. Er fügte sich, aber was that er? Er biß sie in die Zehe.

Spionage ist eine Hauptthätigkeit dieser Orden. Wolff hatte bereits eine solche Stellung erlangt, daß man dieselbe besonders gegen ihn anwandte; und zwar benutzte man seine eigenen Zöglinge. So fragte der Rector einst einen gewissen Hüper, ob er schon Briefe an Protestanten für Wolff besorgt habe. Wolff, der dies erfuhr, schrieb einen Brief an den Prior, des Inhalts, daß Hüper ein vollendeter Schurke sei, weil er ihn immer um Briefe an Protestanten bitte; dies Schreiben addressirte er an den protestantischen Bischof von Kundersplun. Da er dem Ueberbringer auftrug, dem Rector ja kein Wort davon zu sagen, wußte er wohl, was geschehen würde — und er täuschte sich auch nicht. Ein allgemeines Gelächter bei Tische, in welches der Rector selbst mit einstimmte, verrieth, was geschehen war. Aber den Vorwurf über dies unredliche Verfahren wollte der Rector eben so wenig einstecken, als er zugeben wollte, daß die Weisung dazu von Rom gekommen sei. — Wolff erkannte übrigens, daß er von seinem Ziele, Missionar zu werden, täglich weiter abkomme, und der Rector sowie alle Anderen gewannen die Ueberzeugung, daß er kein Mann für das Klosterleben sei. Sie ließen ihn zwar oft vergeblich um seine Entlassung bitten, aber endlich gewährte man sie ihm doch mit dem Atteste einer guten Aufführung.

Wolff ging über Vevay nach Lausanne. Hier hatte er ein eigenthümliches Erlebniß. Er traf auf der Straße eine Dame, die ihm eine Engländerin zu sein schien. Sogleich nahm er sich die Freiheit, sie zu fragen, ob er recht gerathen, und als ihm die Frage bejaht wurde, erkundigte er sich nach Henry Drummond. „Sind Sie vielleicht der Abbé Wolff?" entgegnete die Dame. Der Gefragte verwunderte sich, erfuhr nun aber, daß die Dame in Rom gewesen sei, von seinen Schicksalen gehört habe und daß sie und der Professor Levade den Auftrag erhalten

hätten, für seine Reise nach England Sorge zu tragen, wo Henry Drummond ihn erwarte.

Miß Greaves, die Dame, von der wir reden, gehörte einer Familie an, die einen durchaus geistlichen Charakter hatte. Sie selbst war für die Verbreitung der Bibel ungemein thätig; nach der Zeit, in welcher wir sie jetzt finden, wurde sie durch den Chevalier d'Yvon den Quietisten zugeführt. Wolff's Zusammentreffen mit ihr hatte zur Folge, daß alle seine Pläne eine Umwandelung erfuhren. Er hatte durch Unterricht in Lausanne sich das Geld erwerben wollen, das zu einer Reise nach Jerusalem nöthig sein würde. An die Stelle jenes Reiseziels trat jetzt London — und des Gelderwerbens bedurfte es jetzt nicht. Thomas Jones, ein englischer Geistlicher, angestellt bei der Whitehall-Chapel, bot sich ihm zum Gefährten an — und so wurde unter Anbetung der wunderbaren Vorsehung Gottes der Weg angetreten.

In Genf bewegte sich Wolff unter seinen alten protestantischen Freunden, Empeytaz, Mad. d'Armand u. A. Sie gaben ihm Empfehlungen mit an Monod in Lyon. Hier wurde unserm Wolff dieselbe Prophezeihung zu Theil, die er schon früher von dem Cardinal Della Somaglia hatte hören müssen, daß er nämlich gewiß ein Erzketzer werden würde. In Paris aber bekam er eine neue Reisegesellschaft, und diese entsprach auch mehr seinen Bedürfnissen, als die des Mr. Jones. Jones wußte ihm nichts Besseres zu sagen, als daß die Kirche von England vor allen anderen Kirchen Vorzüge habe. Aber Wolff hatte mehr nöthig, einen tiefer gehenden Unterricht. Diesen erhielt er durch seinen neuen Reisegefährten, den wohlbekannten Robert Haldane, den Ausleger des Briefes an die Römer, der ein Bruder von James Haldane war.

Robert Haldane hatte, als man in England ankam, genug zu thun, dem jugendlichen Gast Vertrauen einzuflößen gegen das Land, in das er jetzt übersiedelte. Er sah nämlich alle Engländer als Diebe und Spitzbuben an.

In London finden wir anfänglich unsern Wolff in Nr. 60 Paternoster Row, dem Hause der Madame Stennet, wo Drummond ihn eingemiethet hatte, dann zog er zu demselben nach Norland House; Kensington Gravel Pits. Hier begann sich

das Wort des Grafen Stolberg zu erfüllen: „Lieber Wolff, werden Sie nicht eitel durch das, was ich Ihnen jetzt sagen will; Sie sind ein junger Mann, der überall die Freundschaft der gediegensten und einflußreichsten Leute gewinnen wird; solche Männer werden Theilnahme für Sie an den Tag legen." Das zeigte sich hier, wo Männer wie Drummond, Lewis Way und Simeon ihm ihre Herzen zuwandten.

Die Erlernung der englischen Sprache ging rasch von Statten. Aber nicht so schnell ging es, die Kirche aufzufinden, in welcher Wolff befriedigt war. Die Baptisten, die Quäker, die Methodisten gaben ihm in ihren Gottesdiensten nicht, was er suchte. Da führte ihn Drummond in einen Gottesdienst der englischen Kirche. Hier fühlte er sich heimisch, und obschon sein Freund ihm sagte, er werde hier bald eben so viel Anstößiges wie in der römischen Kirche finden, hegte er doch von nun an den Wunsch, dieser Kirche anzugehören; von der römischen Kirche war er innerlich los.

Was Wolff für diese Kirche einnahm, war das Gewicht, das sie auf die apostolische Succession der Bischöfe legt; obschon er um dieses Vorzuges willen von den anderen Denominationen nicht geringfügig dachte, was er auch dadurch an den Tag legte, daß er an einem Sonntage bei Dr. Steinkopf in der lutherischen, an dem andern in einer englischen Kirche communicirte.

Wir stehen im Begriff, unsern Wolff in völlig neue Umgebungen zu begleiten und ihn unter dem Einflusse eines Geistes zu sehen, der von dem seiner Vergangenheit so verschieden war. Nicht blos die Mönchskutte war abgestreift, sondern auch die katholische Kirche Preis gegeben. Es liegt uns die Frage nahe, ob denn auch die alten Freundschaftsbeziehungen vollständig gelöst waren, in denen er als gläubiger Jünger Roms sich bewegte. Namentlich wird es uns von Interesse sein, zu erfahren, wie denn zu dem Protestanten Wolff sich namentlich ein Mann wie der Graf Stolberg stellte. Wolff sagt uns davon in seiner Selbstbiographie nichts, er gedenkt fortan des Grafen mit keiner Silbe. Aber Stolberg's Leben giebt uns genügenden Aufschluß. Daß der Graf an die Stelle des früheren Wohlwollens eine entschiedene Abkehr treten ließ, davon zeugt ein Brief, der freilich

manche Züge in dem Charakterbilde des Proselyten hervorhebt, deren Wahrheit wir nicht können in Abrede stellen. Stolberg schreibt: „Ihr Brief aus London vom 6. Sept. hat mich mehr betrübt als gewundert. Ihr voriger hatte mich schon halb darauf vorbereitet, wiewohl Sie, als Sie ihn schrieben, sich doch noch für schuldig anerkannten; und wie sehr Sie es waren, ging aus dem Briefe selbst hervor. Man ist lange schonend mit Ihnen verfahren, das erkannten Sie selbst. Ich bedarf nicht Ihnen Ihre Vergehungen vorzuhalten. Umsonst hatte ich Sie mehrmal gewarnt. Mit zuvorkommender Güte waren Sie in Rom aufgenommen worden. Man fuhr fort, schonend mit Ihnen zu verfahren. Es geziemte nicht Ihnen, Mißbräuche zu rügen, die von erleuchteten Katholiken als solche anerkannt und beseufzet wurden. Ihre Petulanzen zogen Ihnen Ihre erlittenen Unannehmlichkeiten zu. Nun wurden Sie bitter. Weil Ihre Pläne in Rom scheiterten, soll nun die Einheit der Kirche nicht mehr stattfinden. Den Felsen, auf welchen der Sohn Gottes seine Kirche gründete, verlassen Sie, ähnlich Ihren Vätern, zu denen Moses sagte: Der Fels, der Dich erzeugte, hat Dich aus der Acht gelassen — und das, weil Sie in Ihrer Eigenliebe sich verletzt fühlten. Gesetzt, wie doch nicht der Fall war, gesetzt man hätte Ihnen Unrecht gethan; sollten, durften Sie der Versehen einiger sterblicher Menschen wegen der Kirche Jesu Christi entsagen? das heilige Band der Einheit zerreißen? Um Gottes willen besinnen Sie sich! Aber ich sehe es, der Drang der Umstände reißt Sie dahin, und Sie überlassen sich Täuschungen. Sie werden freundlich aufgenommen werden, man wird Sie Ihren Erzählungen nach als einen Märtyrer der Wahrheit ansehen. Wohlmeinende, in ihrem Irrthum ehrwürdige, und fromme Menschen werden Sie ermuntern und in dem Dienst ihrer Religions-Partei anstellen. Getrennt von der Kirche, ihren Sacramenten, die der Sohn Gottes stiftete, werden Sie beiden entsagen. Sie werden Brod und Wein als Zeichen spenden mit der Hand, die noch vor Kurzem den Herrn des Himmels und der Erde auf die Altäre herabrief. Werden Sie es ohne einen Zweifel der Unruhe? Mit Freudigkeit? — So habe ich Ihnen nichts zu sagen, denn in Streitsachen werde ich mich nicht mit Ihnen einlassen. Ich vermöchte ja nicht, Ihnen

etwas zu sagen, was Sie nicht schon gehört hätten, von dem Sie nicht wären überzeugt gewesen. Gehen Sie in Ihr Herz! Untersuchen Sie, was Sie gegen die Kirche empörte! Ehe Sie Ihren noch ungläubigen Brüdern das Evangelium predigen, bedenken Sie, was das Evangelium uns kund thut, von heiligen Sacramenten, von der Kirche Gottes, bei welcher der heilige Geist allezeit verbleiben, die er in alle Wahrheit leiten will. Bedenken Sie, was die Apostel von der Einheit lehren, wie sie gegen jede Spaltung eifern. Bedenken Sie, wie viele tausend Ketzereien entstanden und zerrannen, wie es mit den getrennten Religions-Parteien aussieht. Sie wissen, daß ich fern bin von jeder Intoleranz, daß ich in jenen Religions-Parteien Seelen kenne und verehre, für die ich tiefe Ehrerbietung hege; solche sehe ich als wahre Glieder der Kirche an; die es sind, ohne es zu wissen. Wer aber auf anerkannte Weise Mitglied der Kirche ward, aufgenommen von ihr — dazu nach eigener freier Wahl — nicht als Kind durch die Taufe — an ihren Geheimnissen Theil nahm, das heilige Sacrament spendete, und dann plötzlich der Kirche entsagt, und als Diener des göttlichen Worts den Sohn Gottes auf andere Weise verkündigen will — o lieber Wolff, der ist in schrecklicher Gefahr, den kann nur ein Wunder der Gnade retten. Aber der Sohn Gottes hat (Psalm 68) auch Gaben empfangen für die Abtrünnigen. Eilen Sie und retten Sie Ihre Seele, weil es Zeit ist." — Fr. Leop. Stolberg. Wenn Stolberg, der Katholik, nur in dem Eigenwillen und in getäuschtem Ehrgeiz die Ursache sah, weshalb Wolff der katholischen Kirche den Rücken kehrte, so möchte diese Erklärung des Uebertrittes wohl gerechter Weise in Zweifel zu ziehen sein. Daß aber das natürliche Ich mit influirte, wollen auch wir keineswegs bestreiten, wie weit — das würden wir freilich auch dann noch nicht bestimmen können, wenn Wolff uns tiefer in sein inneres Leben während jener Periode hätte blicken lassen, als er es gethan hat.

Von einem Manne, wie Stolberg, hatte Wolff fortan nichts mehr zu hoffen, das war schon nach dem angeführten Briefe klar. Aber es sollte an Ersatz nicht fehlen. Durch Drummond wurde Wolff mit Hawtrey zusammengeführt, welcher Geistlicher an der jüdischen Kapelle auf dem Palästina-Platze war, und durch

den Letzteren gewann er die Freundschaft eines Mannes, der nicht blos auf die Entwickelung seines inneren Lebens in den nächsten Zeiten, sondern auf seinen Lebensberuf den wichtigsten Einfluß ausübte. Doch die Vorführung des Mannes und die Einführung Wolff's in die neuen Verhältnisse machen es nothwendig, daß wir unsern Lesern ein Bild aus der Geschichte der Londoner Juden-Mission entrollen.

Im Jahre 1809 traten mehrere Freunde Israels zusammen und bildeten „die Londoner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden;" unter ihnen zeichneten durch einen besonders warmen Eifer für die Sache sich vier Männer aus, der Herzog von Kent, (der Vater der Königin Victoria), der Professor Simeon in Cambridge und ein lieber frommer Prediger in London, Namens Marsh, der als Vierundachtziger bei der im Jahre 1859 gehaltenen Jubelfeier noch die Festpredigt hielt. Das erste Werkzeug ihrer Thätigkeit wurde ein jüdischer Proselyt Frey, den Vater Jänike in Berlin zum Missionsberuf unter den Heiden ausgebildet hatte und der auf seiner Durchreise nach Süd-Africa nach London gekommen war. Das klein Angefangene sollte aber schon in Bälde eine rasche Förderung erfahren. In der Grafschaft Devonshire steht ein alter Park mit großen, recht wildgewachsenen Bäumen. An diese Bäume wird weder Axt noch Säge je gelegt. Sie wachsen, wie Gott sie wachsen läßt; sie fallen, wenn er sie niederbricht. Und wenn sie schon dürre ohne Blatt und Blüthe dastehen, darf sie doch Niemand fällen. — Mit diesen Bäumen hat's eine ganz besondere Bewandtniß. Vor langen, langen Jahren hat eine Besitzerin dieses Parkes in ihrem Testamente festgesetzt, daß die Bäume unangetastet stehen sollen, bis Israel zu Jesu Christo bekehrt ist und Canaan wieder in Besitz genommen hat. An diesem Park ritt im Jahr 1809 ein reicher englischer Edelmann, Herr Lewis Way, mit einem Freunde vorüber; er war durch einen Namensgenannten aus einem armen Advocaten ein reicher Mann geworden, doch war die Erbschaft an die Bedingung geknüpft, daß der Erbe seinen Reichthum nur im Dienste Jesu Christi verwenden solle. Als Beide nun an jenem Park vorüberritten, erklärte der Freund dem Lewis Way die Bedeutung und den Sinn

der Pflanzung. Da erfaßten diese todten Bäume mit ihrem Rauschen und ihren kahlen Aesten seine Seele so, daß es bei ihm feststand, der Dienst des Herrn an Israel sei der Zweck, wozu ihm die reichen Güter vermacht wurden. Er ließ sich einschreiben in die Zahl der Mitglieder der Londoner Gesellschaft, verschaffte sich die Ordination der englischen Kirche und wandte nun zugleich mit seiner Lebenskraft auch sein Vermögen der Judenmission zu. So waren die Mittel da, um mehrere Anstalten, die alle dem Einen Zwecke dienen sollten, zu gründen. Die eine sollte die Proselyten aus dem Judenthum beschäftigen, die andere — eine Buchdruckerei — sorgte für Tractate und Uebersetzungen der heiligen Schrift; eine Kirche wurde gebaut, in welcher innerhalb des ersten halben Jahrhunderts 723 Juden getauft sind, eine Zeitschrift wurde begründet, eine Erziehungs-Anstalt, die 120 jüdische Kinder umfaßt, wurde eingerichtet, ebenso ein hebräisches Collegium, ein Prediger-Seminar, in dem Missionare für Israel herangebildet werden. Alle diese Anstalten umfaßt der Palästina-Platz, auf welchen uns der Name Hawtrey schon geführt hat. Die Seele aller war Lewis Way. Aber er ging nicht blos in diesen Anstalten ein und aus. Im Jahre 1817 durchreis'te er Holland, Deutschland und Rußland und erreichte in dem letzteren beim Kaiser Alexander I., daß den Juden, die sich bekehren wollten, Ländereien zugewiesen wurden und den Missionaren freien Zutritt zu ihnen gestattet ward. Im Jahre 1818 erschien er sogar auf dem Fürsten-Congresse zu Aachen, um Israels Sache den gekrönten Häuptern an's Herz zu legen. Dieser Mann, dessen Liebeseifer jene Arbeit begründete, in welcher jetzt bereits 103 Sendboten auf 30 Stationen stehen, — er war es, zu dem Wolff geführt wurde und der schon um seiner Abkunft willen auch für ihn ein warmes Herz und ein lebendiges Interesse hatte. Lewis Way war gerade aus der Krimm zurückgekehrt, als der Jüngling zum ersten Male zu ihm kam.

Er erkannte die Begabung des jungen Mannes für das Werk, das ihm so sehr am Herzen lag, und zugleich mit dem Rev. Charles Simeon, dem Professor am königl. Colleg zu Cambridge, der gerade in London war, ertheilte er ihm den Rath, nach Cambridge zu gehen, dort unter Simeons spezieller Pflege

Theologie und unter Dr. Lee morgenländische Sprachen zu treiben und sich so auf seinen Beruf zu rüsten.

Wolff folgte dem Rathe und zwar mit dem ganzen Eifer eines lernbegierigen Geistes. Vierzehn Stunden studirte er täglich; um 2 Uhr Morgens stand er auf, und nur wenig Zeit wurde dem Essen gewidmet. Während einiger Wochen hatte er einen Stubengenossen, Namens La Roche, der seinen Eifer nur noch anspornte. Dieser La Roche wurde sechs Wochen nach Wolff's Ankunft von der kirchlichen Missionsgesellschaft nach Benares ausgesendet; seinem Hausgenossen gereichte dies zu großer Betrübniß, denn La Roche war ein feiner, edler Geist, ein Mann von frommem Herzen, und er hatte auch, wie Wolff, in Tübingen studirt. Aber dieses ausgezeichnete Talent blieb nicht lange in Indien; aufgerieben durch seine unermüdlichen Arbeiten, nicht ohne Schuld der Directoren der Gesellschaft, die ihn nicht zu nehmen wußten, kehrte er nach seinem Vaterlande zurück, das jedoch sein Fuß nicht wieder betrat, da er am Bord des Schiffes bei der Einfahrt in die Themse seinen Geist aufgab.

Wolff kam bei den Sonnabends-Unterredungen, die er mit Simeon hatte, auch auf Limborch's Leben des Uriel da Costa. Dies giebt ihm in seiner Selbstbiographie Veranlassung, sich über mehrere Proselyten aus dem Judenthume auszusprechen, er gedenkt bei dieser Gelegenheit Neander's, Immanuel Veit's u. A. und schließt mit einem Urtheil, das wohl Beachtung verdient. „Die Juden," sagt er, „welche durch Gesellschaften bekehrt wurden, sind gleich den tropischen Früchten, die man in Europa in Treibhäusern zieht, die aber nicht die Schmackhaftigkeit der natürlich gewachsenen besitzen."

Wolff zählt seinen Aufenthalt in Cambridge zu den glücklichsten Zeiten seines Lebens, besonders wegen des innigen Verkehrs mit Simeon und Lee, deren Liebling er allgemein genannt wurde, wozu sich noch der Umgang mit Baptist Noel, Lucius O'Brien, Crawford, Lamb und Scolefield gesellte. Aus dem Umgange mit Simeon nur ein Paar kleine Züge. Der alte Professor nahm sich des jungen Freundes selbst in den kleinsten Angelegenheiten an; so wollte er ihm auch die Kunst beibringen, sich selbst zu rasiren. Es wurde dazu eine eigene Stunde an-

gesetzt. Aber der Meister kam nicht über das Streichen hinaus. Denn trotz der deutlichsten Auseinandersetzungen setzte Wolff das Messer so an, daß sogleich der ganze Streichriemen mitten durchschnitten war. Simeon gab ihm einen Klapps, lachte und gab den Unterricht auf. — Eines Tags hatte Wolff eine Abhandlung geschrieben, die er in dem stärksten Regenwetter zu Simeon trug. Der Meister freute sich derselben und bestellte Wolff auf den nächsten Montag wieder zu sich. Er empfing ihn mit der Andeutung, daß er ihm eine Freude machen wolle — und siehe, er überreichte ihm einen Regenschirm. „Ich habe aber," setzte er hinzu, „meinen Namen auf demselben eingraviren lassen, damit, wenn Sie ihn verlieren, man ihn zu mir bringt." Der Regenschirm war denn auch bald weg, doch nicht verloren, sondern gestohlen. Mrs. Dornford gab ihm den Rath, der beste Weg, seinen Verlust bei Simeon anzubringen, sei der, auf dem er den Schirm empfangen habe. So that Wolff denn auch; er schrieb wieder eine Abhandlung, die dem Meister wohlgefiel, und in dem Momente, wo er seine Freude aussprach, theilte Wolff ihm den Verlust mit.

Als Wolff fast zwei Jahr in Cambridge gewesen war, erhielt er folgendes Schreiben von Henry Drummond:

„Mein lieber Wolff!

Es bekümmert mich von ganzem Herzen, daß Sie sich so lange von der Londoner Gesellschaft für die Verbreitung des Christenthums unter den Juden halten lassen. Was können Sie dort lernen, das Sie nicht schon wüßten? Sagen Sie den Leuten, daß Sie alsbald hinausgehen müßten, und will man Sie dann nicht aussenden, so übernehme ich es. Es ist eben so viel Hochmuth in der englischen wie in der römischen Kirche."

Wolff erwiderte: „Mein theurer Freund, es war nöthig, daß ich hier etwas länger verweilte, damit ich desto mehr Weltkenntniß erlangen möchte. Die Gesellschaft nämlich hat sich hinsichtlich mancher Juden, die sie aufnahm, sehr getäuscht. Der Eine wurde Muhammedaner, der Andere ein Dieb, der Dritte ein Beutelschneider, und ich ließ mich bestimmen, zu bleiben, um zu zeigen, daß es auch rechtschaffene Juden in der Welt giebt. Ich muß nun noch einige Monate mit Lewis Way zusammen

sein, gerade um mir Weltkenntniß zu verschaffen.“ Drummond's Antwort lautete: „Sie sind ein eben so großer Esel wie meine Freunde Lewis Way und Charles Simeon. Was für Weltkenntniß kann man in Stansted Park erwerben? Weltkenntniß gewinnt man allein in der Welt.“

So wandte sich Wolff dann schriftlich an Lewis Way: „Ich wußte, daß Sie Lärm machen würden, wenn ich Ihnen meine Absicht, nach Portsmouth zu gehen und dort den Juden zu predigen, mittheilen würde; daher habe ich mich ohne Ihre Erlaubniß auf den Weg gemacht.“ Als er sich aber aufmachen wollte, kam Simeon nach Stansted Park und suchte ihn noch zurückzuhalten. „Mein lieber Wolff,“ sagte er, „aus zwei Gründen müssen Sie noch etwas verweilen; der erste ist: Sie müssen noch an innerer christlicher Erfahrung zunehmen, der andere: Sie müssen noch lernen sich selbst rasiren. Denn wie kann Jemand Missionar sein, der sich selbst nicht rasiren und seinen Thee sich nicht selber zubereiten kann!“ Wolff erwiderte: „Wenn ich bleiben soll, bis ich mich selbst rasiren kann, so komme ich niemals fort.“ — Da schrieb denn Henry Drummond auf Wolff's Veranlassung an die Committee, daß er ihn auszusenden beabsichtige; und so wurde das Band gelöst, doch unter der Versicherung von Wolff's Seite, daß er der Gesellschaft stets ein dankbares Herz bewahren werde.

Der Aufenthalt in Cambridge giebt Veranlassung zu einem Vergleiche mit Rom. Trat Rom unserm Wolff als die Hauptstadt der päpstlichen Macht entgegen, so zeigte sich ihm Cambridge in allen seinen Institutionen als die Ausprägung nicht gerade einer Ultra-protestantischen, aber doch einer Kirche, die nicht weniger als der Ultra-Calvinismus des Continents alle römischen Mißbräuche beseitigt, aber doch alles Gute des Katholicismus beibehalten hatte. Ebenso hatte Wolff nun den Gegensatz des deutschen und des englischen Universitätslebens kennen gelernt. Er neigte sich, wenn es galt den Vorzug des einen vor dem andern anzugeben, auf die Seite des letzteren. „Ich ziehe,“ sagte er „Oxford und Cambridge allen deutschen Universitäten vor. Denn mögen in Deutschland auch mehr Fächer der Wissenschaft bearbeitet werden, mit Rücksicht auf die Solidität und die Disciplin, die allein gute, große und fromme Männer bilden, stehen

Oxford und Cambridge unendlich höher. Die deutschen Professoren sind die Sclaven ihrer Zuhörer; haben Sie das Mißfallen derselben sich zugezogen, so vereinigen sich Alle, rücken aus und können zur Rückkehr nur bewogen werden, wenn die Professoren ihnen folgen und Abbitte thun. Ich fragte, setzte Wolff hinzu, den Professor Lee einmal, was die Cambridger Professoren thun würden, wenn die Studenten drohten, die Stadt zu verlassen?" „Wir würden sie sammt und sonders hinausweisen," war die Antwort; und so sollte es sein. Es ist lächerlich zu hören, wie so ein junges Blut sagt: „Da fühlt man sich recht." Wolff hörte diesen Ausdruck einmal von einem deutschen Studenten, der unter Ibrahim Pascha diente und den er zu Mocca in Arabien antraf. Er konnte sich nicht enthalten, ihm ironisch zu antworten: „Und nun fühlen Sie sich auch wohl recht — als Sclave eines muhammedanischen Tyrannen!"

Wir stehen am Schlusse von Wolff's Lehrjahren. Sie waren zugleich Wanderjahre gewesen. Ihre Wanderung lag vorzugsweise auf dem Gebiete des Geistes. Was nun auf dieser Wanderschaft erworben war, das konnte daheim nicht verwerthet werden. Der im Wandern gelernt hatte — konnte nur wandernd arbeiten. Wir folgen ihm aber auf das Missionsfeld nicht ohne den Gedanken, daß sein Betreten desselben nicht unähnlich dem Ausgange aus der römischen Kirche war; und verargen können wir's dem Leser nicht, wenn er so leise vor sich hin etwas von Eigenwillen murmelt, oder wenn er meint: Gab's auch ein Zeugniß der Reife für den jungen Missionar?

II. Buch. Der Mittag des Wanderlebens.

A. Der erste Missionsversuch.

Sechstes Capitel.

Reise nach Gibraltar, Malta und Aegypten.

Wir stehen vor dem Tagewerke eines Missionars. Der erste Ausgang aus der Heimath darf aber nicht wohl anders angesehen werden, denn als ein Versuch. Es lag dem Wanderer noch nicht der eigentliche Missionsplan vor, den das spätere Leben aufweist. Dieser Plan wurde vielmehr selbst erst auf dem praktischen Felde geboren. War auch von vorn herein Israel der eigentliche Zielpunkt von Wolff's Mission, so ging er doch hinaus — das erste Mal — als Einer, der noch ohne Missionskarte reiste.

Den Anfang seiner Missionsthätigkeit machte Wolff auf Gibraltar, wohin er sich den 17. April 1821 einschiffte. Er bewegte sich vorzugsweise unter den angesehenen Gliedern der dortigen jüdischen Gemeinde, die etwa 1600 Seelen zählen mochte, und machte die Erfahrung, daß diese williger waren, als die ärmeren, auf seine Darlegungen der evangelischen Wahrheit einzugehen. Besonders gab es viele Disputationen mit Rabbi Gabay, Ben Aruz und Ben Oliel, die meistentheils prophetische Stellen behandelten. Diese Wirksamkeit blieb auch den Katholiken nicht verborgen; so hatte Wolff einmal eine Unterredung mit sechs Priestern, die ihn in ihre Wohnung gebeten hatten und ihn dort in ein schwach beleuchtetes Zimmer führten, wo man Keinem in's Auge zu sehen vermochte. Er hatte wohl Grund zu fürchten, daß diese Unterredung die Veranlassung werden sollte, ihn in die Hände der Inquisition zu liefern. Doch er entging den Nachstellungen und konnte nach einem zweimonatlichen Aufenthalte auf Gibraltar am 16. Juni nach Malta unter Segel gehen.

Ein Fieber, das auf Gibraltar grassirte, war die Ursache, daß Schiffer, die von dort kamen, auf Malta sich einer Quarantaine unterwerfen mußten. Dieser Umstand führte Wolff mit dem Arzte Dr. Cleardo Naudi zusammen, einem Manne, aus dessen Leben Einiges mitgetheilt zu werden verdient. 1816 hatte derselbe einen Traktat über die Menschenfurcht in lateinischer Sprache geschrieben, den Henry Drummond, damals auf Malta sich aufhaltend, drucken ließ. Dieses Schriftchen wandte die Aufmerksamkeit der Engländer auf Naudi, und sie machten ihn zum Agenten der kirchlichen Bibel- und Missionsgesellschaft auf Malta. Diesen Posten aber und den, welchen er hernach von der Londoner Missionsgesellschaft empfing, verlor er bald; so schloß er sich den Wesleyanern an. Um diese Zeit starb seine Frau, eine Malteserin, er verehelichte sich wieder mit einer Engländerin. Diese führte er zu dem Wesleyanischen Missionar Keeling mit der Bitte um Unterricht, da sie von der römischen Kirche zum Methodismus übertreten wollte, gleichzeitig ließ er sie in einer anderen Tagesstunde von dem katholischen Priester unterrichten als eine Methodistin, welche den katholischen Glauben anzunehmen gewilligt sei. Nach vollendetem Unterricht entsagte sie eines Sonntags um 9 Uhr den katholischen Irrthümern und um 12 Uhr schwur sie in der römischen Kapelle die methodistische Ketzerei ab. Doch das war noch nicht die ganze Täuscherei. Sie fuhr fort, in jeder Woche Morgens bei den Katholiken zu communiciren und an demselben Abend mit ihrem Manne sich über ihre inneren Erfahrungen in der Class-Versammlung der Methodisten auszusprechen. 1834 wurde Naudi entlarvt; was that er? Er ging ein Jahr darauf nach England und wurde, wie Wolff es vorher gesagt hatte, Irvingianer, als deren Evangelist er in sein Vaterland zurückgeschickt wurde. Es läßt sich nicht sagen, wieviel von der Schuld, die auf Naudi ruht, auf die Missionare falle, die ihn oft mit großer Kälte behandelten. Trotz jener Verirrungen aber muß anerkannt werden, daß er als Arzt den Kranken und Sterbenden, namentlich in der Cholera-Zeit, große Aufopferung zu Theil werden ließ. Ja, er hat diesen Aufopferungen selbst erliegen müssen, was man allgemein in Malta anerkannte, wo man seiner noch jetzt mit Achtung und Dankbarkeit gedenkt.

In dem Hause dieses Dr. Naudi fand Wolff die freundlichste Aufnahme, er suchte ihm auch die Thür zu seiner Missionsarbeit in Malta zu öffnen. Dieselbe schien aber wenig verheißungsvoll. Gleich der erste Jude, bei dem er eingeführt wurde, ein reicher Kaufmann, sah ihn verächtlich an und bat Mr. Greaves, ihn doch mit solchen Besuchen zu verschonen. In der Synagoge, wo er zu reden wünschte, ersuchte man seine Begleiter sich zu setzen; zu ihm aber sagte der Vorsteher: „Dein Gedächtniß und Dein Name müsse getilgt werden aus dem Buche des Lebens! Hinaus mit Dir!" Als Wolff die Oeffentlichkeit des Ortes wollte geltend machen, bedeutete man ihm, daß es ein Privatlokal sei, in dem er sich befinde und daß man, falls er wiederkäme, Hand an ihn legen würde. — Der Wunsch zu predigen, der unserm Wolff in der Judenschule nicht gewährt wurde, ward ihm in der Independenten-Kapelle von Sheridan Wilson, dem Prediger derselben, gern erfüllt. Wir können bei diesem ersten öffentlichen Auftreten Wolffs einen Mann nicht unerwähnt lassen, der auf dasselbe einen wesentlichen Einfluß ausübte. Es war der Regiments-Arzt des in Malta in Garnison liegenden englischen Regimentes, Dr. Gaisford, ein durch sein Leben und seine Bildung allgemein geachteter Mann. Dieser nahm an Wolff das lebhafteste Interesse und meinte, sein erstes Auftreten dürfe nicht „ohne Eclat" vorübergehen. „Heute noch, — es war Montag— heute noch, sagte er, müssen sie Ihre Rede niederschreiben und ich werde täglich einige Male kommen und sie mir vortragen lassen." Alle Freunde Wolffs wurden durch Dr. Gaisfords Theilnahme sehr erfreut und hatten den Wunsch, diese Uebungen mitzuerleben. Der alte Doctor gestattete es gern; sie mußten sich setzen; dann wandte sich der Lehrmeister an seinen Schüler mit folgenden Worten: Zuerst müssen Sie sich nur denken, dies wäre die Kanzel, auf deren Brüstung Sie das Taschentuch legen, dessen Sie sich bedienen, wenn Sie etwas erschöpft sind. Jedes Wort muß deutlich ausgesprochen werden und wo Nachdruck verlangt wird, darf derselbe nicht fehlen. Klar und langsam! Nur angefangen! Wir hören!" Dann setzte sich der Doctor und der Vortrag begann. Am Donnerstag war er so zufrieden, daß er alle seine Freunde, auch die Katholiken, soviel ihrer Englisch verstanden, einladen

zu wollen erklärte. Gesagt, gethan! der Sonntag aber befriedigte den Alten erst völlig. Nach dem Gottesdienste ging er in die Synagoge und schalt die Juden Lumpenkerle, daß sie einen so begabten Mann von ihrer Schule ausgewiesen hätten. — Während seines Aufenthaltes in Malta machte Wolff noch zwei Bekanntschaften, die ihm viel Freude bereiteten. Professor Rossetti, der Commentator Dantes, der ihm in unvergeßlicher Weise Ugolino's Tod recitirte, und der General Carascosa, der gern zu Jenes Füßen saß — wurden ihm liebe Freunde.

Obschon Rossetti abrieth nach Alexandria zu gehen, weil der Krieg mit Griechenland ausgebrochen war, ließ Wolff sich doch von seinem Vorhaben nicht zurückhalten. Ein maltesisches Schiff brachte ihn dorthin, wo nun auch die letzten Reste europäischen Lebens geschwunden waren, und Alles, was unsern Reisenden umfing, den morgenländischen Charakter an sich trug. In Alexandria fand Wolff bei den Juden besseren Eingang, besonders durch Vermittelung des Juden Dr. Marpurgo, welcher des Paschas Leibarzt war. Dieser Mann, der Arabisch, Türkisch, Französisch, Englisch, Italienisch und Deutsch in fließender Weise sprach, gehörte zu denjenigen Juden, deren Glaube ein völliger Unglaube ist. Wolff fand einen Gesinnungsgenossen bei ihm, einen Preußen Dr. Hemprich, der im Dienst der Naturwissenschafte reis'te. Mit Beiden gab es manche heftige Debatte, die aber immer in so fern zu Wolff's Gunsten endete, daß Marpurgo's Achtung vor ihm wuchs. Durch ihn kam Wolff auch dazu, jene Handschrift des Sepher Torah zu sehen, die unweit Cairo im Besitze von 12 jüdischen Familien war. Als Wolff sie nach dem Gottesdienste in der Synagoge sah, sprach er sich dankbar dafür aus, daß die Juden mit so großer Treue das Gesetz Mosis aufbewahrt hätten, Worte, welche, wie sich erwarten läßt, von den anwesenden Juden mit Beifall aufgenommen wurden.

Der englische General-Consul in Aegypten, Mr. Salt, wollte Wolff dadurch Freude machen, daß er ihm Sehenswürdigkeiten in der Umgegend Alexandrias zeigte. Aber gegen Monumente war Wolff überaus gleichgültig; wohl sechsmal war er in Cairo gewesen, ehe er die Pompejus-Säule sah. Ihn interessirte es, Menschen von verschiedenen Racen zu sehen und ihre Charaktere

kennen zu lernen. Den Engländern, auch den Italienern predigte er im brittischen Consulate; überdies widmete er sich mit Eifer der Bibelverbreitung.

Durch Salt kam Wolff auch mit einem Amerikaner zusammen, einem See-Capitain der Vereinigten Staaten, — vormals hieß er George Bethel English; diesen Namen hatte er gegen Muhammed Effendi vertauscht, als er Muhammedaner geworden war. Er war es wirklich aus Ueberzeugung geworden; und welche Schriften hatten den Uebertritt verursacht? Eichhorn's Bibelerklärungen, Bischof Marsh's Uebersetzung von Michaelis Schriften und Warburton über die Widersprüche in der Bibel. Wolff hatte eine vierzehnstündige Unterhaltung mit ihm. Mr. English, kalt in seinem Wesen, rauchte, wie es schien, gleichgültig seine Pfeife, während Wolff Essen und Trinken und Rauchen vergaß. Zuletzt kamen Mr. English Thränen in die Augen und er sagte: „Wolff, Sie haben zweierlei vollbracht; Sie haben mich in Einer Hinsicht gänzlich eines Anderen belehrt; denn ehe ich Sie sah, habe ich nie gedacht, daß ein Jude einen so festen Glauben an die Gottheit Christi haben könne. Sodann habe ich nun mehr denn je erfahren, daß die christliche Religion eine Religion des Herzens ist; und wenn Sie auch nicht alle Schwierigkeiten mir genommen haben, so haben Sie doch Eins gethan; Sie haben mir zu Herzen gesprochen. Ich habe aufgehört ein Muhammedaner zu sein, und Sie können es nur Mr. Salt mittheilen, daß Sie mein Herz getroffen haben." Gleichzeitig war ein anderer Muhammedaner, ein Albanese, auf dem Schiffe, auf welchem die erwähnte Unterredung stattfand; Wolff's Versuch, mit diesem in gleicher Weise zu reden, lockte die Bemerkung hervor, sich in Acht zu nehmen, daß er nicht statt auf dem Nile in den Nil befördert werde.

In dieser amerikanischen Begleitung kam Wolff nach Cairo, wo Santini, Salt's Kanzlei-Secretär, auf die Anweisung seines Chefs ihm eine Wohnung im Brittischen Consulate einräumte. Santini war aber kein Biedermann; er redete Wolff vor, daß das beste Geschenk für Beduinen Ricinusöl sei und dieser war thöricht genug, ihm für 10 Lstr. einige hundert Fläschchen abzukaufen. Darüber lachten alle Engländer von Cairo bis England,

die es hörten, und als Wolff später zurückkehrte, erfuhr er gleich, daß man schon längst von jenem Streiche wisse; Henry Drummond sagte: „Wie konnten Sie so ein Esel sein, sich das Ricinusöl anschnacken zu lassen? Sie hätten besser gethan, ihm 10 Lstr. zu geben, wenn er's selbst ausgesoffen hätte.“ — Wolff aber wurde für diesen Betrug reichlich entschädigt durch die Bekanntschaften des Capitain Caviglia und des Sir Gardiner Wilkinson, die er in Cairo machte.

Caviglia, ein Genueser, war ein eigenthümlicher Mann. Er war Capitain eines Kauffahrtei-Schiffes gewesen, hatte dasselbe aber an der griechischen Küste verloren, während er selbst auf wunderbare Weise gerettet ward. Zum Danke dafür beschloß er, sein Leben der Erforschung der Natur, der Werke Gottes und des Alterthums zu widmen. In Folge dieser Thätigkeit sind manche alte Denkmäler durch ihn in das Brittische Museum gelangt. Aber sein Hauptstudium war dem alten Testamente gewidmet, das er mit den Inschriften der Pyramiden verglich. Ueber diese hatte er die eigenthümliche Ansicht, daß sie nicht Königsgräber, sondern Collegien der Freimaurerei und der alten Mysterien gewesen seien. Er schrieb gegen die katholische Kirche, nahm aber den Inhalt der Schrift zurück, und wurde ein Vertheidiger des Gedanken-Rückhaltes; der Diakon, sagte er, braucht nicht soviel von der Religion zu reden, wie der Priester, der Priester nicht soviel wie der Bischof, der Bischof nicht soviel wie der Erzbischof und der Erzbischof nicht soviel wie der Papst. — Von Sir Gardiner Wilkinson ist nicht nöthig, ausführlicher zu reden, er ist weltbekannt durch seine Schriften über die Sitten und Gebräuche der alten Aegypter und durch seine riesenhaften Unternehmungen in Ober-Aegypten.

Zuletzt kamen zwei englische Reisende in Cairo an, Clarke und Carno, Neffen des berühmten Methodisten Dr. Adam Clarke und Wolff entschloß sich, mit ihnen nach dem Sinai und Horeb zu reisen. Da er Bibeln und arabische, sowie griechische und hebräische Testamente mitnahm und doch keine Juden auf dem Sinai waren, so fand man dies überflüssig, aber Wolff meinte, es könnten doch wohl einmal Juden dorthin kommen. Nach funfzehn Jahren kam er wieder einmal dorthin und befand, daß

er seinen Bibelvorrath nicht umsonst mit sich genommen hatte. Ein Jude aus Bulgarien war dort gewesen und hatte die Bibel in dem Kloster der heiligen Catharina — so heißt das auf Sinai gelegene — gelesen. Hernach war der Mann von dem Abt getauft und hatte ein Buch über die Wiederkunft Christi geschrieben.

Ehe noch Wolff nach dem Sinai aufbrach, mußte er eine wunderliche Bemerkung über diesen Berg hören von R. Soliman aus Wilna, der in Jerusalem wohnhaft war. Er wollte Wolff beweisen, daß der jetzt sogenannte Sinai gar nicht der rechte sei. Und wie that er es? Er sagte: „Es war einmal eine Königin; der König, mit dem sie vermählt war, starb. Könnt Ihr Euch nun wohl denken, daß sie nach dem Tode des Königs einen Minister oder einen von ihrem Hausgesinde wiederheirathen werde? Gewiß nicht. Der Berg Sinai ist diese Königin. Sie war verheirathet dem Heiligen — gesegnet sei sein Name! Der Heilige kam auf den Berg herab und gab auf ihm sein Gesetz. Sollte er es wohl zugegeben haben, daß eine Versammlung von Mönchen sich auf diesem Berge angebaut habe? Nein. Es ist also unmöglich, daß der Berg, auf dem das Kloster steht, derjenige sei, auf dem unter Donner und Blitz das Gesetz gegeben ward. Der Berg Sinai ist in England. So ist auch der Tabor in Europa." Das ist jüdische Art zu beweisen.

Wolff miethete nun einige Kameele, Carno und Clarke hatten einen slavonischen Diener, mit Namen Michael; er nahm einen Deutschen, Franz Six — und so machten sie sich den 29. October auf den Weg. Tags zuvor hatte er für die Deutschen gepredigt; diese gaben ihm aus der Stadt hinaus das Geleit. Am 30. waren sie in Suez, wo der griechische Consul Michael Manuli sie sehr gastfreundlich aufnahm; Wolff predigte ihm und den Griechen und beschenkte sie mit Bibeln. Man sollte sich nicht denken, daß sich hier Bekanntschaft mit Fichte, Schelling, Hegel, Schiller, Göthe, Walter Scott und Byron fand; und doch besaß der junge Manuli dieselbe und hatte sie nur durch den Umgang mit den Reisenden erlangt.

Vom 3—5 November kam die Reisegesellschaft an jene Oerter, die durch die Geschichte Mosis ewig denkwürdig geworden

sind. Auf dem Wege predigte Wolff einmal den Beduinen. Rast wurde gemacht in dem Kloster auf dem Berge Horeb, das an demselben Platze stehen soll, an welchem Mose den brennenden Busch sah. Von hier aus schrieb Wolff voll von den Eindrücken, welche alle die heiligen Stätten auf ihn machten, an seine englischen Freunde. Die Mönche versorgte er mit Bibeln und Testamente; sie waren besonders erfreut zu vernehmen, daß der Bischof Hilarion, ein Mönch ihres Klosters, der Haupt-Uebersetzer der Bibel in's Neugriechische sei. Bei den Ausflügen in die Umgegend konnten die Mönche unsern Reisenden, so gern sie es wollten, keine Dienste leisten. Ein Erlebniß, das Wolff und seine Freunde hatte, zeigte bald, warum sie es nicht konnten. Gerade nämlich, als sie im Begriff standen, den Felsen von Meribah zu verlassen, kam ein Beduine herauf und erklärte sie für seine Gefangenen. Wolff erwiderte: „Wir wollen nach dem Kloster zurückgehen!“ Aber der Araber sagte: „Für Euch giebt es hier kein Kloster; Ihr seid meine Gefangenen!“ Wolff verdolmetschte seinen Freunden die Worte des Beduinen; da zog Clarke sein Pistol, um auf den Mann zu schießen, aber Wolff hielt ihn zurück. Der Araber hatte Clarke's Bewegung wahrgenommen, legte sofort seine Finger an den Mund und pfiff auf das Kräftigste, im Nu waren die Reisenden von einem Haufen Araber umgeben, die sie und die Mönche verfluchten. Ja Einer machte Miene, auf Clarke zu schießen. Da trat Wolff dazwischen und erklärte: „Bedenkt, was Ihr thut! Denn wir sind Engländer!“ Das besänftigte ihre Wuth. Dann beriethen sie sich mit einander. Endlich sagten sie: „Nun, Ihr seid zu einer guten Stunde gekommen; diese griechischen Mönche sind nämlich Hunde und verfluchte Teufelskinder. Sie besitzen das Buch Mose's, und wenn es hier nicht geregnet hat, sie aber aus diesem Buche beten, so giebt es Regen in Ueberfluß. Jetzt haben wir seit längerer Zeit keinen Regen gehabt und unsre Palmbäume schmachten; wir kommen täglich und bitten, daß sie beten sollen; aber die Schufte thun es nicht. Ihr könnt nun wieder Eure Kameele besteigen und mit uns nach dem Kloster ziehen, wo wir sie nochmals bitten wollen. Werden sie beten und kommt Regen, so wollen wir Euch in Frieden ziehen lassen, wo nicht, so behalten wir Euch bis an den Tag der Entscheidung.“

Es folgte nun eine ergötzliche Scene. Als sie dem Kloster ziemlich nahe waren, rief Sheik Hassan, einer der Häuptlinge: „Hunde, wollt Ihr beten oder nicht?" Sie erwiderten: „Kinder, wir beten; aber es steht allein in Gottes Hand, ob Regen kommen soll oder nicht." Der Araber gerieth in entsetzliche Wuth und wiederholte: „Ihr Hunde! Ihr Hunde!" Darnach setzten sie die Kameele ihrer Gefangenen nach dem Thale Paran zu in Bewegung.

Als man in der Feldmark der Beduinen angekommen war, schlugen dieselben für ihre Gefangenen von alten Lumpen ein Zelt auf in der Nähe der Zelte ihrer Frauen. Eine dieser Frauen steckte ihre Hand durch eins der Löcher und nahm Wolff ein Halstuch von seinem Halse weg. Wolff rann davon, als ob er vor einem wilden Thiere fliehe; vergeblich drang Carne in ihn, daß er erzählen solle, was die Frauensperson ihm gesagt habe.

Merkwürdiger Weise wußten nach 15 Jahren die jetzt noch nicht geborenen Kinder den Namen Wolff's, das Unternehmen jener Frau, die Namen der Diener und Reisebegleiter — und dieser Umstand diente Wolff zu einer Bestätigung seines Glaubens an die Traditionen, auf welchen so manche Kunde von den heiligen Oertern beruht.

Während die Araber die Reisenden zurückhielten, ließen sie die Diener frei gehen, um das Gepäck derselben aus dem Kloster zu holen. In dieser Zwischenzeit war Wolff seines Bartes wegen in Verlegenheit; er fürchtete, daß derselbe eine Herberge für die lästigen und unreinen Thierchen werden möchte, welche die Beduinen gemeiniglich als Begleiter haben. Von dieser Furcht befreite ihn ein gewisser Juma, der nach 15 Jahren bei Wolff's Wiederkehr einen Dollar als Rasirlohn empfing, weil er ohne Wasser und Seife ihn besser als der beste Barbier rasirt hatte.

Endlich kamen die Häuptlinge zu Wolff und baten ihn, er möge für sie eine Beschwerdeschrift in Betreff der Mönche an den Pascha von Aegypten richten. Wolff erklärte, daß er an den Pascha zu schreiben nicht befugt sei, aber an den Consul schreiben wolle. Er that dies in englischer Sprache und mit dem Schreiben wurde ein Bote abgesandt. Ehe aber noch die Antwort des Ge-

sandten, dem Wolff die ganze Lage der Reisegesellschaft geschildert hatte, eintraf und die Scheiks sich wieder einfanden, theilte er ihnen den Inhalt seines Schreibens mit unter dem Bemerken, daß es ihnen vielleicht schlecht ergehen könne für das, was sie gethan. Die Beduinen geriethen in Furcht und schleunigst gaben sie der Gesellschaft nach Cairo das Geleit.

Wolff traf in Aegypten mit den verschiedenartigsten Reisenden zusammen; da waren Maler, Alterthums-, Naturforscher; es waren unter ihnen wohl manche Sonderlinge. Aber am Meisten stießen ihn jene Revolutionsmänner ab, die sich daheim ihrer rechtmäßigen Obrigkeit nicht unterwerfen wollten, und nun aus Italien, Frankreich und Deutschland nach Aegypten kamen, um die Sclaven des elendesten Tyrannen Mehmed Ali zu werden. Auf diesen Mehmed Ali schien ihm die Weissagung des Jesajah (19, 4) zu passen: „Ich will die Aegypter übergeben in die Hand grausamer Herren; und ein harter König soll über sie herrschen, spricht der Herrscher, der Herr Zebaoth."

Siebentes Capitel.

Durch die Wüste nach Jerusalem.

Mit zwanzig Kameelen, die mit Bibeln beladen waren, und mit seinem, dem Trunke ergebenen, deutschen Diener Franz Six brach Wolff von Cairo nach Jerusalem auf. Der Weg ging durch die Wüste, wo er oft von arabischen Scheiks umgeben war, die ihn nach den Namen des Großveziers, des Mufti's, des Königs von England und seinen Weibern fragten. Wolff pflegte dann Lord Liverpool als den Großvezier, den Herzog von Wellington als den Seraskier und Sutton, den Erzbischof von Canterbury, als den Groß-Mufti zn bezeichnen. — In der Karavane befand sich auch ein Jude, um dessen willen schon jedesmal am Freitag

Abend die Reise eingestellt ward. Wolff gereichte es zur Verwunderung, daß man diese Rücksicht auf ihn nahm, da doch die Juden sonst manchen Mißhandlungen ausgesetzt waren. Aber man erklärte ihm dies aus dem Umstande, daß auch Abraham den jüdischen Sabbath beobachtet habe. Interessant waren unserm Wolff auch die Unterredungen mit einem Armenier, Makarditsch, der sich während des Zuges durch die Wüste der Karavane anschloß.

In Jaffa oder Joppe, wohin er am 28. December 1821 von Gaza aufgebrochen war und wo er in dem Hause von Antonio Damiani seinen Wohnsitz aufschlug, machte er die Bekanntschaft einiger Samaritaner. Besonders Einer derselben, mit Namen Israel, verdient vorzügliche Beachtung; durch ihn wurde Wolff in die Lehren und Ordnungen der Samaritaner eingeweiht. Israel stützte sich auf 5. Mos. 4, 2: „Ihr sollt nichts dazu thun, das ich Euch gebiete, und sollt auch nichts davon thun, auf daß Ihr bewahren möget die Gebote des Herrn Eures Gottes, die ich Euch gebiete.“ Auf Grund dieses Ausspruches verwerfen die Samaritaner die Propheten. Dennoch erwarten sie einen Messias, den sie Tahib, den Gegebenen, nennen. Er soll, wie sie sagen, aus dem Geschlechte Josephs kommen, nach 1. Mos. 18, 22—24. Eine feurige Säule vom Himmel her und Zeichen und Wunder werden seine Ankunft verkündigen. Dieser ist der eigentliche Messias; im uneigentlichen Sinne kann man freilich auch Josua, den Sohn Nun, so nennen. Was die Weissagung von dem Schiloh 1. Mos. 49, 10 anlangt, so bezog der Samaritaner sie auf Salomo; dieser war ja ein großer Trinker, meinte er, und auf einen solchen deutet der folgende Vers jener Prophezeihung: „Er wird sein Füllen an den Weinstock binden und seiner Eselin Sohn an den edlen Reben. Er wird sein Kleid in Wein waschen und seinen Mantel in Weinbeerblut.“ In Betreff des Verhältnisses der Samaritaner zu den Juden sagte Israel: „Die Feindschaft mit ihnen datirt sich schon von Joseph's Zeit her. Joseph war ein gutes Kind, ein feiner Knabe; aber seine Brüder Simeon und Levi haßten ihn. Verflucht seien sie und ihre Nachkommen! Joseph vergab Denen, die ihn nach Aegypten verkauften, aber wir können ihnen nicht vergeben. Wir beten auf Garizim an, sie auf Morijah. Der Prophet Elias vermehrte die Feindschaft.

Er war ein alter Mann und achtete unsern König Ahab nicht, weil derselbe ein junger Mann war." Israel war gern bereit, Wolff Empfehlungsbriefe nach Nablus, dem alten Samaria, mitzugeben, denn er meinte, wenn erst die Fremden sich nach den Samaritanern erkundigten, würde bald die Zeit des Messias kommen. — Israel kannte schon damals das 4. Capitel des Evangeliums Johannis auswendig; aber die Unterredungen mit Wolff führten ihn noch tiefer in die Heilsbotschaft ein, und er hat später noch in seiner Sterbestunde behauptet, daß Wolff Recht habe. Der Hohepriester der Samaritaner wußte von diesen empfangenen Eindrücken und warnte deshalb den Neffen Israel's, Jelebée, vor Wolff, als derselbe 1857 nach England ging.

Wolff mochte es jetzt noch nicht unternehmen, nach Jerusalem zu gehen, weil er noch nicht genugsam vertraut war mit jenem syrischen Dialekt, den man in der heiligen Stadt sprach. Er machte also vorher noch einige Ausflüge nach Beyrut, nach Sidon, nach dem Libanon, wo er überall mit Persönlichkeiten, die ihn interessirten, zusammentraf. Endlich, am 8. März 1822, Nachmittags 5 Uhr, stand er vor den Thoren Jerusalems. Die Thore waren damals aus Furcht vor dem Räuber Abu-Ghaush, der die Stadt vielfach belästigte, verschlossen. Man schickte zu dem Gouverneur — und die Schlüssel wurden bald gebracht. Die Schlüssel bestanden in Holzstöcken, mit denen nicht eigentlich geschlossen und aufgethan, sondern gebunden und gelöst wurde, eine Sitte, aus welcher man sich den Ausdruck Matth. 16, 18. 19 erklären kann: „Ich will Dir des Himmelreiches Schlüssel geben; was du auf Erden bindest, soll auch im Himmel gebunden, und was du auf Erden lösest, soll auch im Himmel los sein." Während der Bote nach den Schlüsseln ging, sang Wolff das schöne Lied von Lewis Way:

Für Zions Sach' nicht ruhn ich will
Und rasten eher nicht,
Als bis Jerusalem in Still'
Und Juda wohnt im Licht;

Bis wiederkehrt ihr edles Recht,
Wie Morgen nach der Nacht,
Und Rettung findet ihr Geschlecht
In ew'ger Sonnenpracht;

Bis ihren Glanz die Heiden sehn
Und hoher Fürsten Mund
Den neuen Namen, hehr und schön,
Thut allen Völkern kund.

Es folgte auch das Lied, dem Wolff selbst die Melodie gab:

Fern von Zion, fern vom Haus,
Tragend des Exiles Band,
Irren arme Pilger wir,
Denkend an das Heimathland.

Dann ging's hinein in die heilige Stadt.

Achtes Capitel.

Aufenthalt in Jerusalem, dem heiligen Lande und Cypern.

Carne und Gethin, die Wolff empfingen, führten ihn in ihre Wohnung, die sie in dem Franziskaner-Kloster Terra Santa genommen hatten. Wolff kannte die Behandlung, die diese Mönche einem Judenmissionar, dem jungen Burckhardt, einem Neffen des berühmten Reisenden, hatten zu Theil werden lassen — derselbe war nämlich wahrscheinlich an Gift gestorben — daher zog er es vor, von den Franziskanern sehr bald in das armenische Kloster überzusiedeln, dessen Patriarch Gabriel ihn gleich sehr gastlich aufnahm. Das Kloster führte seinen Ursprung auf Mar-Jakob, wie die Armenier den Apostel Jakobus nennen, zurück und behauptet im Besitz des Leichnams dieses heiligen Mannes zu sein, dessen Haupt in Compostella aufbewahrt wird. — Bei Wolff's Reise durch die Wüste ist schon eines gewissen Makarditsch gedacht; dieser lebte in dem Kloster, in das wir jetzt eingeführt sind, und kam mit einem in Bagdad wohnenden Armenier Stephen, der sich jetzt des Osterfestes wegen in Jerusalem aufhielt, oft zu unserm Wolff. Der Letztere aber, so freundlich er sich sonst

bewies, hätte bald Wolff's Verkehr mit dem Patriarchen gestört. Als dieser nämlich mit Henry Drummond und dem Erzbischof von Canterbury in Verbindung zu treten wünschte, machte Stephen die Bemerkung, er möge auf seiner Hut sein, die Missionare nämlich seien nur eine kleine Zahl von Gläubigen, dagegen seien die Engländer im Allgemeinen Atheisten, Anhänger von Voltaire, und eines Mannes, der noch schlechter als Voltaire sei, eines gewissen Martin Luther, der einen Hahn angebetet habe. Ein anderer Armenier verbesserte ihn und sagte, es sei nicht ein Hahn, sondern ein Schwan gewesen; vor Luther's Zeit aber sei ein Gans-Anbeter dagewesen. Man merkt bald, daß die letzteren Worte auf der falsch verstandenen Weissagung von Huß beruhen. Wolff aber versicherte Stephen, daß in England nicht wenig gute Christen seien, daß die Engländer einen Widerwillen gegen Voltaire hätten, daß sie auch Luther nicht als ihren Führer ansähen, und Luther nicht so böse sei, wie er meine. — Ehe wir aber Wolff's Verkehr mit den Juden in Jerusalem in's Auge fassen, bedarf es einer Vorbemerkung über die Judenschaft der heiligen Stadt. Dieselbe wird gebildet durch die Sephardim, die Aschkenazim und die Karäer. Die ersteren stammen von jenen spanischen Juden ab, die durch Ferdinand und Isabella aus ihrer Heimath vertrieben wurden. Die Aschkenazim sind Deutsche und Polen — Aschkenaz ist nämlich der jüdische Name für Deutschland; — diese sind entweder Pharisäer, welche es mit einer buchstäblichen Gesetzesbeobachtung halten, oder Chasidim, die zwar auch dem Gesetze und den Satzungen der Väter zugethan sind, aber mehr auf den Geist der Gesetzesbeobachtung dringen. Die Karäer oder Bne Mikra halten sich allein zu Mose und den Propheten, mit Verwerfung aller Tradition. Wolff kam mit Juden aller Parteien zusammen; besonders aber knüpfte er Verkehr an mit einem Manne, der von Allen als das Licht Israels verehrt wurde. Sein Name war Rabbi Mendel. Er war ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und scharfem Auge. Als Wolff bei ihm eintrat, hatte er die Denkzettel über das Haupt gehängt, der Talmud lag vor ihm, die Feder hatte er in der Hand. Er konnte, wie die Juden Wolff erzählt hatten, über jedes Wort des Gesetzes Mosis länger als drei Stunden unter

allgemeiner Theilnahme der Hörer reden. Durch ihn waren manche Polnische Grafen und Edelleute zum Judenthum bekehrt, und er machte sich auch Hoffnung auf Wolff's Bekehrung oder vielmehr Zurückführung. — Wolff hatte in seiner Jugend viel von dem Rabbi Elijahu aus Wilna gehört; sein Vater hatte die Kabbalistik jenes Mannes gerühmt, der genau die Morgen- und Abendstunden kannte, in denen die Engel ihr Dreimal-Heilig singen und der unter anderen auch dies Wunder vollbracht haben sollte, daß er als 19jähriger Jüngling ein 800 Meilen von ihm entferntes Mädchen herzuzaubern verstand, so daß sie in weniger als drei Minuten bei ihm war und sich mit ihm verheirathete. Dieses Rabbi Elijahu Schüler war Rabbi Mendel. Wolff trat ihm mit dem freimüthigen Bekenntniß des Evangeliums entgegen; die prophetische Grundlage aber wurde von dem Rabbi jederzeit mit den talmudischen Erklärungen angefochten. Diese gaben zwar unserm Wolff keine Ausbeute; doch wußte er es dem Mendel Dank, als derselbe zu jeder Bitte des Vaterunsers, das Wolff ihm vorsprach, talmudische Parallelstellen anzugeben wußte. Noch mehr Gewinn hatte Wolff durch einen Rabbi Joseph Markowiz, der ein verschmitzter Mann war und ihm, um Mendel damit in die Enge zu treiben, Stellen aus dem Talmud mittheilte, die mit der evangelischen Auffassung des Messias im Einklang standen und der vorherrschenden talmudischen Meinung widersprachen. Mendel wußte denn weiter nichts zu sagen, als: „Wolff, das kommt nicht von Euch, sondern von Rabbi Joseph Markowiz." — Die Unterredungen, die Wolff mit Mendel und mit anderen Juden hatte, tragen dasselbe Gepräge, das wir auch in den Tagebüchern späterer Judenmissionare häufig wiederfinden. Wir sehen sie als Saamenkörner an, die wohl aufgehen können. Aber wir wundern uns nicht, wenn uns nicht alsobald von diesem Keimen und Wachsthum berichtet wird. So konnte denn auch Wolff von Erfolgen seiner Thätigkeit, die er jetzt in Jerusalem entwickelte, nichts berichten. Er mußte vorzugsweise erzählen von dem, was er sah und hörte.

Ein bedeutungsvolles Erlebniß fällt gleich in die nächstfolgende Zeit. Unweit Saida, dem alten Sidon, lebte eine Engländerin, Namens Lady Hester Stanhope in ihrem Hause, das

den Namen Mar-Elias führte. Zu ihr kam ein Franzose von Abkunft Msr. Lustaneau, der in Indien unter Tippu Saib gegen England gefochten und den Namen „Löwe im Kriege und Tiger in der Schlacht," zugleich aber auch den Verlust eines Armes davongetragen hatte. Von 1812 bis 1815 brachte er als Eremit auf dem Carmel zu; in dem letzteren Jahre aber kam Lady Stanhope zu ihm und ein prophetisches Wort, das er sprach und das sich bewährte, wurde die Veranlassung, daß diese Dame ihn bat, seinen Aufenthalt bei ihr zu nehmen. „Heute," sagte er nämlich, „in dem Augenblicke, da ich mit Ihnen rede, entflieht Napoleon von der Insel Elba." Während des Zusammenwohnens versuchte Lustaneau die Stanhope zum Christenthum zurückzuführen, sie war nämlich eine Drusin geworden; aber vergeblich; — die Folge war, das eine zeitweilige Spannung zwischen beiden Personen eintrat. Ueber die erwähnte Prophezeihung erklärt Wolff, nichts weiter sagen zu können. Aber eine andere wurde ihm selbst höchst bedeutungsvoll und merkwürdig. John Barker, der brittische General-Consul zu Aleppo und Antiochien, empfing von der Stanhope einen Brief des kurzen Inhaltes: „Mein theurer Mr. Barker, ich bitte Sie, gehen Sie nicht nach Aleppo oder Antiochien; denn beide Städte werden ungefähr in Jahresfrist zerstört werden. Ich melde Ihnen dies im Namen des Propheten Lustaneau." Der Brief war im April 1821 geschrieben, im Mai des folgenden Jahres theilte Barker ihn Wolff mit dem Bemerken mit, daß er die Stanhope für verrückt halte. Wolff ging von Antiochien nach Aleppo. Es war im August 1822, als er einmal von Msr. Lesseps, dem französischen General-Consul, zu Tisch gebeten wurde. Während des Essens trat der Dragoman desselben, Msr. Derché, in's Zimmer, der gerade von einem Besuche bei der Stanhope zurückkehrte. Als Lesseps fragte, wie es ihr gehe, erwiderte Derché: „Sie hat mich alles Ernstes gewarnt, nach Aleppo zu gehen, denn im Namen des Propheten Lustaneau erklärte sie, daß innerhalb 14 Tagen Aleppo und Antiochien würden zerstört werden." Lesseps wollte wissen, in welcher Weise; Derché redete von einem Erdbeben. — Wenige Tage nach dieser Unterredung verließ Wolff unter Begleitung seines Dieners mit einer kleinen Karavane von nur 6 Personen

Aleppo. Es war Nachmittag und sie kamen auf ihrem Wege nach Latakia nur nach dem 10 Meilen entfernten Ort Jusia. Die Furcht vor dem Ungeziefer, das in den Dörfern des Orients sich so massenweise findet, bewog Wolff, die Einladungen der Anzairies, welche das Dorf bewohnten, abzulehnen und das Nachtlager unter freiem Himmel aufzuschlagen, etwa 100 Yards vom Orte entfernt. Ungefähr 20 Yards davon hatten Beduinen ihre Zelte errichtet. Da nun außer diesen auch noch die Anzairies anwesend blieben, so zog Wolff seine Bibel hervor und las ihnen vor. Während des Lesens kam es ihm vor, als ob etwas sich unter ihm bewege, etwa gleich einer Hand, die ihm ein Taschentuch aus der Tasche ziehen wollte. Gleich darauf fing die Erde an, in horizontaler Richtung sich zu bewegen unter einem Getöse wie Kanonendonner. Die ganze Gesellschaft sprang auf, aber konnte das Stehen nicht behalten. Vor ihren eigenen Augen stürzten nun ihre Wohnungen in Jusia zusammen. Ya Latief! Ya Latief! (Barmherziger Gott!) war der einstimmige Ruf der Anzairies, die Araber schrieen Allah Ak-bar! (Groß ist Allah!) Die Stöße wiederholten sich — hatte der erste etwa 2 Minuten angehalten, so kamen jetzt solche von der Dauer fast einer halben Stunde. Von diesem Erdbeben waren Aleppo, Antiochien, Latakia, Hums und Hama betroffen, wo zusammen etwa 60,000 arme Menschen ein böser, schneller Tod ereilt hatte. Als Wolff in Latakia die Einwohner außerhalb der Stadt und zwischen den Trümmern zahllose Leichen fand, versammelte er die griechischen und italienischen Christen zum Gebet. Dazwischen kam ein Zauberer und machte die Gemüther irre, indem er sagte, es werde eine Sündfluth kommen und die ganze Welt vernichten. Wolff zieh ihn der Lüge, indem er erklärte, Gottes Wort verkündige, die Welt solle nicht wieder durch Wasser verheert werden. Dann kam ein Haufe von Juden, Arabern, Türken, Soldaten, Weibern und Kindern, unter denen ein Derwisch war, der fortwährend wehklagte: Ach Aleppo! Ach Aleppo, alle deine Herrlichkeit ist dahin! Die Türken fragten theilnehmend nach Wolff's Befinden, dann schlugen sie an ihre Brust und der Eine rief: Mein Vater ist todt! der Andere: Mein Bruder ist todt! der Dritte: Mein Weib ist umgekommen! Noch nach zwei Jahren, als Wolff

wieder nach Aleppo kam, waren die Häuser nicht alle wieder aufgebaut und die übrig gebliebenen Bewohner beklagten die entschwundene Herrlichkeit.

Mit der erwähnten Lady Stanhope kam Wolff später noch einmal in briefliche Berührung. Er hatte, als er nach Sidon kam, einen Brief an Miß Williams zu senden, die bei ihr wohnte. Statt von dieser, erhielt er von der Stanhope ein Antwortschreiben, in dem sie ihn einen Apostaten nennt, die jüdische Religion über die christliche stellt und verächtlich von den besoldeten Missionaren spricht. Wolff ließ ihr einige Zeilen zugehen, welche die Meinung aussprachen, jenes Schreiben könne trotz ihrer Unterschrift unmöglich von ihr herrühren. Die Stanhope las das Billet durch, holte dann eine Peitsche und gab dem Boten solchen Fußtritt, daß er lendenlahm bei seinem Absender eintraf, der ihn mit einem Dollar tröstete für die Unbill, die er bei der „Tochter des Königs von England“ erfahren hatte.

Als Wolff von Latakia nach Cypern gegangen war, fiel seine Ankunft mit dem Blutbade zusammen, das die Türken unter den griechischen Christen in Nicosia anrichteten. Es gelang ihm, sechs derselben durch seine Dazwischenkunft zu retten, mehrere Kinder der gefallenen Schlachtopfer in seinen Schutz zu nehmen und einige derselben in England und Schottland erziehen zu lassen. Von den letzteren haben manche hernach eine gute Carrière gemacht, z. B. Demetrius Pierides, der gegenwärtig die Oberaufsicht über die Schulen in Cypern führt, Paul Pierides, sein Bruder, ein tüchtiger Arzt daselbst und Georgius Constantinides, ein einflußreiches Mitglied des griechischen Gouvernements in Athen.

Einen kleinen seltsamen Mann lernte Wolff in dem Brittischen Vice-Consul, Mr. Surur, in Damiate kennen. Kleine Leute pflegen meist sehr bestimmt zu sein und auf ihren Kopf zu bestehen. So auch dieser. Eines Tags sagte er zu Wolff: „Heute sollen Sie mich einmal in meinem Glanze sehen; ich muß nämlich vor dem Gouverneur von Damiate erscheinen und dort des Königs von England Majestät würdig vertreten.“ Er legte rothe Uniform an, mit zwei ungeheuren Epauletts, wie kein General der Brittischen Armee sie jemals trug. Auf dem Kopf hatte er einen dreieckichten

Hut mit einer Feder von zwei Fuß Länge, und an den Füßen Stiefel, die für drei Dragoner Platz gehabt hätten. Nur mit Mühe konnte er in diesem Aufzuge gehen; dabei nahm er eine Stimme an, die man weithin hören konnte. Als Wolff ihn fragte, warum er das Letztere thue, erwiderte er: „Große Leute sprechen mit lauter, kleine mit feiner Stimme!"

Durch Mr. Salt wurde Wolff bei Mehmed Ali vorgestellt, der sich mit ihm über Erziehung unterhielt und erzählte, wie er oft den Stock zu gebrauchen genöthigt sei, um die Dorfsjungen in die Schule zu treiben. Wolff gewann übrigens von Mehmed Ali den Eindruck, daß es ihm mehr auf Kräftigung seines eigenen Einflusses, als auf Beglückung seines Volkes ankomme.

Von Malta aus, wohin sich Wolff alsdann begab, ging er mit zwei amerikanischen Missionaren nach Aegypten. Man theilte sich so in die Arbeit, daß Pliny Fisk die griechische, Jonas King die französische und Wolff die Predigt in der arabischen, hebräischen, italienischen, persischen und deutschen Sprache übernahm. Sie blieben später noch in Jerusalem eine Zeitlang zusammen. Von hier gingen die Amerikaner nach dem Libanon, während Wolff noch, um den Juden zu predigen, in der heiligen Stadt verweilte. In dieser Zeit lernte Wolff bei einem Fieber, von dem er befallen wurde, die treue Liebe eines Offiziers Hobart Cradock, des jetzigen Lord Howden, kennen, der ihn wie einen Bruder pflegte.

Auf dem Wege nach Damaskus, den er alsdann einschlug, traf er in dem Kloster Ain-Tûrah mit Lewis Way zusammen. Wir besitzen ein Urtheil dieses Mannes über Wolff in einem nach England gerichteten Schreiben. Nach dem, was schon jetzt von seinem Leben vor uns liegt, werden unsere Leser diesem Urtheile gewiß beipflichten. Lewis Way bezeichnet Wolff als einen Kometen; seine Bewegungen seien a priori nicht zu bestimmen; wenn er ihn z. B. in Syrien erwartet habe, habe er auf Malta von ihm gehört, habe er ihn in England gesucht, so habe er plötzlich ungerufen auf den Trümmern Aleppos gestanden. Er nennt ihn einen Mann, der mit Juden und Katholiken zu verkehren geschickt sei, der reisen könne ohne Führer, sprechen

ohne Dolmetscher, leben ohne Speise, bezahlen ohne Geld, der zu vergeben verstehe alle Feindschaften und zu vergessen allen Weihrauch, den man ihm spende, der von weltlicher Lebensart wenig wisse und doch sich in Jedermann fügen und schicken könne, ohne ihm Anstoß zu geben; einen Mann, der was er sei, ernstlich sei und der das Mißtrauen der großen Menge gegen bekehrte Juden wie kein Anderer könne zu Schanden machen. — So ehrenvoll ein solches Urtheil ist, so müssen wir sagen, daß wir dasselbe und ähnliche in Wolff's selbstverfaßter Lebensbeschreibung lieber entbehrt hätten. Allein diese Anführung bietet ja für die Charakteristik des Mannes einen Zug, dessen Fehlen in anderen Selbstbiographien ohne Weiteres noch kein Zeugniß vollendeter Demuth ist.

Von Damascus ging Wolff zunächst nach Hammath, dann wieder nach Aleppo. Es war jetzt das Jahr 1824 und zwei Jahre waren seit dem Erdbeben verflossen. Dennoch waren die Spuren jenes schrecklichen Ereignisses weder aus dem äußeren, noch aus dem inneren Leben der Bewohner verwischt. Die Muhammedaner hatten noch kein Scheermesser auf ihr Haupt kommen lassen, die morgenländischen Juden und Katholiken waren noch eifrig im Fasten und Beten. Freilich traf Wolff auch Livorneser, Piemontesen, Juden sowohl wie Christen, die ein Gelächter aufschlugen, wenn er in jenem Hergange ein Gottesgericht sah; darum aber pflegte er auch zu sagen: „Die Reform, die von solchen Leuten, von diesen Revolutionären aus Italien und Frankreich, ausgehen soll, findet wenig Vertrauen bei mir. Ihre Losung: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! — hat eigentlich nur den Sinn: Tyrannei, Bettelei, Schlachterei!"

Neuntes Capitel.

Mesopotamien.

Besondere Empfindungen erfüllten Wolff's Brust, als er, der Geburt nach ein Nachkomme Abrahams, das Heimathland seines Ahnherrn, des Stammvaters seines Volkes, betrat. Wir finden ihn in einem Khan zu Orpha mit der kleinen Karavane, mit welcher er die Reise hieher gemacht hatte. Hier wird die Höhle gezeigt, in welcher Abraham geboren ward. Neben der Stadt führt noch ein Gewässer den Namen „See Abrahams".

Der Name Orpha (bei den Juden Ur-Kaschdim, bei den Arabern Ruha, bei den Armeniern Edessa) und der Name, den Abraham hier führt: Orphai, d. i. der Orphaite, brachten Wolff auf die Meinung, daß die griechische Orpheus-Sage aus der Geschichte Abrahams entstanden sei, zumal unter den Juden dieser Gegend und den Jakobitischen Christen angenommen wird, die Stelle 1. Mos. 12, 5 (von den Seelen, die Abraham gewonnen habe) sei von der Wirkung seines Gesanges zu verstehen.

Wolff hatte zu Orpha den schauerlichen Anblick, einen Tataren gehenkt zu sehen, der vom Sultan mit der Forderung eines in 25 Jahren nicht entrichteten Tributes gekommen war.

Zwar kam es hier auch zu Disputationen zwischen ihm und den Juden, besonders aber setzte er sich mit den Jakobiten in Verbindung. Diese Jakobiten sind Abkömmlinge der 10 Stämme, die der Apostel Jakobus zum Christenthume bekehrte. Ihre jüdische Abkunft erkennt man noch in ihren heiligen Gebräuchen, sowie in dem Ausdrucke und den Zügen ihres Angesichts. Mehr noch als in Orpha, verkehrte Wolff mit ihnen an den anderen Oertern Mesopotamiens, die er bereiste.

In dem Dorfe Haran sah Wolff Tharah's, des Vaters Abrahams, Grab, zu dem die Juden aus der ganzen Umgegend zu wallfahrten pflegen; man meint nämlich, daß er durch seinen Sohn zur rechten Gotteserkenntniß geführt sei. Solcher Sagen giebt es hier viele. Ueberhaupt tritt Abraham im Morgenlande

in seiner ganzen weltgeschichtlichen Bedeutung recht hervor. Er ist der Mittelpunkt der Traditionen, die von Mesopotamien bis an den Oxus und vom Oxus bis Lazza in Thibet verbreitet sind. Auch in Mekka stand vor Muhammeds Zeit eine Statue Abrahams, die man göttlich verehrte; vielleicht ist selbst in dem Bramah der Hindu's Abraham wieder zu finden.

Auf dem Wege nach Mardin, den Wolff, nachdem er Tel-feidan, das alte Padan-Aram, besucht hatte, einschlug, trat stürmisches Regenwetter ein, das alle Wegespuren vertilgte. Wolff wünschte, daß ein Kurde, den man traf, der Karavane den Weg zeige; er verlangte einen Real, als er aber denselben empfangen, ging er davon und rief Wolff in der seinem Volke eigenthümlichen sarkastischen Weise zu: „Wenn Du so lange am Leben bleibst, bis Du den Real wiedersiehst, wirst Du gewiß nicht sterben!" Aehnlich machte es ein altes Weib, das sich auch erst einen Real geben ließ, dann doch den Weg nicht zeigte, und als Wolff den Lohn zurückbegehrte, spöttisch zurückrief: „An Deinem Hochzeitstage!" Endlich kamen Führer, denen aber die Karavane unfreiwillig folgen mußte. Eine Schaar von Kurden umringte sie und brachte sie nach ihrer Oase, in der ein Dorf, Namens Guzelli, war. Während Wolff sich mit einem der Yezidi's, der Teufels-Anbeter, unterhielt, sah er, wie sein Diener Digeon, ein aus Scios geborener Franzose, der nach einer schlechten Vergangenheit muhammedanischer Renegat geworden war, zu Sayed Khanbek lief und ihm etwas in's Ohr flüsterte. Der Schurke zog seinem Herrn eine Bastonnade zu. Denn nachdem der Kurden-Häuptling voll Grimm die Frage an Wolff gerichtet hatte: „Ihr wollt unsre Religion umstoßen?" ließ er ihm 200 Schläge auf seine Fußsohlen geben. Bei der Plünderung aber, die sodann erfolgte, empfing auch Digeon seinen gerechten Lohn. Beide behielten Nichts und wurden dann bis in die Nähe von Mardin gebracht. Hier zogen die Kurden sich zurück, als sie die Tragweite der Kanonen der Stadt erreicht hatten. Wolff ließ nun seinen untreuen Diener laufen und begab sich zu Abd Alahd, dem Bischof der Jakobiten in Mardin. Dieser war gerade von Jakobiten umlagert, die alle mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden ruhten. Es war ein Hin- und Herreden,

über den Beginn der Fastenzeit. Wolff sollte entscheiden. Er machte dem Disput ein Ende, indem er ihnen Jes. 58, 3 vorlas: „Warum fasten wir, und Du siehest es nicht an? Warum thun wir unserm Leibe wehe, und Du willst es nicht wissen?"

Die Jakobiten sind ein wildes, aber gutgeartetes Geschlecht, und bei aller Rohheit sind doch große Männer, wie Ephrem, Jacob Nisibenus, Jakob Almalfan (Jacobus Doctor) aus ihrer Mitte hervorgegangen und sie haben solche auch noch jetzt. Damals war ihr großer Patriarch im Kloster Deiralsafran. Er hatte aber sein Amt mit Rücksicht auf sein hohes Alter — denn er war 130 Jahr alt — niedergelegt. Wolff wurde bei ihm eingeführt. Obschon er manches Kindische an sich hatte, sprach er in schönster Weise über die endliche Erlösung seines Volkes; und seinen Worten gab das funkelnde Auge und das ehrwürdige Silberhaar des Hauptes und des Bartes besonderen Nachdruck. Als er von der Abkunft seines Volkes von Israel geredet und Wolff ihm darauf mitgetheilt habe, wie er gerade Israel zum Herrn zu bekehren, in diese Länder gekommen sei, verwunderte sich der alte Mann, da er von solchem Missionswerke noch nie gehört habe. Unter Thränen segnete er seinen Gast, dessen Hand er garnicht loslassen wollte.

Sechszehn Jahr später hatte Wolff in seiner Gemeinde zu High Hoyland in Yorkshire den Besuch eines Jakobitischen Bischofs, Mar-Athanasius, welcher eine arabische Gastpredigt in seiner Kirche hielt, die Wolff seiner Gemeinde verdolmetschte.

Jetzt kamen die Bischöfe aus dem nachbarlichen Gebirge Tor nach Mardin, um Wolff Besuche zu machen, die er hernach, als seine Fußsohlen wieder geheilt waren, erwiderte. — Einstmals wurde er auch mit mehreren Jakobiten von einem gewissen Elias Shaadi zu Tisch gebeten. Es waren zugleich zwei armenische Bischöfe, die der römischen Kirche angehörten, gebeten. Diesen gab Wolff einen Anstoß, dessen Folgen sich nicht wieder verwischen ließen. Er gerieth bei seinen Disputationen leicht in einen Eifer, bei dem er Angewohnheiten, die er unbewußt sich angeeignet hatte, nicht beachtete. So zerriß er ein kleines Stück Papier, steckte es in den Mund, kaute darauf und verschluckte es allmählich fetzenweise. Dies Stück Papier war ein kleines

Bild des Heilands gewesen. Die Bischöfe ließen sich nicht bewegen, zu glauben, daß es unbewußt geschehen sei, sie äußerten ihre höchste Indignation und noch späterhin mußte Wolff sich darüber vor dem Bischof zu Bagdad verantworten; ja noch nach zehn Jahren wurde dem Lord Congleton und Frank Newman in Mardin diese Geschichte erzählte.

Auch mit einer kleinen Secte, den Schamsiten, d. h. Sonnen-Anbeter, wurde Wolff bekannt. Aeußerlich halten sie sich zu den Jakobiten, durch welche sie ihre Existenz sicherten, als Sultan Murad, Bajazed's Vater, alle Secten, die kein Buch (nämlich das Gesetz Mosis oder das Evangelium oder den Koran) hatten, zum Islam überzutreten zwang. Sie gaben sich deshalb Wolff gegenüber auch für Christen aus, wurden aber in ihren Reden erst lebendig, als sie von ihren Vätern erzählten, daß dieselben Sonne, Mond und Sterne verehrt hätten und die Sonne ihr Malech, d. h. ihr König sei.

Die Weiterreise Wolff's fand in einer Karavane von mehr denn 5000 Personen statt, die zum größten Theile Truppen waren. Es fanden sich aber in ihr auch muhammedanische Derwische und Moollahs. Da der Umfang der Karavane kleine Tagereisen nöthig machte, so lagerte man schon in Nisibene, wo in den ersten Jahrhunderten ein Concil stattfand. Größer aber wurden dieselben in dem Gebirge Sanjaar (dem Shinar der heiligen Schrift), dem Schrecken der Karavanen, wie man die Gegend nannte, wo mancher englischer Offizier und mehr als ein französischer Reisender unter Mörders Händen gefallen war.

Hier wohnen die Yezidi's, die Teufel-Anbeter, die Verehrer des Saghir, d. i. des kleinen Gottes. Wolff, der unter ihnen die Namen Mani, Peme und Hora gehört zu haben glaubt, hält sie für Nachkommen der alten Manichäer. Darin, daß sie alljährlich einmal in der Nacht die Ruinen Babylons umtanzen, sieht er die Erfüllung von Jes. 13, 19. 20: „Also soll Babel, das schönste unter den Königreichen, die herrliche Pracht der Chaldäer umgekehrt werden von Gott, wie Sodom und Gomorrha, Zihim werden sich da lagern und ihre Häuser voll Ohim sein; und Straußen werden da wohnen, und Feldgeister werden da hüpfen.“ Was nämlich Luther durch Feldgeister, die englische

Uebersetzung durch satyrs übersetzt hat, ist im Hebräischen Saghir und in der arabischen Uebersetzung des Juden Warka Shaytan, d. i. der Teufel. — Auf dieser Reise predigte Wolff den Juden, Arabern und Kurden, die in der Oase Jalakha wohnten; er fragte die Ersteren, ob unter ihnen Keiner Muhammedaner geworden sei, worauf sie mit einem heiligen Widerwillen erwiderten: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Herr! Gebenedeiet sei sein herrlicher Name! Sein Reich ist ein ewiges Reich!" und setzten hinzu: „Unterjochung kann uns nicht beugen und Tyrannei nicht schrecken!" Während Wolff hier so beschäftigt war, umgeben von 5000 Mann, kam ein reitender Beduine; er stieg vom Pferde, drängte sich zu Wolff heran, blickte in Wolff's Bibel und las zum großen Erstaunen desselben Hebräisch. Auf Wolff's Frage, wer er sei, gab er sich als einen Nachkommen Hobab's, des Schwagers Mosis, als einen Rechabiten oder von den Bne Arhab, die in der Wüste Yemen wohnen, zu erkennen. „Wir trinken," sagte er, „keinen Wein, pflanzen keine Weinberge, säen keine Saat und leben in Zelten." Wolff sah den ganzen Stamm der Rechabiten, als er nach 12 Jahren nahe bei Sanaa war.

Endlich kam man in Mossul, dem alten Ninive, an, wo Wolff bei dem Erzbischof der Jakobiten Elias Aufnahme fand. Nachdem er ihm das apostolische, das nicänische und das athanasianische Bekenntniß in arabischer Sprache gesagt hatte, umarmte der Erzbischof ihn als Bruder in Christo und sagte: „Die menschliche Natur Christi ist von der göttlichen verschlungen, wie der Sand in's Glas übergeht. Aber darüber wollen wir nicht streiten; Du bist mein Bruder in Christo, und Betrug ist nicht in Dir."

Die Jakobiten enthalten sich des Genusses von Schweinefleisch. Wolff führte gegen diesen Gebrauch das Gesicht Petri an. Der Erzbischof aber entgegnete: „Das Tuch ist aufgehoben und Keiner hat gesehen, was es enthielt; und es wurde dem Petrus durch diese Vision nur gezeigt, daß *alle* Nationen, was immer sie essen, durch den Glauben von Christo werden angenommen werden." Dann setzte er hinzu, daß von den Aposteln Apost. Gesch. 15 außer dem Genuß des Bluts auch der des Schweins ausdrücklich verboten sei. Die Jakobiten lesen nämlich statt πόρνεια, Hurerei, wie es in unserer Bibel sich findet, πόρνη,

Schwein, — eine Lesart, die um der anderen verbotenen Gegenstände willen, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

In Mossul ging Wolff viel mit Juden um und verbreitete unter ihnen das Neue Testament, woran die Christen Anstoß nahmen, die da meinten, daß er die Perlen vor die Säue werfe. Dann ging er über Karkush nach Kasti am Sarp. Die hier wohnenden Yezidis wichen etwas von denen zu Sanjaar ab. Wolff erfuhr von Einem derselben, daß der Stifter ihrer Secte Yazid Ibn Moawea sei; einmal im Jahre haben sie eine dem Gebet geweihte Nacht, Lailat Almahhya; diese bringen sie unter freiem Himmel zu. Ueber den Inhalt der Gebete konnte der Gefragte nichts sagen. Als Wolff dann etwas über den Teufel von ihm zu wissen wünschte, sah er sich scheu um, als ob er hinter ihm stände, und sagte: „Von dem Dinge kann ich nicht sprechen!" Dann fragte Wolff ihn, was er von Christo halte? Der Yezidi sah sich wieder um, ob auch ein Türke in der Nähe sei, und antwortete dann: „Er war Gott, wir nennen ihn: Jod Nurani (den erleuchteten Jesus); er war Kilma, d. i. das Wort." — Wolff erfuhr dann noch, daß sie dreimal im Jahr fasten und fragte schließlich: „Trinkt Ihr auch Wein und Branntwein?" „Ja," sagte der Yezidi, „Beides trinken wir aus großen Schaalen den ganzen Tag."

Zehntes Capitel.

Aufenthalt in Persien.

Von Kasti setzte Wolff seine Wanderung nach Arbil fort, dem aus Alexander's Geschichte bekannten Arbela, von da nach Kushta und Kantara. Er würde von hier aus zu Wasser nach Bagdad gegangen sein, wenn nicht ein türkischer Soldat ihm gerathen hätte, die Landreise vorzuziehen und über Karkuk zu gehen,

wo eine beträchtliche Anzahl Juden wohnhaft sei. Allein Wolff konnte, obschon er diesen Weg einschlug, die Juden zu Karkuk nicht besuchen, denn ein starkes Unwohlsein fesselte ihn an sein Zelt, bis er nach Bagdad aufbrach.

Dieser Aufbruch geschah in der Begleitung eines einzigen Arabers. Hier war vormals nur ein Garten gewesen, den die Perser Bagh nennen; er hatte einem reichen Manne, Namens Dad gehört. Siehe da den Ursprung und die Bedeutung des Namens jener Stadt, welche die Hauptstadt der arabischen Khalifen war, wo Harun Al Raschid lebte, und deren Pascha noch heute den Ehrennamen eines Khalifen trägt.

Der arme abgerissene Wanderer mit seinen noch wunden Füßen fand eine gastliche Aufnahme in dem Hause eines angesehenen Armeniers, Agha Sarkis, und der glückliche Umstand, daß sich gerade englische Offiziere in Bagdad befanden, die auf die Nachricht, daß Wolff bald eintreffen werde, hier länger verweilt hatten, war der Aufnahme Wolff's nur günstig. Zugleich befand sich ein Mr. Raymond hier, der dem Militairdienst der ostindischen Compagnie entlaufen war und unter dem Schutze des französischen General-Consuls in Bagdad diente. Diesem verhalf Wolff dazu, daß er, ohne die Strafe eines Deserteurs zu erleiden, nach Bombay heimkehren durfte.

Die Juden in Bagdad waren Männer des Besitzes, aber auch der Bildung, und Einer unter ihnen führte den Titel: „Der Prinz der Gefangenschaft." Dieser, Mr. Claudius Rich, war der Schwiegersohn von Sir James Mackintosh, des Residenten der ostindischen Compagnie. Er machte durch seine hohen Geistesgaben, durch Festigkeit und Freigiebigkeit dem englischen Namen in der ganzen Umgegend Ehre. Ja selbst der Pascha mußte Respect vor ihm haben, seitdem er, umgeben von 30 Sepoys, eine Kanone auf der Terrasse seines Parks auffahren lassen und gedroht hatte, den Palast des Paschas zu beschießen. Es ist freilich nicht nach unsern abendländischen Begriffen, daß der Oberherr einer Stadt von 200,000 Einwohnern durch eine solche Drohung sich einschüchtern läßt!

Auf das Predigen und die Arbeit des Bibelvertheilens folgte für Wolff eine Zeit literarischer Unterhaltung, als er nämlich

nach Bossora kam. Er hatte das Glück, in dem Hause Taylor's, des damaligen englischen Residenten, eine Wohnung zu finden. Mit diesem Manne, der 16 Sprachen mit großer Geläufigkeit sprach, las er Masudi's Geschichte, die eine glänzende Darstellung von Muhammed's Leben und dem Tempel zu Mecca enthält, sowie Tabestan, ein Buch, das eine Religionsgeschichte in persischer Sprache ist. Zwischendurch hatte er Verkehr mit den Juden und auch mit den Katholiken. Ja, auf den Wunsch des Bischofs der Letzteren setzte Wolff die Mitra auf, legte Stola und Cingulum an, machte das Kreuz ganz nach Weise der römischen Priester und predigte dann in arabischer und persischer Sprache das Evangelium.

Am Meisten aber interessirte unsern Reisenden die Bekanntschaft mit den Sabäern (Mandaye Haya oder Mandaye Yahya), zu welcher Colonel Taylor ihm verhalf. Auf die Einladung desselben kam erst ein Laie, Namens Sohoron, dann der Hohepriester Rabba Adam, der den Titel Ganz-Aura führte (d. i. Einer, der das Buch durchgelesen hat).

Was Wolff von diesen Leuten erfuhr, mag hier in der Kürze mitgetheilt werden. Statt des Namens Sabäer, der ihnen als Spottname von den Muhammedanern gegeben ward, die mit demselben andeuten, daß sie ihre Religion gewechselt haben und sich mit ihren Gebeten gen Norden werden, heißen sie sich selbst Mandaye Haya, Diener des lebendigen Gottes, den sie unter drei Namen verehren, als Haya Kadamaya, das Leben auf der ersten Stufe, Haya Tinyana, das Leben auf der zweiten Stufe und Haya Tlitaya, das Leben auf der dritten Stufe. Das Leben auf der zweiten Stufe ist Jesus; aber diese drei sind eins. Auch führen sie den Namen Mandaye Yahya, d. h. Nachfolger Johannis des Täufers. — Ihre Sprache, die sie aber mit eigenen Charakteren schreiben, ist die chaldäische. Ihre Abkunft führen sie auf Haran zurück, wo Tharah, Abraham's Vater, lebte. Sie wollen Nachkömmlinge von Abraham's Brüdern sein, die mit Jenem so lange zusammenblieben, bis er die Beschneidung einführte. Diese verwerfen sie. Sie nehmen überhaupt nie ein Messer in ihre Hand, essen auch um deswillen kein Fleisch, weil es geschnitten werden muß. — Sie besitzen zwei Bücher, deren

eins sie Seder Rabbah (die große Ordnung), deren anderes sie Seder Nishmata (Ordnung der Seele) nennen, jenes enthält ihre heiligen Gebote und Geschichten, dieses ihre Liturgie. Ihre obersten Priester sind der Ganz-Aura, welcher der Stellvertreter Jesu, und der Tarmida, welcher der Repräsentant Johannis des Täufers. An jedem Sonntage wird der Erstere von dem Letzteren getauft, wie dies auch bei Allen geschieht, die zu ihrer religiösen Gemeinschaft gehören. — Sie geben vor, daß ihre Vorfahren mit den Nachkommen Abraham's in gutem Einvernehmen gelebt haben, mit nach Aegypten und von dort wieder unter Artabanes' Führung zurückgekehrt seien, um dann am Ufer des Jordan sich niederzulassen, wo sie mit Johannes dem Täufer seien bekannt geworden. Ein Missionar der römischen Kirche, Pater Agadhangelus, versuchte es im vorigen Jahrhundert die Sabäer katholisch zu machen, aber sie stellten vier Bedingungen auf, der Papst solle sie frei machen von dem Tribut an den Sultan, er solle ihnen selbst ein Jahrgeld aussetzen, in der Todesstunde solle sich keinem Sabäer ein römischer Priester nahen und man solle ihnen in ihrer Religion völlige Freiheit lassen.

Nach einem Abstecher, den Wolff nach Zubeir, einem Dorfe machte, das von Nachkommen Abraham's und der Keturah bewohnt ward, wandte er seine Thätigkeit auf die Anlegung einer Schule in Bossora. Taylor unterstützte dies Unternehmen, die armenischen Christen nicht minder, und bald war der geschickteste unter allen Schülern der Sohn des Rabbi Adam, den wir soeben bei Wolff zum Besuche sahen.

Eine gleiche Thätigkeit entwickelte unser Wolff in Bushire, wo er zugleich in der Kirche über die Wichtigkeit einer christlichen Erziehung predigte. Hier hatte er überdies Gelegenheit, einen Harem zu besehen, da Colonel Taylor ihm ein Empfehlungsschreiben an die Schwester seiner Gattin mitgab, welche hernachmals die Lady Congleton wurde und in London ihren Wohnsitz empfing.

Der eigentliche Sitz der Wissenschaften in Persien ist Schiras, wohin Wolff nun seine Reise fortsetzte. Er war hier an dem Orte, wo Hafiz, der Anakreon der Perser, und Sadi, ihr großer Dichter, der den „Rosengarten" (Gulistan), ein moralisches Werk,

und den „Baumgarten“ (Bustan), eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen, verfaßte, ihre Grabstätten haben. Hier war es, wo unser Reisender einen tieferen Einblick in die Glaubenslehren der Schiiten — denn zu diesen gehören die Perser — erlangte.

Sämmtliche Muhammedaner theilen sich in Schiiten und Sunniten, nach einem Unterschiede, der sich fast in allen Religionen findet, sofern in den meisten die eine Partei ein geschriebenes Buch für die genügende Glaubensregel hält und alle mündliche Ueberlieferung verwirft, und die andere erst in einer fortlaufenden Tradition die erforderliche Erklärung des geschriebenen Wortes findet. Wolff trat gewöhnlich auf die letztere Seite; denn wenn auch die Ueberlieferung in mancherlei Weise der Verunstaltung fähig ist, so hielt er doch das Princip für wahr, daß das geschriebene Wort nur durch Tradition recht erklärt werden könne und fand selbst bei alten Anti-Traditionalisten gewisse Lieblingstraditionen. Er dachte dabei an die Juden, die Rabbaniten oder Karäer sind, an den Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten; und wir können es ihm nicht ableugnen, daß sowohl die Karäer wie die Protestanten in der christlichen Kirche, trotz ihres Widerspruches gegen die Ueberlieferung, gewisse Traditionen in ihrer eigenen Mitte werth halten.

Die Schiiten sind die Protestanten des Islam; sie zerfielen in Schiras wieder in Moollahs, welche den Meinungen ihrer Gelehrten folgen und für äußere Formen sind, und in Suffiten, die nur auf Reinheit des Sinnes dringen und die äußere Form für gleichgültig erklären. Wolff bringt bei diesem Namen das griechische Wort Sophos (d. Weise), von dem die Philosophie ihren Namen hat, in Erinnerung; und in der That sind Weisheit und Reinheit einander nach verwandte Begriffe. Wolff lernte in den Collegien der Suffiten ihre freisinnigen Grundsätze kennen, die von einem Schriftsteller Moollah Rumi in dem Buch Masnavi niedergelegt sind. Er fand in ihrem Glaubensbekenntniß auch den Ausspruch Joh. 3, 5: Es sei denn, daß Jemand aus dem Wasser und Geist geboren ist, kann er das Reich Gottes nicht sehen, ein Ausspruch, in dem sie „das Wasser“ ebenso spiritualistisch verstehen, wie die Evangelischen in England. Trotz

ihrer spiritualistischen Ideen fand Wolff sehr große Neigung zu sinnlichen Einflüssen bei ihnen vor. Wenn sie mit gesenkten Häuptern, in Prophetenmäntel gehüllt, in ihren Collegien dasaßen und mächtig aufstießen, so sagten sie zwar, daß sie so voll seien von dem mystischen Wein der Wahrheit, aber Wolff witterte den Saft jener Trauben, die man um Schiras baut; und ebenso ist manche Begeisterung die Wirkung des Jars, einer narkotischen Pflanze, welche sie rauchen. Einige der Suffiten suchen sich auch durch musikalische Instrumente und Trommeln in Ekstase zu setzen, ja es giebt auch Solche, die diese Ekstasen bis zur Clairvoyance steigern. Daneben finden sich Andere, die im beständigen Schweigen den höchsten Grad der Heiligkeit sehen, und an den Orden von la Trappe erinnern. — Wolff fand unter den Suffiten zwar manche liebe Leute, aber im Ganzen zog er die orthodoxen Moollahs ihnen vor.

Hören wir einmal Einiges aus Unterredungen, die er mit den Schiiten hatte. Er sagte zu Einem: „Christus bekehrt die Welt durch Ueberzeugung, durch die Erhabenheit seiner Lehre, durch Wunder und Weissagungen. Muhammed bekehrt die Völker mit dem Schwert.“ Es wurde ihm erwidert: „Es sind zwei Aerzte da; der Eine curirt den Kranken durch süße Medizin; er ist ein guter Arzt. Der Andere giebt ihm bittere und curirt ihn; er ist auch ein guter Arzt. Wiederum sind da zwei Generäle; der Eine nimmt die Stadt mit Sturm; er ist ein guter General. Der Andere nimmt die Stadt durch Ueberredung; er ist auch ein guter General.“ — Wolff sagte: „Das Schwert kann keine gute Medizin sein; denn es tödtet den Feind und verhindert dadurch, daß er zum rechten Glauben komme, und wenn der Feind sich unterwirft, macht es einen Heuchler aus ihm.“ Dann, als von Wundern die Rede war, sagten sie: „Der Kuran ist selbst ein Wunder; denn Niemand hätte solch ein Arabisch schreiben können, wie sich im Kuran findet.“ Wolff erwiderte: „Das läßt sich nicht beweisen; das ist Geschmackssache.“ So kamen sie auch auf Weissagungen und behaupteten, der Name Muhammed sei in der Bibel vorherverkündet in dem hebräischen Bimod Mead. Wolff wußte anfänglich nicht, wo diese Wörter sich finden sollten. Ein Renegat wies ihn später

auf 1. Mos. 17, 20 hin. Hier finden sich in dem hebräischen Worte, das Luther durch „fast sehr" übersetzt hat, Consonanten, die, wenn man ihren Zahlenwerth nimmt, die Zahl 92 geben, und eben diese Zahl kommt aus den Consonanten des Namens Muhammed, — folglich ist in jener Stelle auf den Propheten hingewiesen! — Diese, unsern abendländischen Lesern wunderlich erscheinende Weise der Schriftauslegung, die man die kabbalistische zu nennen pflegt, ist übrigens nicht blos bei jenen persischen Schiiten, sondern auch bei den Juden der Vorzeit zu Hause. — Die Perser, mit denen Wolff sich unterhielt, fragten ihn auch, welche Art der Beweisführung ihm mehr gefalle, die, welche von Vernunftgründen, oder die, welche von der geschichtlichen Ueberlieferung ausgeht? Er erwiderte, daß er es erst mit den Geschichtsgründen halte und dann mit den Vernunftgründen. „Denn," sagte er, „die Vernunft reicht bis an einen gewissen Punkt; die Tradition aber theilt uns Dinge mit, die Gott geoffenbart hat. Aber außer Tradition und Vernunft giebt es noch ein inneres Zeugniß; das Herz ist auch von Gott gegeben, und wenn das Herz in Widerspruch mit der Vernunft kommt, muß da etwas verkehrt sein. Das Herz sagt uns das, denn der Glaube ist eine Gabe Gottes — und um diese müssen wir bitten!" „Gut, sehr gut!" riefen sie Alle. Nun fragten sie ihn, was er von Jesu halte. „Er ist Gottes Sohn!" war die Antwort. „Aber," fielen sie ein, „hat denn Gott eine Frau?" Wolff erwiderte: „Es giebt verschiedene Arten von Vätern. Der Eine ist Vater durch die Ehe, der Andere ist es durch die Erziehung, die er vollzieht, und durch die Wohlthaten, die er erweist. Gott aber ist der Vater als der Schöpfer und Erhalter, als der, der mit Allem, was er thut, seine Kinder segnet." — „Dann sind wir aber Alle Gottes Kinder!" entgegneten sie. „Wohl," sagte Wolff, „aber in einem verschiedenen Sinn. Jesus war Gott, denn in ihm wohnte die Fülle der Gottheit leibhaftig." Sie sprachen: „Dann ist Jesus unter Gott!" Darauf erwiderte Wolff: „Seht die Sonne an! die Sonne giebt Licht und Wärme der Erde; aber Licht und Wärme ist eins mit der Sonne." Das befriedigte sie. „Gut," riefen sie, „sehr gut!" Aber sie nahmen die Unterredung noch einmal damit wieder auf, daß sie fragten, was

er denn gegen Muhammed's Lehre habe?" „Sie stimmt nicht mit Gottes Thaten überein," war die Antwort. „Wie kennst Du denn die?" sagten die Schiiten. „Aus seiner Liebe zu allen Menschenkindern." „Woraus siehst Du denn diese?" „Aus der Schöpfung. Sehet die Sonne an, die von Gott kommt, die Alle bescheint, Juden, Christen, Muhammedaner und Feueranbeter. Aber Muhammed befiehlt seinen Anhängern, die Christen nicht zu lieben, obschon sie Geschöpfe Gottes sind." — Da hieß es wieder: „Gut, sehr gut!"

Zu seinem großen Erstaunen wurde Wolff bald darnach mit den Muhammedanern zu einem reichen Juden gebeten, der, um seine Schätze nicht zu verlieren, zum Islam übergegangen war. Dieser Mann sagte auf hebräisch zu Wolff: „Die Stimme ist Jakob's Stimme, aber die Hände sind Esau's Hände." Er wollte damit sagen, daß er, obschon er übergetreten, doch im Herzen ein Jude geblieben sei. Wolff hielt dafür, daß es besser sei, den armen Mann nicht in Gegenwart der Muhammedaner zu strafen, sondern legte lieber diesen die eine und die andere Weissagung des alten Testamentes aus.

Eines Tages kamen zwei Armenier, Shanasar und David Makarditch David, zufällig bei Wolff zusammen. Sie waren einander verfeindet. Beide erzählten unserm Wolff, daß einer von den ersten Moollahs von Schiras zum Fürsten gegangen sei und die Aufforderung an ihn gerichtet habe, Wolff zu einer Disputation über den Islam zu veranlassen und, wenn er besiegt wäre, entweder zum Uebertritt zu zwingen oder zu tödten — und dieser Moslem, setzten sie hinzu, sei sofort vom Schlage gerührt; das habe eine Bewegung hervorgerufen, wie noch kein anderes Ereigniß. Ehe noch Wolff irgend etwas Anderes erwiderte, sagte er zu den Armeniern: „Zuerst vor Allem, Ihr seid Beide Christen, ich gebiete Euch im Namen Jesu Christi, daß Ihr Frieden mit einander macht, ehe Ihr mit mir zu den Juden geht, denen ich das Evangelium des Friedens verkündigen will." Sie folgten seinem Befehle, umarmten sich und begleiteten ihn dann zu den Juden.

Ein persischer Moslem hatte in Betreff der Juden zu Wolff gesagt: 1) Jedes Haus mit einem niedrigen, engen Eingang, ist

ein Judenhaus. 2) Jeder Mann mit einem schmutzigen Turban von Wolle oder Kameelhaar, ist ein Jude. 3) Jeder, der alte Glasscherben aufsucht, ist ein Jude. 4) Jeder, der um alte Kleider oder Schuhe bittet, ist ein Jude. 5) Jedes Haus, in das kein vierfüßiges Thier außer der Ziege hineingeht, ist eine Judenwohnung. Dessen erinnerte sich Wolff, als er mit seinen armenischen Begleitern in die Judengassen hineinging. Und welch' ein Anblick bot sich ihm dar! Es war gerade im rechten Winter, im Januar 1825, wo Alles kalt und gefroren war. Da sah er in den engen Straßen die Häuser gleich Schweineställen, und auch diese waren noch Trümmer in Folge des Erdbebens, das vor nicht gar langer Zeit stattgefunden hatte. Männer, Frauen und Kinder lagen auf den Straßen, manche krank, nackt oder in Lumpen. Weiber mit Kindern an der Brust riefen: Nur ein Pul! Nur ein Pul! (d. i. ein Dreiling). Ich bin ein armer Israelit!" Wolff kroch in einige Hütten hinein und sprach zu ihnen von Jesu, dem Messias. Sie fragten dann in einem singenden Tone: „Was sollen wir thun?" Wolff sagte ihnen, daß sie glauben sollten an den Herrn und sich taufen lassen in seinem Namen. Sie weinten. Aber wozu sie taufen in einer Stadt, die bei aller Civilisation voll von fanatischen Muhammedanern war? „Arme Israeliten von Schiras!" rief Wolff aus. „Ich werde Manche von Euch im Himmel sehen, den Thron des Herrn umgebend! Denn Ihr seid mit der Taufe der Trübsal und des Elends getauft! Gott verhüte, daß ein harter Gedanke über Euch je in meinen Sinn komme! Sein Blut ist über Euch gekommen, und sein Blut redet stärker als Abels!"

Endlich kam Wolff auch in den Palast des Fürsten von Schiras. Ueber diesen Besuch sagt er nichts. Kein Mensch — dies sind seine eigenen Worte — möge mich um die Beschreibung eines solchen verfluchten Hofes bitten! Für solchen Hof ist bei aller seiner Polirtheit und Eleganz keine Bekehrung möglich!"

Am folgenden Tage verließ Wolff den Ort und am zweiten predigte er unter den Ruinen von Persepolis, hier Takht-jamshid genannt, vor etwa 1000 Persern. Bei seiner Rückkehr in die Karavanserai kamen zwei Rah-dar, welche die Wege zu verbessern haben, und verlangten eine Abgabe. Wolff weigerte sich,

weil er ein Engländer sei. Das ließen sie nicht gelten, sondern drohten, ihn todt zu schlagen. Wolff gab ihnen eine Ladung harter Worte, aber kam doch von 6 Rupi's (ungefähr 12 engl. Schillinge) nicht frei. Billiger kamen Andere davon, die am nächsten Tage diesen Weg zogen. Diese Perser weigerten sich auch, weil sie Hadschi's seien. Es kam zum Handgemenge und nachdem sie sich erst die Köpfe zerschlagen hatten, bezahlte die ganze Gesellschaft der Hadschis zusammen einen halben Pul d. h. einen halben Dreiling.

Elftes Capitel.

Persien. Circassien. Die Krim. Constantinopel. Heimkehr nach Großbritannien.

Die Juden haben die Sage, daß Salomo einen gefallenen Engel Ashmedai unter seiner Botmäßigkeit gehabt habe. Salomo habe einmal seine Ketten ihm abgenommen, sei zum Lohn dafür von dem Befreiten vom Thron gestoßen und habe, während dieser in Salomo's Gestalt das Regiment geführt, ferne Länderstriche durchwandern müssen. Nicht der wahre, sondern dieser Pseudo-Salomo, so sagen sie, habe die 1000 Weiber gehabt und das Volk gedrückt. Der wahre Salomo ward nach derselben Sage hernach durch den Sanhedrin wieder auf den Thron gebracht, als man den falschen an seinem Hahnenfuß erkannt hatte.

Von dieser Wanderung Salomo's wissen auch die Perser, denn durch ihn lassen sie ihre Stadt Ispahan, der sie den stolzen Namen Nim-Jehaun, die halbe Welt, geben, erbaut sein. In einer Vorstadt derselben, Julfa, schlug Wolff seine Wohnung auf. Er war hier recht inmitten der Armenier, die einst in einer Anzahl von 60,000 diese Vorstadt bewohnten, jetzt aber

durch den Druck, welchen das persische Gouvernement auf sie ausübte, bedeutend zusammengeschmolzen waren. — Sein Aufenthalt war hier jedoch nur von kurzer Dauer; denn es trieb ihn, baldmöglichst Teheran zu besuchen.

Henry Willock war damals der englische Minister-Resident am Hofe zu Teheran. Durch ihn wurde er bei den Ministern eingeführt, von denen drei Wolff's Interesse besonders in Anspruch nahmen. Daud Khan war ein Mann, vertraut mit der Geschichte der christlichen Kirche, die er durch die Lectüre des Eusebius, des Baronius und des Franzosen Fleury kennen gelernt hatte. Die Secten und Parteien der Christenheit kannte Daud Khan auf's Genaueste. Er machte, obgleich selbst ein Muhammedaner, die Bemerkung, daß er Cerinth und Arius als die Stammväter des Islam ansehe. Mirza Abd-Alwehab, ein zweiter Minister, bewies eine hohe Theilnahme für die Bestrebungen der britischen und auswärtigen Bibelgesellschaft; er war ernsteren Sinnes, als die meisten Perser es sind. Noch gedenken wir des Khosrof Khan, des ersten Eunuchen und Premier-Ministers, der, ein Georgier von Geburt, der muhammedanische Swedenborg genannt werden könnte, da er einen Verkehr mit der höheren Welt zu haben meinte.

Wie Wolff auch an anderen Plätzen, wo er länger verweilte, einen Sprachlehrer anzunehmen pflegte, so that er auch hier. Seine Wahl fiel auf Mirza Ibrahim. Da er die Talente des jungen Mannes erkannte, behielt er ihn, bis er nach Constantinopel kam, bei sich, schickte ihn dann nach England, wo er Professor der arabischen und persischen Sprache am Haileybury College wurde und nachdem er sich mit dem Lateinischen und Griechischen bekannt gemacht hatte, eine persische Uebersetzung des Herodot veranstaltete. Mirza Ibrahim blieb von 1826 bis 1847 in seiner Stellung am Haileybury-College und kehrte dann mit einer Pension nach Persien zurück.

Die persischen Minister sprachen sich gegen Sir Henry Willock sehr anerkennend über Wolff aus; sie meinten, seine fremde Aussprache sei durchaus kein Hinderniß, daß er mehr als der beredteste Mann ihrer eignen Nation die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehe.

In Caswin, der alten Residenz der persischen Fürsten, predigte Wolff vor Muhammedanern, Juden und Daudi's, einem Volksstamme, welcher David göttlich verehrt, sowie vor den Ali-Dollahe, den Anbetern Ali's. — In Tabriz, wohin die Reise weiter ging, wurde er durch Dr. Cormeck bei dem Prinz-Regenten von Persien, dem großen Abbas-Mirza eingeführt. Dieser Abbas-Mirza war der älteste Sohn des Fat-Dollah Shah, des Königs von Persien. Als der Vater in Jahren vorgerückt war, nicht mehr Lust zum Regieren, sondern nur Sinn für seine Juwelen, seinen Harem und seine Reisen hatte, auf denen er an seinen Unterthanen Geld-Erpressungen ausübte, versammelte er seine Söhne um sich und machte den ältesten zum Nayeb Sultanah d. h. zum Statthalter des Königs. Dem aber widersetzte sich der Eine Muhammed Ali Mirza. Er erklärte, seinem Vater, so lange er lebe, gehorchen zu wollen, hernach aber müsse das Schwert entscheiden, wer König sein solle. Er marschirte später gegen Bagdad, während jener Expedition aber ereilte ihn der Tod, der ihm wahrscheinlich durch Gift beigebracht war. Abbas Mirza bot unserm Wolff die Hand, in Tabriz eine Schule zu errichten.

Welch eine Ueberraschung aber sollte unserm Wolff bevorstehen, als ihn hier ein alter Freund und Genosse aus der Propaganda umarmte! Es war der Bischof Shawris. Dieser bekleidete sein Amt bei denjenigen chaldäischen Katholiken, die Rom unterworfen waren. Er war von den Nestorianern geweiht und gerade dieser Umstand war es, daß man ihn 1802 nach Rom rief. Dort ließ man ihn seine bischöflichen Kleider ablegen, dachte aber vor 1817 nicht daran, seine Sache zu untersuchen. Man hielt ihn in Rom für im Einverständniß mit Wolff; acht Monate nach demselben entließ man auch ihn aus der Propaganda mit dem Bemerken, daß er forthin keine bischöflichen Functionen wieder verrichten solle.

Von Tabriz reiste Wolff nach Erivan, das damals noch im Persischen Besitze war. Die Perser meinten, daß sie einen Talisman hätten, der ihnen Erivan sichere. Aber das folgende Jahr 1826 bewies, daß die Russen diesen Talisman zu überwinden im Stande seien, denn General Paskewitsch nahm die Stadt für Rußland in Besitz.

Am Fuße des Ararat liegt Etsh-Miazin. Hier predigte einst Gregor der Erleuchter, der 124,000 Armenier bekehrte und im Euphrat taufte. Er baute an einem von Gott gezeigten Platze ein Kloster, in welchem Wolff ein Stück der Arche Noah vorgelegt wurde, das Jacob Nisibenus, der vom Erklimmen des Ararat durch eine Vision abgehalten und mit jener Reliquie beschenkt ward, der Nachwelt als Heiligthum hinterließ. Wolff fand den Patriarchen Ephraim nicht vor, empfing aber eine schriftliche Danksagung von ihm für die Theilnahme, die er den Armeniern beweise, verbunden mit der Bitte, daß England armenische Collegien anlegen möge.

Jetzt kam Wolff an die russische Gränze voll Freuden, nach langer Zeit einmal wieder in dem Bereich einer europäischen Macht zu sein. Die Offiziere nahmen ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen auf. Unmittelbar darnach hatte er Gelegenheit, in seiner Muttersprache thätig zu sein. Hier finden sich nämlich Würtembergische Emigranten, die besonders der Lehre von Jakob Böhm zugethan sind. Sie gaben ihren Colonieen in Erinnerung an die Heimath die Namen Elisabethenthal, Kornthal, Helenenthal u. s. w. Sie erklären sich für das Weib, das in die Wüste geflüchtet ist, bis daß Christus in Glanz und Herrlichkeit kommen wird.

Zu Shushi sah Wolff in einem Hause einen Mann in Gebet und Nachdenken versunken. Er wußte, wen er in dieser Gegend zu suchen habe. Daraus erklärt sich die Frage, mit der er jenen anredete. „Sind Sie Zaremba?“ fragte er; und siehe da, er war es, jener vormalige Kanzler Rußlands, der Secretair Capo d'Istria's, der durch Lesung der heiligen Schrift und der Stillingschen Werke alle weltlichen Ehren Preis gegeben hatte und in den Missionsdienst getreten war. Wolff blieb etwa 10 Tage in seiner Nähe.

Dann ging's nach Tiflis weiter. Am Fuße des Kaukasus aber wurde Wolff von einem Typhus-Fieber dergestalt überfallen, daß er am Wege liegen bleiben mußte. Ein englischer Offizier, der vorüberfuhr, wurde sein rettender Engel. Durch ihn kam er unter die Artillerie-Escorte, welche die Post begleitet, und mit dieser zu den Jesuiten nach Mostock. Aber diese waren

eifrige Proselytenmacher und respectirten nicht einmal die Fieberhitze, in welcher sich der Reisende befand. Er nahm also seine Zuflucht zu einem deutschen Arzte, der unter des Höchsten Beistand den Kranken bald wieder herstellte.

Nach mehreren Ruhepunkten, an denen der Genesene den Juden predigte, kam Wolff nach Taganrog. Dort schickte der Kaiser Alexander I. den Baron Friedrich und den General Diebitsch zu ihm mit der Anzeige, daß er ihn in der nächsten Woche persönlich empfangen wolle. Allein dazu kam es nicht; der liebenswürdige Kaiser endete inzwischen seinen irdischen Lebenslauf. Zu der persönlichen Zuneiguug für den Kaiser kam bei Wolff, als er in der Krim war, auch die höchste Achtung für seine weisheitsvolle Regierung; denn überall nahm er wahr, wie die einst so rohe Bevölkerung dieser Gegenden unter der russischen Regierung sich zu dem Zustande eines friedlichen und arbeitsamen Lebens fortgebildet hatte. Er predigte hier den Juden in den Synagogen und auf freier Straße, bis er nach Odessa aufbrach.

Bei der Reise von Odessa nach Constantinopel erfuhr unser Wolff eine sichtbare Bewahrung durch die Hand des Herrn. Er wollte im Februar 1826 mit einem englischen Kauffahrtei-Schiffe The Little unter Segel gehen. Der Capitain desselben bestellte aber die Passagiere wieder ab, nachdem das Engagement bereits stattgefunden hatte. So ging Wolff mit dem Capitain Newton, der die „Thetis“ führte. Beim Einlaufen in den Hafen von Constantinopel erfuhr man, daß The Little mit seiner ganzen Mannschaft untergegangen sei.

Eine andere Bewahrung erlebte er alsbald in Adrianopel, wohin er von Constantinopel einen Ausflug machte. Es waren, wie er erfuhr, manche Juden, denen er in Jerusalem gepredigt, zum Glauben gekommen und hielten sich in Constantinopel auf. Dies wußten die Muhammedaner und als er nun ihnen und den Juden in Adrianopel das Evangelium verkündigte, wurden die ersteren — zumal da die Zeit wegen des griechischen Aufstandes eine sehr bewegte war — gegen Wolff in das Feuer der wildesten Leidenschaft gebracht. Er hatte kaum vor einer halben Stunde die Stadt verlassen, als die Janitscharen sich in Bewegung setzten, ihn aufzusuchen und in Stücke zu zerhauen.

Sir Stratford und Lady Canning, bei denen Wolff speiste, theilten ihm dies in Constantinopel mit und warnten ihn, an die Muhammedaner sich zu wenden. Wolff folgte diesem Rathe — und brach sehr bald aus der Hauptstadt des osmanischen Reiches auf. Nach einem kurzen Aufenthalte in Brusa, wo Hannibal starb, sehen wir unsern Reisenden in Smyrna. Am Bord der „Eblana", geführt von Capitain Small, sagte er dem Orient für eine Zeitlang Lebewohl und griff nach Rowland Hill's Dialogen, um mit ihnen sich die Zeit zu vertreiben, die ihm während der zweimonatlichen Seereise noch übrig blieb, während welcher er den Matrosen Gottes Wort predigte und schriftlich für „die Gesellschaft für Verbreitung des Christenthums unter den Juden" thätig war. Es war im Mai 1826, als er wohlbehalten in den Hafen von Dublin einlief.

Zwölftes Capitel.

Besuch in England. Heirath. Zweite Reise nach Gibraltar, Smyrna und Aegina.

In Dublin hatte Wolff sich schon einige Zeit aufgehalten, als Briefe von Henry Drummond und Irving in ihn drangen, baldigst nach London zu kommen. Es begegnet uns hier der Name eines Mannes, von dem es uns nicht uninteressant sein wird, zu erfahren, welche Stellung unser Wolff zu ihm erlangte.

Wolff hatte seine „Reden" bereits gelesen und die Ueberzeugung gewonnen, Irving müsse eine die Aufmerksamkeit fesselnde Persönlichkeit sein. In ihr wurde er durch sein Zusammentreffen mit ihm befestigt. Chalmers hatte von Irving gesagt, er sei ein Mann gleich der Sonne, wenn auch mit einigen Flecken. Wolff fand dies Urtheil gerechtfertigt, und meinte, dieser Flecken seien weniger, als Chalmers dachte. Von Täuschungen, die durch ihn

ausgegangen wären, das sah er bald ein, könne nicht wohl die Rede sein, dennoch sei er ein Mann, der selbst gar leicht getäuscht werde.

Wolff fand Irving nicht zu Hause, als er ihn das erste Mal besuchen wollte, dieser aber hatte die Weisung zurückgelassen, daß er im Hause der Lady Olivia Sparrow zu finden sei. Dies Zusammentreffen war zugleich das erste mit Lady Georgiana Walpole, der Tochter des Grafen von Orford, die im Februar 1827 Wolff's Gattin wurde.

Als die Gesellschaft an jenem Abend um 11 Uhr aufbrach, fand Wolff in Irving's Hause sein Nachtquartier. Ehe aber der Gast auf sein Zimmer ging, ersuchte er seinen Wirth, ihm, da er sich selbst nicht rasiren könne, zum andern Morgen einen Barbier zu bestellen. Die bestimmte Stunde kam, es klopfte an der Thür und siehe, der große, stattliche Mann, dem das Haupthaar auf die Schultern herabwallte, wie man's auf den Christusbildern zu sehen gewohnt ist, Irving selber stand mit der Serviette und dem ganzen Barbier-Apparat vor Wolff. Es war ein Anfang, der seine Fortsetzung fand, so lange Wolff in Irving's Hause wohnte. Dieser Liebesdienst wurde aber auch außerhalb des Hauses bekannt und hatte zur Folge, daß, als die beiden Freunde einmal spaziren gingen, sie an dem Schaufenster eines Buchladens einen ganzen Haufen von Menschen versammelt fanden, die sich über eine Carricatur belustigten, welche Irving einen Wolf rasirend darstellte.

Es kamen jetzt höchst anziehende Tage. Henry Drummond hatte nach Albury Park, unweit Guilford in Surrey, eine Anzahl ausgesuchter Freunde gebeten, die dort eine Woche lang unter seinem Dache wohnten. Unter ihnen waren, außer Wolff und Irving, Dr. Macneil, Lord Mandeville (der nachmalige Herzog von Manchester) Lord Riley, Dodsworth, Dr. Marsh u. A. Die Gegenstände der Besprechungen, welche hernach auch in die Oeffentlichkeit kamen, waren die persönliche Herrschaft Christi, die zukünftige Erneuerung der Erde, überhaupt die Lehre von den letzten Dingen. Das Ergebniß dieser Unterhaltungen war, daß man sich über die Auffassung der Weissagungen einigte. Was jene Prophetensprüche in der heiligen Schrift anlangt, die bereits

erfüllt sind, so pflegt man ja gewöhnlich die grammatische oder buchstäbliche Erklärung auf sie anzuwenden, dagegen die noch nicht erfüllten nimmt man vorherrschend im geistigen Sinn. Die Freunde in Albury Park gelangten zu der Ansicht, daß dies keineswegs ein richtiges Verfahren sein könne; man müsse, so meinten sie, die einen Weissagungen wie die andern auslegen; nehme man die erfüllten im buchstäblichen Sinne, so müsse man auch die unerfüllten ebenso auffassen. Wolff bemerkte dabei, daß ein anderes Verfahren namentlich den Juden gegenüber die Annahme des Evangeliums erschwere. Es mache sie irre, vorzüglich in solchen Schriftstellen, wo erfüllte und nicht erfüllte Weissagungen dicht neben einander stehen. Man denke an Luc. 1, 30—33. Was dort von der Schwangerschaft, der Geburt, dem Jesusnamen gesagt ist, findet buchstäblich seine Erfüllung, was für Grund hat man nun zu sagen, das Sitzen auf dem Throne David's, die ewige Herrschaft über das Haus Jakob's müsse in einem andern Sinne, nämlich geistig, verstanden werden? Hier drittehalb Verse so und anderthalb Verse anders erklären, bezeichnet Wolff als ein gotteslästerliches Umgehen mit der heiligen Schrift. „Gegen Ausleger dieser Art," sagt er, „haben die Juden gewonnen Spiel; ihnen werfen sie sofort — und mit Recht — Inconsequenz vor; dagegen sind sie bei der grammatischen, buchstäblichen Auslegung des Ganzen verloren. Man hat es oft als den Irrthum der Juden bezeichnet, daß sie den Messias als den Herrn eines zeitlichen Königreiches betrachten. Aber wo wirft die Schrift ihnen dies vor? Wo behauptet sie, daß der Messias allein ein geistiges Reich werde inne haben? Der Irrthum der Juden, wie der Herr ihn selbst ihnen vorhält, besteht vielmehr darin, daß sie träges Herzens sind zu glauben Allem, was die Propheten gesagt haben. Mußte nicht — sagt der Auferstandene — mußte nicht Christus Solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? So giebt es Christen, die in den entgegengesetzten Irrthum verfallen. Sie glauben blos an die Leiden Christi und nicht an seine Herrlichkeit, wie die Juden blos seine Herrlichkeit vor Augen haben ohne sein Leiden."

Denselben Gegensatz gegen den Spiritualismus sehen wir noch in anderen Punkten bei den Freunden in Albury Park her-

vortreten. Man konnte der herrschenden Ansicht unter den Protestanten, daß die Wunder mit der Apostelzeit ihre Endschaft erreicht hätten, nicht beipflichten, und man war überzeugt, daß sie in der Verwerfung der Tradition zu radikal seien, denn ohne alle und jegliche Ueberlieferung könne man den eigentlichen Sinn des göttlichen Wortes nicht verstehen.

Wolff's Aufenthalt in England hatte noch zur Folge, daß er jetzt thatsächlich in den Dienst der Londoner Missionsgesellschaft trat, daß er sich verehelichte und in Folge seiner Heirath als Engländer naturalisirt wurde. An seiner jungen Frau, die, wie wir schon gehört haben, sehr hohen Standes war, waren nicht weniger ihre praktischen Talente, als ihre geistige Bildung zu rühmen, so wie ihre thätige Frömmigkeit. Bald nachdem sie Wolff die Hand zum ehelichen Bunde gereicht hatte, mußte sie — schon im April 1827 — an die Erfüllung der schweren Pflicht gehen, um Jesu willen Vaterland und Freundschaft zu verlassen.

Die Reise ging zuerst nach Amsterdam. Hier trat Wolff zunächst in Verbindung mit Proselyten und den Jansenisten, die in jener Stadt sich fanden. Aber er konnte das Verlangen nach den verlornen Schaafen vom Hause Israel nicht lange unterdrücken. Er ersuchte einen Mr. Meyer, der ein angesehener jüdischer Rechtsgelehrter war, brieflich um die Erlaubniß, sich mit ihm über das Evangelium unterhalten zu dürfen. Allein die Antwort lautete: „Mr. Meyer spricht seine volle Achtung gegen Herrn Joseph Wolff aus, da er aber weder ein Christ, noch zu einer Unterhaltung über das Evangelium und den Glauben bereit ist, muß er auf einen Besuch in Betreff dieser Angelegenheiten verzichten." Die Juden triumphirten über diese Antwort als über einen feinen Zug des hebräischen Geistes.

Wir finden das junge Ehepaar bald darauf in der Brüdergemeinde zu Zeist, und zwar bei einem Liebesmahle, wo unserm Wolff der Thee und der Zwieback (the Dutch bun, wie er sagt) so gut mundeten, daß er zu seiner Portion noch die des Nachbars, des Missionars Reichhardt, hinzufügte. Es geht unserm Wolff in Hinsicht auf die Brüdergemeinde, wie einem unserer deutschen Kirchenhistoriker, der auch das Gebäck derselben mit großer An-

erkennung hervorhebt, weil ihn sonst nicht viel in derselben ansprach. Möglich, daß in Zeist die Bemerkung eines Bruders dazu beitrug, der zu Reichardt sagte: „Geben Sie die Idee der Judenbekehrung nur auf; es kommt doch nichts darnach!"

Nach Deutschland zog unsern Wolff besonders die Kindes- und Geschwisterliebe. „Heute habe ich Dich zum zweiten Male geboren!" rief unter Thränen die alte Mutter, als er sich ihr in Düsselthal in die Arme warf. Sie und die Schwester, obgleich Beide noch Jüdinnen, ließen sich nicht abhalten, in die protestantische Kirche zu gehen, als der Sohn und Bruder dort predigte. Während der ganzen Predigt war die Mutter in Thränen. Sie sagte dann zu ihrem Sohne: „O mein theures Kind! ich habe keine Ruhe; denn bist Du im Rechte, so bist Du in einer andern Welt selig und ich verloren; bist Du aber auf bösem Wege, welch ein schauerlicher Anblick für mich — Dich dann in der Hölle zu sehen! Meinst Du denn, daß Abraham auf verkehrtem Wege war, und Isaak, Jakob und Mose und die Propheten und Rabbiner desgleichen?" Der Sohn bezeugte ihr, daß er von Abraham, Isaak und Jakob glaube, sie hätten gewünscht, den Tag zu sehen, an welchem in Christo alle ihre Hoffnungen sich erfüllten, aber sie hätten ihn nicht gesehen. Mit Gottes Gnade haben gewiß auch diese Zeugnisse zur Bekehrung seiner Schwester Jette mitgewirkt, die späterhin von Dr. Krummacher unterrichtet und getauft wurde und verheirathet mit einem Manne, Namens Pflaum, in Baireuth ihren Wohnsitz erhielt.

Wolff kehrte hierauf wieder nach London zurück und ging am 26. Juli mit seiner Gattin nach Gibraltar unter Segel. Er verfaßte einen Aufruf an die dortigen Juden, den er vertheilte; aber ein vierzehntägiger Aufenthalt schien ihm für seine dortige Wirksamkeit hinzureichen; so setzte er seine Fahrt nach Malta fort. Hier war ein längerer Aufenthalt, und während desselben erfreute ihn seine Georgiana mit dem ersten Kinde, das jedoch nicht lange der Eltern Freude zu sein bestimmt war; denn nach 10 Monaten nahm der Herr es wieder zu sich.

Diese Umstände machten es nöthig, daß Wolff seine Gattin in Malta zurückließ und seine Weiterreise allein fortsetzte. Er

that es auf der Fregatte „Isis", die Sir Thomas Staines commandirte, und sein Ziel war Smyrna. — Wenige Wochen vorher war die Schlacht bei Navarino geschlagen — es war im December 1827 — da lief das Schiff in den Hafen von Smyrna ein, der voll war von englischen, französischen und russischen Schiffen, die bei Navarino mit thätig gewesen waren. An Bord derselben befanden sich außer den Admirälen auch die drei Gesandten von England, Frankreich und Holland. Der Sultan Mahmud hatte nämlich, als er den Untergang seiner Flotte bei Navarino vernommen hatte, in seiner Wuth den Befehl gegeben, alle ungläubigen Gesandten zu tödten. Aber er hatte doch wohl sich besonnen, als Sir Stratford Canning ihm erwidern ließ, so möge er lieber, ehe er dies thue, sich ein Schloß in der Luft bauen, wohin er seine Zuflucht nehmen könne. Sir Stratford Canning war hocherfreut, Wolff am Bord der „Isis" vorzufinden, ebenso Mr. Leeves, der General-Agent der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, der aber Wolff dringend bat, sich jetzt hier ruhig zu verhalten, damit er nicht zerrissen werde.

Nach wenigen Tagen bestieg Wolff die Fregatte „Cambrian", die ihn nach Aegina brachte. Aegina war angefüllt mit Engländern, Franzosen, Italienern und Polen; Athen aber, noch in den Händen der Türken, war von den Griechen belagert. Wolff kam mit den Griechen in mancherlei Berührungen; er hatte Gelegenheit wahrzunehmen, daß unter der Priesterschaft viele theils durch ihren Landsmann Korais in Paris, theils durch ihre Studien auf den Universitäten zu Göttingen und Heidelberg zu anerkennungswerther Bildung gelangt waren. Ebenso waren der Prinz Maurokordatos und Trikupi, der spätere Gesandte in London, Männer, die auf die Unternehmungen Wolff's mit Interesse eingingen, als er sie zu Gunsten der Freiheit Israels in Anspruch nahm. Wolff bekam den Eindruck, daß die griechische Nation gewiß noch jener Bildung fähig sei, bei welcher die Hoffnungen auf ein wiedererstehendes byzantinisches Kaiserthum allein erfüllt werden können. Den Islam — einen Leichnam, — so meinte unser Reisende — würden weder der Khat-Sherif des trunkenen Sultans Abdel-Medjid, noch der Bund italienischer Carbonaris, französischer Jakobiner und englischer Socialisten lebendig machen. Der

Muhammedanismus, der in dem Zustande seiner Blüthe noch immer unter dem entartetsten Christenthum steht, — er sei bestimmt, wie er durch's Schwert begründet wurde, auch durch's Schwert zu fallen.

Dreizehntes Capitel.

Die ionischen Inseln. Cypern. Ober-Aegypten. Jerusalem. Jaffa.

Das Schiff, auf dem unser Reisender sich befand, litt Schiffbruch; er selbst aber, die übrigen Passagiere und die Mannschaft retteten sich in einem Boote, mit dem sie bei Zante (Cephalonia) landeten. Am Hafen stand ein Mann, dessen Name nachmals weithin bekannt geworden ist, der damalige Colonel, spätere General Sir Charles James Napier.

Das erste Wort, durch welches er sich mit Wolff bekannt machte, war: „Eure Schwägerin, Lady Catherine Long, kenne ich sehr gut. Sie ist das angenehmste Frauenzimmer, das ich jemals sah." Napier sprach dies Wort durch das sogenannte Parlatorio, ein eisernes Drahtwerk des Lazzaretto, in dem sich alle Ankommenden aufhalten mußten, bis sie die Erlaubniß empfingen, an's Land zu gehen. Der Offizier fügte hinzu, daß er auch Wolff sehr wohl kenne und recht gut wisse, wie er umherziehe und predige, daß im Jahre 1845 das Ende der Welt kommen werde.

Hinsichtlich der Jahreszahl irrte sich zwar der gute Mann. Wolff hatte das Jahr 1847 im Auge und auch nicht als das Jahr des Unterganges, sondern der Erneuerung der Welt und der Wiederherstellung Israels bei der herrlichen Wiederkunft des Messias. Hernachmals hat Wolff es aufgegeben, Zahlen für die unerfüllten Weissagungen anzugeben; er führt als Gründe an, weil die Zahl schwer zu bestimmen sei, von welcher die Rechnung

ausgehen müsse, weil er ferner zu der Ansicht gekommen, daß die 1260 Tage nicht von Jahren, sondern wörtlich von Tagen zu verstehen seien, und weil, so lange der Antichrist noch nicht gekommen sei, das Wort des Herrn in seiner vollen Geltung bleiben müsse: „Zeit oder Stunde weiß Niemand."

Die frühere Berechnung Wolff's gab Napier noch nach vielen Jahren Veranlassung, darüber zu scherzen. Es liegt uns ein Brief desselben vom 6. October 1852 vor, in welchem er an Wolff schreibt: „Ueber Ihre prophetischen Inspirationen und Ihre Theologie will ich kein Wort weiter verlieren; aber das ist wahr, daß Sie ein braver Kerl sind, und daß, wie ich glaube, unter allen jetzt Lebenden Keiner mit so treuem Herzen und so kräftig für die Religion gewirkt und so viel Gefahren ausgestanden hat, wie Sie." Diese Worte geben uns zugleich einen Beweis, welche Achtung unser Wolff bei dem trefflichen Kriegshelden genoß. Er ließ es sich deshalb auch ganz gut gefallen, wenn Wolff ihn über sein Fluchen tadelte, und sagte wohl: „Ja, Wolff, ich verdiene Ihre Verweise, denn ich fluche, wie ein Reitersmann."

Wolff dagegen spricht mit nicht geringer Anerkennung von dem zärtlichen Ehemann, dem liebevollen Vater, dem gottesfürchtigen Hausherrn, die in Napier vereinigt waren.

Als der Reisende damals einige Tage in dem Lazzaretto zugebracht hatte, gab er Napier sechs Gründe an, weßhalb er aus demselben entlassen zu werden wünsche. Dieser aber erwiderte: „Sie haben mir sechs Gründe für Ihre Entlassung angeführt; ich habe aber sieben für das Bleiben. Einer derselben ist, daß, wenn ich Sie früher entlasse, der Oberbefehlshaber der ionischen Inseln mich einen Kopf kürzer machen wird." Dennoch erließ er ihm sechs Tage von der gesetzlichen Quarantaine-Zeit.

Napier führte unserm Missionar viele Juden und Griechen zu, und sagte in seiner Soldatenweise: „Da komme ich mit einem ganzen Schwarm! Wenn sie sich nicht wollen bekehren lassen, so will ich ihnen was zu lecken geben!" Zu anderen Zeiten sagte er wohl aber auch einmal: „Wolff, laßt den Aberglauben der Griechen laufen. Ist denn nicht ihr Glaube an St. Spiridion's (— des Schutzheiligen von Corfu —) Wunder ganz harmlos? Die Apostel haben ja auch Wunder gethan!"

Wolff kam bei diesen Bemerkungen auf eine andere. Nirgends fand er in der Schrift eine Ermahnung, wider den Aberglauben zu predigen; zweimal wird seiner gedacht, aber beide Male wird er nicht verurtheilt (Apg. 17, 22; 25, 19). Nicht der Aberglaube, sondern der Unglaube der Juden ist es, gegen den unser Herr sich wendet.

Ein Dampfschiff brachte Wolff nach Corfu, wo der Präsident der ionischen Republik Graf Teotoki sich ihm für sein Missionswerk zur Disposition stellte. Durch dieses Mannes Vermittelung gelang es ihm, in dem Colleg von Lord Guilford Vorträge zu halten und auf offener Straße zu predigen. Der Graf, der selbst zugegen war und ihn hernach zu Tische zog, erklärte: „Solche energische Leute gefallen mir!"

Da Wolff in Erfahrung brachte, daß seine Frau bereits in Alexandria sei, hielt er sich in Malta, wohin er nach vierzehn Tagen von Corfu aus sich begab, nicht länger auf, sondern beschleunigte das Zusammentreffen. Bis zum 17. Mai 1828 verweilte das Ehepaar mit dem kleinen Töchterlein in Alexandria. Dann ging die ganze Familie nach Beyrut unter Segel; doch sollte auch der Aufenthalt in dieser Stadt nur ein kurzer sein.

In Cypern ward unserm Wolff ein sehr festlicher Empfang zu Theil. Man sah ihn als den Retter mehrerer Familienväter, als den Pfleger jener Knaben an, die in England eine bessere Erziehung genossen — und wollte sich dafür dankbar erweisen. Auf die frohen Tage aber folgten bald andere des bittersten Leides. Zunächst wurde Wolff selber von einem Fieber, das auf der Insel heimisch war, befallen. Einer andern Krankheit erlag das zarte Leben der kleinen Tochter; und auch die Gattin wurde nicht verschont. Die letztere genas zwar bald wieder; auch Wolff's Gesundheit wurde in Kurzem so weit hergestellt, daß die Reise erst nach Damiate, dann nach Cairo fortgesetzt werden konnte. Aber in Cairo trat der Tod unserm Freunde so nahe, daß er seine irdischen Angelegenheiten ordnen zu müssen glaubte, und seine Gattin dem besonderen Schutze von Lord Prudhoe und Colonel Felix, die sich mit wahrer Bruderliebe seiner annahmen, anbefahl.

Zu Cairo predigte Wolff ungläubigen Italienern in ihrer

Muttersprache. Einer von ihnen, ein Jude, sagte: „Ich bin ein Mathematiker. Mir müssen Sie die Wahrheit des Christenthums mathematisch beweisen." Wolff's Gattin fragte ihn: „Essen Sie?" Er antwortete: „Ja." Sie fragte weiter: „Warum?" Die Antwort war: „Weil ich hungrig bin." „Beweisen Sie das mathematisch!" fuhr sie fort; er aber hatte keine weitere Antwort.

Ein ander Mal kam ein Mann zu dem Missionar Kruse und fragte ihn, ob er Hebräisch verstände. Kruse wies ihn an Wolff. Als er sich bei diesem für einen Juden ausgab, sagte Wolff: „Sie sind nicht mehr Jude. Sie sind von dem Glauben Abrahams, Isaaks und Jakobs abgefallen und dem falschen Propheten nachgelaufen." Der Mann, Suliman war sein Name, war betroffen über Wolff's Bekanntschaft mit ihm und seinen Verhältnissen, und als nun der Missionar die Hände aufhob und in hebräischer Sprache betete, der Herr möge ihn zur wahren Erkenntniß Jesu Christi führen, schien er sehr bewegt zu sein. Dankend für das Gebet ging er davon.

In Cairo empfing Wolff ein anerkennendes Schreiben des Erzbischofes und mehrerer Metropoliten von Cyprus, worin des Eifers gedacht war, den Wolff auf die Errichtung von Schulen auf jener Insel verwendet habe.

Die Zeit war da, die zum Aufbruch für einen neuen Besuch in Jerusalem bestimmt war. Alle Missionare, die sich in Cairo aufhielten und ein Engländer, der dort das Arabische erlernte, mit Namen Nolt, kamen vor dem Baab Nasir, einem Thor der Stadt, zum Abschied zusammen; es stellten sich auch bald die Kameele ein — und nun wurde die neue Pilgerfahrt dem Schutze des Herrn befohlen. Die Passagiere stiegen in ihre Körbe, die gleich Armsesseln ohne Beine, je einer auf jeder Seite des Lastthiers, gehängt werden. Es giebt eine große Abwechselung von Bewegungen, ehe „das Schiff der Wüste" sich in Bewegung setzt. Gleich einer Henne, die auf ihren Eiern sitzt, liegt das Kameel da, die Vorder- und die Hinterbeine einwärts geschlagen, wenn „die Shibbria" — der Reisekorb — übergehängt wird. Zuerst richtet sich das Lastthier bis zu den Knieen der Vorderbeine auf, dann mit den Hinterbeinen, dann vorne ganz — so fällt der Passagier bald vor-, bald rückwärts; dann erst setzt es

sich in Bewegung. Ist ihm etwas nicht recht, so giebt ein tiefer Ton, der mit dem Gurgeln des Wassers Aehnlichkeit hat, dies zu erkennen. Wolff führte zugleich noch einen Esel mit sich, den er in Cairo erstanden hatte; für gewöhnlich benutzte diesen der Diener; doch zur Abwechslung bestieg ihn auch zuweilen der Herr.

So ging's durch die Wüste. Wohl war es eine Ueberraschung, als hier den Wanderern einmal europäische Musik entgegentönte. Die Musiker waren aber Aegypter, die ihre Kunst von Soldaten aus Europa gelernt hatten. Doch auch andere Töne wurden vernommen. Es war unweit Gaza, als Wolff, bald nachdem er sein Lager aufgesucht hatte, ein Gemisch von Gelächter und Geschrei vernahm. Achmed, sein Diener, konnte darüber Aufschluß geben. Nach seiner Aussage rührte es von von einem Beduinen, Haj-Ali, her, der in Mekka gewesen und von einem bösen Geist besessen war. Als Wolff es wieder vernahm, rief er mit lauter Stimme in arabischer Sprache: „Im Namen Jesu, werde still!“ Sofort war Alles ruhig. Nach zwanzig Minuten aber begann das Toben und Lärmen auf's Neue. Wolff wiederholte seinen Ruf; der Feind schwieg, und bald konnte man ungestört schlafen gehen. Am andern Morgen erzählten die griechischen Diener, daß er in seiner Aufregung gesagt: Elias ist hier! und — obschon er sonst ein Moslem sei — auf Muhammed geschimpft habe. Der Arme erbat sich von Wolff ein Papier, er meinte damit irgend ein Zaubermittel. Wolff betete statt dessen, daß der Herr ihn von seiner Plage befreien möge, wies ihn selbst auf das Gebet hin und gab ihm ein Neues Testament.

Die Beduinen neigen sehr zu diesem elenden Zustande und zu allerlei abergläubischen Mitteln, von ihm frei zu werden. Sie sind überdies starke Flucher; selbst ihre Lügen bekräftigen sie mit Eiden. Ihre Haupt-Unterhaltung sind Scherze über Frauenzimmer oder Reden über Geld; fulus, das arabische Wort für Geld, kommt wohl hundertmal in einer Viertelstunde in ihren Gesprächen vor.

Wolff's Reise ging nun zunächst nach Gaza, der alten Philisterstadt, dann nach Ramlah, dem wahrscheinlichen Geburtsorte Josephs von Arimathia. In der Nähe der letzteren Stadt fand

ein Zusammentreffen der Caravane mit dem großen Räuber Abu-Ghaush statt. Dieser aber bethätigte sich nicht als Bandit, sondern als Schenkwirth. Gegen einige wenige Goldstücke wurde die ganze Reisegesellschaft von ihm mit Kaffee bewirthet.

Wolff kam nun zum dritten Male nach Jerusalem. Aber unserm Joseph ging es wie dem des Alten Testaments. Es war jetzt ein Geschlecht da, das wußte nichts von Joseph. Rabbi Mendel und alle anderen Bekannten, mit denen er verkehrt hatte, waren inzwischen verstorben. Es lebten freilich auch Manche noch, denen er vormals wohlgethan, aber zu seiner großen Betrübniß mußte er sehen, daß dieselben, als sie aus der Synagoge kamen, ihn mit grimmigem Blicke betrachteten oder im günstigeren Falle keine Notiz von ihm nahmen. Dieser Umschwung war durch Feinde Wolff's hervorgebracht, welche die Judenschaft der heiligen Stadt vor ihm gewarnt hatten. Ein Sohn des Rabbi Mendel, den Wolff an die alte Freundschaft mit seinem Vater zu erinnern nicht unterlassen konnte, erwiderte ganz kalt: „Lieber Herr, mein Vater war ein Gelehrter und wohlbewandert im Gesetz. Er konnte Fragen stellen und Antwort geben. Ich aber bin ein Jüngling und kann nichts weiter, als den Herrn bitten, daß er möge Zion gnädig sein und Jerusalems Mauern wieder bauen."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß einer seiner erbittertsten Feinde den Versuch machte, ihn zu vergiften. Wolff hatte eine bestimmte Person — und wahrscheinlich mit vollem Rechte — in Verdacht; er hat aber ihren Namen dem Richter, der darnach fragte, nicht genannt, und zog es vor, überall jenen Namen zu nennen, an den seine Rettung geknüpft war.

Es war eines Tages in einem Kaffeehause, als Wolff, nachdem er seinen Kaffee genossen hatte, sofort krampfhafte Zuckungen durch den ganzen Körper verspürte, mit denen sich ein heftiges Erbrechen verband. Ein Grieche brachte ihn bereitwilligst nach Hause, von wo seine Gattin alsbald zu dem römisch-katholischen Arzte des Klosters Terra Santa schickte. Fra Francesco wandte Milch und andere Gegenmittel an und innerhalb drei Wochen war der Kranke wenigstens so weit hergestellt, daß er das Haus verlassen

konnte, obschon die Wirkungen des Giftes noch ein ganzes Jahr lang zu spüren waren.

Durch diese Krankheit und durch die Aufwiegelungen, welche die Juden von London aus betrieben, wurde der siebenmonatliche Aufenthalt Wolff's in Jerusalem für seine Thätigkeit weniger erfolgreich gemacht; dennoch war der Verkehr mit den Juden keineswegs ganz gehindert.

Wolff ging von Jerusalem nach Jaffa, dem alten Joppe. Dort finden wir ihn an demselben Platze, wo einst das Haus des Gerbers Simon stand, in welchem Simon Petrus die bekannte Vision hatte. Hier wohnte jetzt der englische Consul Damiani, der unsern Wolff mit höchster Gastfreundschaft aufnahm.

In diesem Hause hatte Wolff ein eigenthümliches Zusammentreffen mit Juden aus Jerusalem. Nach Jaffa nämlich pflegt die Judenschaft der heiligen Stadt immer einen oder mehrere Rabbiner zu schicken, welche von den Pilgern das von ihnen für Jerusalem zum Geschenk bestimmte Geld in Empfang nehmen. Eines Freitags Abends kam Wolff mit diesen Leuten zusammen, die alle mit einander stark angetrunken waren. Wolff setzte einen aus seinem Zimmer hinaus, der im trunkenen Muthe rief: Was für eine Ehre der Joseph Wolff mir erweist! Am andern Morgen kam der erste Rabbi zu Wolff, als derselbe gerade seine Pfeife rauchte. „Das thust Du am Sabbath!" sagte er tadelnd. Wolff aber erwiderte: „Im Gesetze steht nicht, daß man nicht rauchen solle; wohl aber sagt Jesajah (5, 11): Wehe denen, die des Morgens frühe auf sind, des Saufens sich zu befleißigen, und sitzen bis in die Nacht, daß sie der Wein erhitzet." Feuerroth ging der Rabbiner von ihm.

Vierzehntes Capitel.

Alexandria. Saloniki. Malta.

Am 7. Juli 1829 schiffte sich Wolff nach Cypern ein; hier wurde er von der sofortigen Weiterreise abgehalten durch das Fieber, von welchem seine Frau befallen wurde. Nach ihrer Wiederherstellung wurde die Reise nach Alexandria fortgesetzt. Hier sollte für Wolff's Gattin ein längerer Aufenthalt stattfinden, denn sie sah ihrer Niederkunft entgegen. Der des Gatten aber wurde kürzer, als er ihn wohl selber sich bestimmt hatte. Die Veranlassung seiner baldigen Entfernung nämlich wurde ein Aufruf, den er an die muhammedanischen Großen gerichtet hatte und der sie ermahnte, sich ungesäumt zu Christo bekehren. Schon der arme Eseltreiber, der ein Exemplar an den Gouverneur von Alexandria beförderte, zog sich Peitschenhiebe zu; Wolff selbst aber wurde von dem Pascha durch den englischen Consul angedeutet, daß er die Stadt sofort verlassen möge.

Er nahm sich nun zum neuen Reiseziele Saloniki, das Thessalonich der alten Zeit. Auf dem Wege dorthin kam Wolff zu dem Berge Athos, den man schon um deßwillen, weil er von mehr denn 15,000 Mönchen bewohnt ist, auch den Hagios Oros, den heiligen Berg nennt. Es darf kein Frauenzimmer dem Berge sich nahen, wenn es nicht auf der Stelle von der heiligen Jungfrau getödtet sein will. Auch kein weibliches Thier wird in seine Nähe gelassen. Es ist die größte Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen unter diesen Mönchen; Wolff fand sie beim Strumpfstricken, bei der Landarbeit, beim Beten und beim Studiren.

Als es vom Berge Athos nach dem Berge Kartalia weiter ging, in der Frühe des Morgens, rief plötzlich der Führer des kleinen Schiffes: Kleftes! (Räuber!) Man sah ein kleines Piratenboot, das herankam. Wolff entschloß sich mit seinem Diener sich an's Land setzen zu lassen, und noch einige andere Passagiere folgten seinem Vorbild. Die Seeräuber feuerten einige Male auf sie, plünderten dann das Schiff, ließen aber die Zurück-

gebliebenen am Leben, vielleicht aus Furcht, durch die Entflohenen zur Anzeige gebracht zu werden. — Wolff kletterte aber wohl dreißig Stunden lang in Felspartieen umher, von denen man ihm hernach sagte, daß noch keines Eingebornen Fuß sie betreten habe, — und nie vergaß er jene saure Milch, die an einer Quelle rumelische Hirten ihm reichten und die ihm besser mundete, als jemals der beste Burgunder oder Champagner.

In Saloniki nahmen ihn ein See-Lieutenant der englischen Marine, der nachmals türkischer Admiral und Pascha wurde, Adolph Slade und der englische Consul so auf, wie ein Mann es nöthig hatte, der ohne Geld und Kleidung war. Die Dornen aber, die er auf den Gebirgspfaden sich in die Füße getreten hatte, gestatteten nicht, daß er das Haus verließ. Die ersten zog ihm bald nach seiner Abreise von Saloniki ein französischer Arzt, die anderen erst nach drei Monaten Dr. Liddle auf Malta aus.

Soloniki führte Wolff auch mit Juden zusammen, die wohl eine besondere Erwähnung verdienen. Ihre Gemeinschaft hat zum Urheber einen jener vielen Betrüger, von denen der Heiland im Evangelio Matthäi spricht, die als falsche Propheten und Christi auftreten.

Shabatay Zebi, gebürtig aus Sköp in der Bulgarei, wurde für einen Wunderthäter gehalten und benutzte diesen Glauben, um sich für den Messias auszugeben. In königlichem Pompe zog er umher und tausende von Juden fielen ihm bei in Aleppo, Smyrna, Jerusalem, Prag und Wien. Da die Juden der Meinung sind, daß der Messias das Gesetz Mosis aufheben werde, so erklärte er die Ungültigkeit desselben. Er ließ sich Abgaben entrichten und sanctionirte alle Laster, bis er die Aufmerksamkeit des Sultans auf sich zog, der ihn nach Constantinopel kommen ließ, wo er, um sein Leben zu retten, den Islam annahm. Aber der Mann war ein zu unruhiger Geist, und der Sultan hielt es für das Gerathenste, ihm das Haupt abschlagen zu lassen. Doch auch dieser Ausgang verminderte nicht die Zahl seiner Anhänger; man sah in ihm nur die Erfüllung von Jes. 53, 8: „Er ist aus dem Lande der Lebendigen hinweggethan.“ Man zählt wohl

etwa 200,000 Angehörige dieser Secte, die sich äußerlich ganz nach der Religion des Landes hält, in dem sie sich findet. Die Glieder derselben heirathen aber nur unter einander und verrichten im Geheimen ihre besonderen religiösen Gebräuche.

Die Türken nennen diese Leute Domna; in Saloniki waren ihrer nicht wenige unter den reichen Kaufleuten. Sie sahen anfänglich Wolff als einen der Ihrigen an, wandten sich aber sehr bald von ihm ab, als sie hörten, daß er Christ sei.

Ueber Smyrna nach Malta gekommen, traf er mit seiner Gattin und dem in Alexandrien geborenen Söhnlein zusammen. Das Haus von J. H. Frere, der während des spanischen Krieges Gesandter in Madrid gewesen war, nahm ihn gastfreundlich auf; dies Haus sollte für Wolff's nächste Zukunft bedeutungsvoll werden.

Wolff's Blicke waren in der letzten Zeit besonders auf Timbuktu gerichtet gewesen und über den Plan, dorthin sich zu wenden, sprach er jetzt öfter mit Frere. Dieser aber meinte, ginge er dorthin, so würde er seinen Charakter als Missionar gar bald verlieren und zu einem gewöhnlichen Reisenden werden. Im Gegentheil breitete er die Karte von Bokhara und Affghanistan vor ihm aus und als Wolff dort jene Namen fand, die auf Ueberbleibsel der zehn Stämme hindeuten, da rief er aus: „Es soll nach Bokhara gehen!"

Zu einem solchen Entschlusse aber bedurfte es erst der Genehmigung abseiten seiner Gesellschaft. Diese erfolgte jedoch nicht sobald. Die Gesellschaft für Verbreitung des Christenthums unter den Juden forderte nämlich, daß er erst nach England kommen solle, um neue Instructionen von seiner Committee entgegen zu nehmen. Die Erklärungen für dies Verfahren ließen schließen, daß man mit Wolff's bisheriger Wirksamkeit nicht so ganz einverstanden war. Man theilte seine Auffassungen der Weissagungen nicht, auch nicht seine Ansicht von den Wundern der neueren Zeit; man stieß sich an seiner Mittheilung, daß er in der Wüste einen Teufel ausgetrieben habe; ja, man meinte, er renne wild umher. — Wolff antwortete, daß er nach London zurückkommen wolle, aber über Bokhara, Affghanistan und Calcutta und daß

er diesen Weg auf eigene Kosten machen wolle. Frere kam ihm bei der Ausführung dieses Unternehmens mit 500 Pfund Sterling zu Hülfe und der Herzog von Wellington ertheilte ihm den Reisepaß.

B. Erste Reise nach Bokhara.

Fünfzehntes Capitel.

Kleinasien.

Rasch wie immer war Wolff auch an diesen Wendepunkt seines Lebens geführt; und wie an den anderen, die bereits hinter uns liegen, steht auch an diesem der Mann vor unsern Augen, der bei dem Abbruch seiner früheren Verhältnisse wohl niemals ganz von Eigenwillen frei gesprochen werden kann und in dessen Kometen-Natur — um den Ausdruck seines Freundes Lewis Way zu gebrauchen — es lag, daß er sich in anderweitig geordnete Bahnen mit nöthiger Subordination zu fügen nicht verstand. Wir gehen daran, ihn auf diejenige Reise zu begleiten, welche ihm hauptsächlich seinen Namen in der Missionsgeschichte und der Reisewelt bereitet hat.

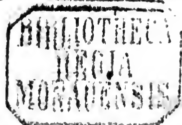
Zunächst war es nothwendig, wieder nach Alexandria zu gehen. Aber unter welchen Auspicien konnte dies geschehen? Erst vor fünf Monaten war er in Folge des erwähnten Aufrufs von Mehmed Ali ausgewiesen. Wessen aber durfte er sich zu dem Dafterdar Bey, dem Tochtermanne Mehmed Ali's versehen, der, ein strenger Moslem, ein überaus zügelloses Leben führte? Ihn charakterisiren zwei Geschichten, die damals in Jedermanns Munde waren. Als er vor zehn Jahren von Sannaar zurückkehrte, brachte er einen Löwen mit sich, und sein Vergnügen war, nachdem er dem wilden Thier ein Stück Fleisch vorgeworfen

hatte, ein Paar arme Araber zu nöthigen, dasselbe ihm wieder zu entreißen, was sie in der Regel mit dem Leben bezahlen mußten. Als durch des Hufschmieds Schuld eins seiner Lieblingspferde verwundet war, ließ er ihn fragen, wie lange er sich schon in seinem Dienste befinde. Auf die Antwort: 20 Jahr, folgte die harte Rede des Dafterdar Bey: „In so vielen Jahren hast Du noch nicht gelernt, meinem Pferd ein Hufeisen aufzuschlagen?" — und nicht blos dieser Vorwurf, sondern zugleich der tyrannische Befehl, dem armen Manne auf seine Fußsohlen zwei Hufeisen zu nageln, was ihm in kurzer Zeit sein Leben kostete.

Solchem Gewalthaber gegenüber war es wohl natürlich, daß Wolff nicht eher das englische Schiff „Blonde" verließ, als bis der brittische Consul Mr. Barker ihm die Versicherung zusandte, daß seine Landung mit keinem Nachtheil für ihn solle verbunden sein. Wolff konnte sich denn auch, als er im Januar 1831 zu Alexandria an's Land getreten war, ganz unangefochten daselbst bewegen und benutzte den kurzen Aufenthalt vorzugsweise zur Erlangung von Empfehlungsbriefen für seine größere Reise. Er machte freilich später die Erfahrung, daß diese Briefe sein Leben gefährdeten, während es eine Krankheit war, die ihn vor Sclaverei, Elend und Tod bewahrte. So sind Gottes Wege andere, als die der Menschen!

Wichtiger aber als Empfehlungsbriefe aus Alexandria mußten unserm Reisenden solche aus der Hauptstadt des osmanischen Reiches erscheinen. Daher war diese sein nächstes Reiseziel. Aber es war nicht gerade die directe Route, welcher er folgte. Eine Wanderung durch die Levante ging der Ankunft in Constantinopel voran. Dieselbe giebt uns eine Ausbeute für die Statistik der kirchlichen Verhältnisse, die wir nicht unbenutzt lassen wollen. Wir geben zunächst ein Verzeichniß der griechischen Erzbisthümer und Bisthümer, die sich in Kleinasien finden.

1) Erzbisthümer sind Pisidien, Philadelphia, Ephesus, Smyrna, Kesiko, Nice, Brusa, Chalcedonien, Nicomedien, Angoru, Ikonien, Cäsarea, Amasia, Neu-Cäsarea, Trapezunt, Khaldias und Theodosiopolis, 2) Bischöfe sind zu Heliopolis und Nicopolis. Die Armenier haben 10 Erzbisthümer und 19 Bisthümer, die ersteren sind Nicomedien, Angoru, Cäsarea, Tokat,



Sawas, Diarbekir, Marsawan, Musch, Wan und Erzerum; die letzteren Brusa, Panderma, Kiutaya, Janik, Trapezunt, Gumuschkhane, Kara-Hizar, Arakker, Egin, Orfa, Kharput, Palu, Sasan, Adana, Adrianopel, Takirtakh, Smyrna, Pason, Karis (und Bayazid). Zu dem Erzbischof der ersterwähnten griechischen Diözese — Hierasymos war sein Name — begab sich Wolff, als er in Adaliah landete. Er fand in demselben einen vielbeschäftigten Mann; denn die Griechen seines großen Sprengels kommen nicht blos mit ihren geistlichen Angelegenheiten zu ihm, sondern weil Juden und Christen den Richterstuhl ihrer türkischen Unterdrücker zu vermeiden suchen, muß er auch ihre weltlichen Händel schlichten. So sehr Wolff Veranlassung fand, über die Unwissenheit der hiesigen Christen zu klagen, so sehr hatte er Ursache, sich der Gefälligkeit und Gastfreundschaft der Türken zu freuen. Ohne alle Belästigung von Seiten der Letzteren konnte er seine Reise fortsetzen.

Diese Gegend schien ihm ein bedeutungsvolles Missionsfeld; aber er konnte nur durch seine Tagebücher auf dasselbe aufmerksam machen. Er selbst mußte eilen, um Constantinopel zu erreichen. Seine Ankunft fiel auf den 27. März. Sir Robert Gordon, der englische Gesandte, nahm ihn freundschaftlich auf und bot ihm Gelegenheit, den in der großen Hauptstadt weilenden Engländern, Italienern und Juden das Evangelium zu predigen. Als nach einem vierzehntägigen Aufenthalte sich gerade keine Schiffsgelegenheit fand, entschloß sich Wolff, begleitet von einem Tataren, die Landreise anzutreten. Es war am 21. April. Am 1. Mai treffen wir ihn in Angoru oder Ancyra, der Hauptstadt des alten Galatiens, wo die Sage den Apostel Paulus eine Zeitlang wohnen läßt. Er fand hier das beste Einvernehmen zwischen den Christen der verschiedenen Denominationen. Es befanden sich nämlich in Angoru außer 50,000 Türken und 500 Juden, 1500 griechische, 250 armenische und 15,000 armenisch-katholische Einwohner. Der Bischof der Armenier suchte seine Freundlichkeit durch das Geschenk eines schönen aus der Wolle der Angora-Ziegen gewebten Shawls zu erwerben, um durch Wolff Berichte über die Bedrückungen abseiten des Gouverneurs an die Gesandtschaft zu Constantinopel befördert zu sehen. Unter

den armenischen Katholiken aber arbeitete ein Abbé Schereen, der früher mit Wolff in Rom seine Studien gemacht hatte. Wie nahe lag es zu fürchten, daß der gute Katholik dem Abtrünnigen entgegenträte? Statt dessen umarmten sich Beide auf's Innigste, erinnerten sich mit Freuden der vergangenen Tage, und Schereen sprach die Meinung aus, Wolff wäre jetzt Bischof gewesen, wenn er in der römischen Kirche geblieben wäre. An den Griechen zu Angoru machte Wolff die Bemerkung, daß die Bildung, welche ihr Erzbischof Seraphim zu Venedig sich aneignete, auch auf die Gemeinden übergegangen, während sonst diejenigen kleinasiatischen Christen, unter denen keine römisch-katholische Missionare arbeiten, sich durch ihre Rohheit wenig empfehlen. Wolff war in Angoru nicht unthätig. Seine Predigt aber gab Veranlassung, daß sowohl der türkische Kadi als auch der Gouverneur ihn forderten. Beide erklärten, die Leute sollten sich doch nicht um die Religion Anderer bekümmern, sondern lieber zu Hause bleiben; aber Wolff erwiderte, das sei Muhammed's und seiner Nachfolger Meinung nicht gewesen; diese hätten es sich gar sehr angelegen sein lassen, daß man ihre Religion annähme. — 6 Stunden von Angoru liegt ein Dorf Isthanos, wo von den 5000 Armeniern, die es bewohnen, noch die alt-armenische Sprache gesprochen wird. Wolff kam durch dasselbe, sowie durch jenes sich anschließende fruchtbare und romantische Land, das die Kurden mit ihren großen Schaafheerden in Zelten bewohnen. Nach einem Wege von 80 Stunden war er in Tokat. In einem der hier befindlichen armenischen Klöster soll der heilige Chrysostomus während seiner Verfolgung in einem Brunnenloch geschlafen haben. Unserm Wolff war es wichtiger, hier an dem Grabe des ehrwürdigen Henry Martyn zu stehen, der bis zum Jahre 1812 zu großem Segen unter den Armeniern gepredigt hatte.

Hier überfiel ihn eine Krankheit; aber der Herr half, und so konnte er bald wieder mit seinem Tataren aufbrechen. Der Weg führte durch Gegenden, die mit großartigen Ruinen übersäet waren. Wolff fragte seinen Begleiter, warum man jene Bauten nicht wieder herstelle. Der Tatar gab eine sehr treffende Antwort; er sagte, obschon er selbst ein Türke war: „Die Völker des Islam bauen nicht wieder auf; sie zerstören nur!“

Wolff kam nach Trapezunt, nach Erzerum, nach Tabriz, endlich nach Bayazid und Khoy. Hier kam er mit mehreren Persern zusammen, die Freimaurer waren; einer derselben, Suliman Pascha, behauptete, daß die Freimaurerei im 4. Capitel der Offenbarung erwähnt werde. Sie fanden wahrscheinlich in Wolff einen Bruder. Er spricht sich nämlich über jene Behauptung aus, wie folgt: „Es ist eine gewisse Wahrheit in jenem Worte; und jetzt nach 38 Jahren, da ich das Capitel durchlese, kann ich nur bezeugen, daß Suliman Pascha Recht habe, ich weiß sehr wohl, auf welchen Vers er anspielte, und jeder gute Maurer wird dies auch sehr bald ausfindig machen.“

Die Perser aber bezeichnet Wolff als eine trotz aller ihrer Fehler höchst anziehende Nation, von der man nur bedauern müsse, daß sie muhammedanisch sei. Diese hier boten ihm eine Tasse Thee und eine Pfeife Narghili an und unterhielten sich dabei mit ihm über das Evangelium. Am anderen Abend war's freilich anders. Es waren solche, die einem anderen Stamme angehörten, angekommen. Diese hielten es für eine Sünde, mit einem Ungläubigen eine Pfeife zu rauchen; der freigiebige Gastfreund aber machte hernach tausend Entschuldigungen, daß man sich durch die Vorurtheile der Gäste müsse bestimmen lassen. Wolff fand in diesem Vorurtheil ein Abbild dessen, das bei Juden und Samaritern sich fand, da der Eine nicht aus dem Trinkgefäß des Andern trank, oder bei den Aegyptern, von denen es 1. Mos. 43, 32 heißt: „Die Aegypter essen kein Brod mit den Hebräern.“

Wolff war hier in einer Gegend, wo er von seinen Volksgenossen keine fand; in der Provinz Aserbaitschan trifft man von Khoy bis Tebris, ebenso bis nach Salmas und an den Urmia-See keine Juden an. Sie wurden von der Regierung aus diesen Gegenden vertrieben, weil einmal ein Muhammedaner eins seiner Kinder vermißte und jetzt boshafter Weise die Juden beschuldigte, daß sie das Kind geraubt, gemordet und sein Blut getrunken hätten. In Kurdistan dagegen mag die Seelenzahl der Juden sich auf 5400 belaufen, die zerstreut in Dörfern und Städten wohnen. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich unter diesen Juden

durch einen züchtigen Sinn aus und steht um deswillen über dem der anderen Provinzen Persiens, das wohl nicht mit Unrecht einen bösen Ruf hat.

Sechszehntes Capitel.

Astaara. Die Krankheit. Teheran. Bustan.

Als Wolff drei Tage in Khoy war, kam ein „Takhtruwan“ an, ein Rollstuhl, der einem Tragsessel ähnlich, mit rothen Umhängen versehen war. Ihn schickte der englische Gesandte, Graf Campbell, mit einem Briefe von ihm selbst und Dr. Mc. Neil, datirt von Astaara, zehn Meilen von Tabriz; die Besorgniß um das Unwohlsein, von dem Wolff in Tokat befallen war, war die Veranlassung. Das Schreiben meldete, daß diese Krankheit über ganz Persien verbreitet sei und namentlich in Tabriz herrsche, und daß Abbas Mirza mit 20,000 Mann in's Innere von Persien gegen Yazd und Kermaan, zwei Hauptsitze der Feueranbeter, der Parsen, marschirt sei. Zugleich aber enthielt dies Schreiben eine Einladung, in ihre Zelte zu kommen; es sei für Wolff bereits eins errichtet und er werde zugleich den russischen Gesandten mit seinem Stabe vorfinden. Wolff folgte der freundlichen Einladung und predigte in den Zelten der brittischen Gesandtschaft zur großen Erbauung der Engländer und der Russen, welche Letzteren die Rede in Abschrift an den Kanzler Graf Nesselrode schickten. Graf Campbell aber verfaßte Empfehlungsschreiben an den König von Persien, der wegen der Epidemie in die Gebirge von Ispahan geflohen war, und an Abbas Mirza nach Yazd. Als alle diese Schreiben eintrafen, gerade da Wolff bei Dr. Mc. Neil und seiner Familie speiste, sagte dieser scherzend: „Die Briefe sind nun wohl alle da; aber dennoch werden wir nach einigen Monaten hören, daß Joseph Wolff in Khorassan von den Turkomannen zum Sclaven gemacht und für 6 Shay (kaum 1/4 Dreier) verkauft sei.“

Wolff verließ Astaara unter Begleitung eines Dieners des Grafen Campbell, und nachdem er während 8 Tagen alle von der Epidemie berührten Ortschaften auf einem Wege von 300 englischen Meilen umwandert hatte, erreichte er Teheran, die Hauptstadt des Königs von Persien. Der Tag war auf dem Pferde, die Nacht gewöhnlich in der Nähe eines Dorfes unter freiem Himmel zugebracht. Der Proviant, den der Diener zubereitete, war für die Dauer dieser ganzen Wanderung von Astaara mitgenommen.

In Teheran war der Haushalter im brittischen Gesandtschafts-Hôtel von Graf Campbell beauftragt, für Wolff die Wohnung einzurichten. Dort besuchte ihn Khosrew Khan, sein alter Freund, den wir schon kennen gelernt haben. Es kam zu einem ernsthaften Gespräche. Der Gast that die gewichtige Frage: was der Mensch, der gesündigt habe, thun müsse, um mit Gott wieder versöhnt zu werden. Wolff antwortete: „Das Blut Jesu Christi reinigt uns von aller Sünde; glaube an den Herrn Jesum, so wirst Du selig!“ Er übersetzte ihm dann das 53. Capitel Jesajä, sprach mit ihm von den Gerichten Gottes, welche über die Fürsten und Völker Europas und Asiens im Anzuge seien, und der nahen Zukunft Christi und seiner Herrlichkeit. Khosrew Khan, der ganz aufmerksam zuhörte, erzählte dann von einem Traum, den er gehabt habe; sein Pferd sei plötzlich von einer Mauer herab in eine schöne Au gesprungen und er habe sich in einem Zimmer befunden, wie das gegenwärtige, seinem Freunde Joseph Wolff gegenübersitzend. — Die Juden in Persien haben sogenannte Scheluchim, Reiseprediger, die hin und her das Gesetz predigen und Collecten für Jerusalem halten. Auch ein solcher, und persische Moollahs sprachen ein in Wolff's Quartier. Ueberdies machte Wolff dem Statthalter von Teheran, dem Sille Sultan (Schatten des Königs) seine Aufwartung und als er ihm von dem Zweck seiner Reise erzählte, schien er Interesse an derselben zu nehmen. Der Mutschtehid aber, der Oberpriester von Teheran, der zu Wolff einen Abgeordneten schickte, ließ ihm den Rath ertheilen, mit den Muhammedanern nicht über die Religion zu disputiren, weil dadurch leicht eine Empörung könnte veranlaßt werden. Bei dem Staatsminister Khosru Khan bekam Wolff

allerlei Märchen aus Israels Vergangenheit zu hören. Solche sind überhaupt im Oriente sehr verbreitet und erklären sich leicht aus der großen Neigung der Araber sich erzählen zu lassen, die dann von den Juden und Christen Abends, wenn die Karavanenzüge Halt zu machen pflegen, befriedigt wird. Da sitzen dann die türkischen und arabischen Handelsleute mit ihrer langen Pfeife im Munde um den erzählenden Juden herum und horchen voll Begierde, je mehr Ausschmückung in die Geschichte hineingebracht wird. Ob nicht auch Muhammed auf diesem Wege manche Sage erhalten hat, die wir im Kuran wiederfinden? — Eines Abends hatte Wolff in Teheran auch die Freude, daß ein angesehener Perser im Verborgenen seine Kniee mit ihm beugte vor dem Herrn. Nach dem Gebete erinnerte Wolff ihn, daß der Heiland gesagt habe: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ Der Perser meinte, in jenen Tagen sei nicht unumgängliche Todesstrafe auf das Bekenntniß gesetzt und auch der Apostel Paulus habe es für nöthig gefunden, unter den Juden ein Jude, unter den Griechen ein Grieche zu sein. Er fügte hinzu: „Mein lieber Wolff, Du giebst den Persern Anstoß, wenn Du ihnen so gerade heraus auf einmal sagst: Jesus sei der Sohn Gottes, und er sei für unsere Sünden gestorben; wäre es nicht vorerst besser, ihnen zu sagen: Meine Freunde, ich bin ein Derwisch von jüdischer Abkunft und zu Jesu zurückgekehrt, und bin nun trunken von der Liebe Gottes und wünsche mehr von Gott zu erkennen. Aber die Art, wie Du handelst, bringt Dein Leben in Gefahr.“ — Solche Rathschläge konnte Wolff natürlich nicht befolgen. Er befolgte aber auch andere nicht, bei denen es nach Mancher Meinung nur auf ein Ceremoniell ankam, auf eine Höflichkeit, welche, wie man gewöhnlich denkt, ein anderes Maaß und anderes Gewicht für die Ausdrücke hat, deren sie sich bedient. So sollte er nach der Anweisung eines Moollahs beim Eintritt in das Zimmer des Mutschtehid sagen: „Du bist mein Oberer und ich Dein Knecht; Du bist ein großer Mann und ich habe viel von Dir gehört, und nie habe ich einen so frommen Menschen, wie Du bist, gesehen.“ Das war die gewöhnliche Anrede nach der orientalischen Ueberschwenglichkeit. Wolff aber gebrauchte sie nicht — und

siehe da, er wurde dennoch mit Artigkeit und freundlich aufgenommen. Dieser Oberpriester warnte Wolff vor Missionsversuchen unter den Moslem, denn es gebe zu Teheran viele Fanatiker und ihm namentlich würde es sehr leid thun, wenn seine Leute ihn mißhandelten, denn Muhammed habe gesagt: „Sei freundlich gegen den Fremdling, wenn er auch ein Ungläubiger ist.“ — Besorglich waren alle Gönner und Freunde Wolff's; namentlich auch Khosrew Khan, der ihm zwar gutes Geleit versprach, aber doch meinte, Wolff habe wohl noch keine Reise gemacht, die gefahrvoller als diese sei. — Affghanische Kaufleute, die des anderen Tages kamen, erklärten es sogar für unmöglich, daß er Bokhara erreiche. Sie sagten: „Sie werden Sie schon in Khorassan tödten, wenn man erfährt, daß Sie ein Christ sind; aber gesetzt, hier kämen Sie unangefochten durch, so sind in Sarakhs 6000 Zelte mit Turkomannen, da werden Sie der Sclaverei nicht entgehen; jedoch wir wollen annehmen, daß Sie auch diesen entschlüpften, so wären Sie in Merw (oder Mowr) in derselben Gefahr und entrännen sie auch dieser und wären nun wirklich in Bokhara, so denken Sie daran, daß dort Morecroft, Guthrie und Trebeck getödtet sind, obschon Shah Hydar sie mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und die werthvollsten Geschenke von ihnen empfangen hatte.“ Diese Kaufleute machten Wolff überdies auf das besondere Hinderniß aufmerksam, das er bei einer derartigen Reise in seiner Kurzsichtigkeit habe. — Auf diese Bemerkungen hin wollte auch Khosrew Khan von dem Unternehmen abrathen; aber Wolff's Antwort war: „Gott ist mächtig über Alles; er wird schon für mich sorgen.“

Wenn schon die Worte der Kaufleute von Affghanistan uns einen Blick in die Verhältnisse jener Gegenden, die vor unserm Wolff ausgebreitet lagen, haben thun lassen, so möchte doch ein noch deutlicheres Bild derselben dem Leser willkommen sein. Bekannt ist schon, daß die Perser Schiiten sind, die als den ersten rechtmäßigen Nachfolger Muhammed's Ali ansehen und nach ihm die zwölf Imams. Sie verwerfen das Recht der Nachfolge, das Abubekr, Omar und Osman in Anspruch nehmen und betrachten dieselben als Usurpatoren und Kronräuber. Der König von Persien ist also ein Schiit. Ihm ist zunächst unter-

worfen das eigentliche Persien, das mit Einschluß von Khorassan den Namen Iran trägt. Dahinter liegt Turan, welches umfaßt Turkistan; Bokhara, Khiva und Kohan, sowie Tashkand, Hasrat Sultan, Mimona, Ankhoy und Herat. Alle diese Länder, außer Herat, heißen auch Turkistan. Die Einwohner derselben sind Osbek, Tachek und die Kalmücken, alle mit einander Sunniten, welche das Khalifat anerkennen und über Abubekr, Omar und Osman anders denken als die Schiiten, die sie für Ungläubige erklären und für Handelsartikel gleich Pferden und Eseln. Das führen sie so aus, daß sie jährlich ein Fetwa, d. h. ein Edict erlassen, das die Turkomannen zu Streifzügen auffordert. Bei diesen werden dann Karavanen überfallen, Städte und Dörfer niedergebrannt und die Einwohner als Sclaven in den Ortschaften Turkistans verkauft. — Daneben sind aber auch die Insassen von Khorassan, obschon sie Schitten sind, nur dem Namen nach dem König von Persien unterworfen. In Wirklichkeit sind sie die Unterthanen von 42 Khans, die innerhalb ihrer kleinen Reiche das Recht über Leben und Tod und über das Eigenthum der Einwohner haben und dem Könige von Persien jährlich ein Pferd als Tribut geben.

Manche dieser Khans standen in offenem Einverständniß mit den Turkomannen der Wüste und waren wie ihres eigenen Königs, so auch Feinde ihrer eigenen Religion. Besonders gab es einen, mit Namen Muhammed Ißhak Khan, er war der Herr über die Stadt Torbad-Hydaria und ihr Gebiet, ein Mann von sechs Fuß Höhe, mit feurigem Auge. Dieser zog zu Zeiten mit 3000 Reitern aus, machte die Unterthanen der anderen Khans zu Sclaven und legte sie in Eisen, bis Turkomannen aus der Wüste kamen, sie zu kaufen. Er soll auf diese Weise 60,000 seiner eigenen Glaubensgenossen nach und nach verkauft haben.

Das waren die Gegenden, in welche Wolff jetzt zu reisen vorhatte. Ein Affghane, der mehrmals in Bokhara war, versprach, ihn wohlbehalten dorthin zu geleiten. Er machte Wolff im Gesandtschafts-Hôtel einen Besuch; Wolff umarmte ihn in morgenländischer Weise, bewirthete ihn mit einer Schaale Thee, setzte sich nahe zu ihm und sah ihn so recht an. Dabei gewahrte er plötzlich an seinem Nacken hinter dem Ohr etwas auf der

Haut, das so weiß war wie Schnee. Er kannte das nicht, legte ganz arglos seine Hand darauf und fragte: „Was habt Ihr da?“ Er erwiderte ganz gleichmüthig: „Das ist, was wir auf persisch piss nennen.“ — Wolff sprang auf und rann in den Garten. Dort traf er einen Parsen, der beschäftigt war; er bat ihn, zu dem Manne hinein zu gehen und ihm zu sagen, daß er nichts mit ihm zu thun haben wolle. Zur Erklärung dieses Verfahrens müssen wir unsern Lesern sagen, daß jener weiße Fleck nichts Anderes als Aussatz war.

Wolff sollte jedoch auf dem Marktplatze Teherans bald einen andern Reisegefährten finden. Es war ein Muhammedaner in einem weiten gelben Mantel, den ein Shawl als Gürtel umschlang; er hatte einen weißen Turban auf seinem Haupte und einen Stab in seiner Hand. Wolff redete ihn mit den Worten an: „Ich vermuthe, daß Ihr ein Hadji seid.“ Er erzählte sofort seine ganze Geschichte: „Ja, Gott sei gepriesen, ich bin ein Hadji, ein Schiite, und ein Mustehid (ein schiitischer Priester). Vor drei Jahren ging ich von Herat aus, kam durch Khorassan und entging glücklich dem Khan von Torbad-Hydaria. Wohlbehalten gelangte ich nach Teheran, von hier nach Buschir, dann weiter nach Judda, endlich nach Mekka und Medina. Von dieser dreijährigen Reise bin ich gestern hierher zurückgekehrt; nun soll morgen die Heimkehr nach Herat über Meshed vor sich gehen.“ Da Wolff fast die Hälfte desselben Weges zu machen hatte, so freute er sich sehr zu dieser Mittheilung. Er war damals ganz wie ein Perser gekleidet, mit persischer Kopfbedeckung. Er sagte zu dem Manne: „Ihr seid ein Hadji; ich bin es auch; aber ich bin mehr noch, ich bin ein Derwisch. Ich bin ein Gläubiger der drei Bücher; das erste sind die Schriften Mosis und der Propheten, das zweite Davids Psalmen, das dritte das Evangelium Christi mit den Episteln seiner Apostel.“ Wolff bediente sich absichtlich dieser Eintheilung, weil die Muhammedaner von vier Offenbarungsbüchern reden: Taurat, d. i. das Gesetz Mosis, Zabur, die Psalmen, Anjil, das Evangelium und Kuran, das Buch Muhammeds. — Wolff gab dem Hadji zu verstehen, daß er zwar nicht dasselbe mit ihm glaube, aber nichts weniger als ein Ungläubiger sei; er sagte ihm unter Anderem

auch: „Ich ziehe in der Welt umher, um zu verkündigen, daß Jesus Christus das erste Mal gekommen ist, um für unsre Sünden zu leiden, daß er aber das zweite Mal kommen wird, um mit Macht und Herrlichkeit zu herrschen; und jetzt bin ich in Begriff nach Bokhara zu gehen, um die zehn Stämme Israels aufzufinden." — Beide, Wolff und der Hadji, freuten sich, mit einander reisen zu können.

Nachdem Wolff vier Kameele gemiethet und dieselben mit den ihm von Bombay geschickten Bibeln beladen, nachdem er zwei persische Diener angenommen hatte, in deren Wahl er so unglücklich war, wie immer — sie waren nämlich Beide rechte Schurken — brach er des folgenden Tages mit dem Hadji auf, der seinen Harem und seine eigenen Diener bei sich hatte, und ungefähr 50 Perser schlossen sich der Karavane an. Nachdem die erste Nacht durchreist war, befand man sich am Morgen bei einem von Kurden bewohnten Dorfe. Die Kurden sind, wie die Araber, ein vollkommen freies Volk, wenn man nämlich die Freiheit im Sinne derjenigen ihrer Verfechter in Europa nimmt, welche sie mit der Willkür identificiren. Gesetzlosigkeit und Räuberei ist unter ihnen mehr als in irgend einem monarchischen Staate des Orients heimisch. Das Land ist hügelig. Die Straße unserer Reisenden zog sich am Fuße des großen Demawend entlang, es war dieselbe, die 1783 Forster einschlug. Bald war man in dem Gebiet der Pelwisprache. Der Eintritt in dasselbe fällt zusammen mit dem Eintritt in ein unfreundliches Land, dessen feuchtes Klima unter den Einwohnern Fieber, Wassersucht und andere Krankheiten zur Herrschaft bringt. Es ist ein Land der Schlangen und Frösche, jedoch sind die ersteren nicht giftig; man sieht sie überall sich winden, Thiere von der Dicke einer tüchtigen Peitsche. Uebrigens ist die Gegend fruchtbar; das Zuckerrohr, aus welchem man jedoch nur Syrup gewinnt, gedeiht recht gut, nicht minder die Baumwollenstaude, ebenso der Granatbaum, von dem sich ganze Waldungen finden. Die Landleute, zwar von Ansehen kränklich, fühlen sich doch ganz behaglich. Die Männer tragen dunkelfarbige Kleider und Mützen von Filz auf dem Kopfe; die Frauen kleiden sich in der Regel in Roth. Jedes Haus hat einen Garten und ist mit einer Maulbeerhecke

umgeben, deren Blätter man für die Zucht des Seidenwurmes verwendet. Auch sieht man überall Schlingpflanzen, Melonen und Kürbisse über die Dächer hinranken. Die meisten Häuser ruhen auf hohem Pfahlwerk, durch welches man den üblen Folgen der Nässe vorbeugen will.

Während der Reise hatte Wolff manche interessante Unterredung über religiöse Gegenstände mit seinem Hadji. Er ließ sich gleich zuerst von ihm sagen, was er von dem Christenthum halte. Der Hadji erklärte, er könne es für keine gute Religion halten, da Muhammed es ebenso abgeschafft habe, wie Jesus das Judenthum. Muhammed aber war ihm durch seine Wunder als Prophet genügend beglaubigt. Durch diesen Hadji erfuhr Wolff auch, daß die unter den Protestanten viel durchsprochene Streitfrage über die Prädestination auch unter den Moollahs von Affghanistan bis Mekka verhandelt werde, ob nämlich das Schicksal des Menschen an den freien Willen desselben gebunden, oder ob es das Ergebniß eines unfreien Willens sei. Wolff war geneigt, in dieser Hinsicht seinen Begleiter einen muhammedanischen Arminianer zu nennen, da er behauptete, das Vorhersehen Gottes hebe die menschliche Willensfreiheit nicht auf.

Vier Tage waren verflossen, seit die Karavane von Teheran aufbrach, da ging ein allgemeiner Schrei durch die ganze Reisegesellschaft und der Hadji rief: „Gott sei uns gnädig! Wir sind verloren; wir sind Sclaven unser Lebelang!“ Wolff konnte es nicht begreifen. Man zeigte ihm, was zu sehen war. „Das sind die Al-Ammaan, die da zu Pferde herkommen; unter ihnen ist das Sprichwort: Ein Al-Ammaan zu Pferde kennt seinen eignen Bruder nicht.“

Wolff giebt hier eine etymologische Erklärung, deren Richtigkeit zu beurtheilen, wir Anderen überlassen. Er sieht in dem Worte Al-Ammaan, welches ein Name für die Turkomannen ist, den Stamm des Namens der Allemannen (der Deutschen); einem ihrer Stämme, den Sakas, sollen die Sachsen, dem andern, Garaman, die Germanen ihre Abkunft verdanken, und ihrem Gesammtnamen, Turani, sollen die Griechen ihr Wort τύραννοι nachgebildet haben.

Es waren wohl 8 oder 900 solcher Al-Ammaan, die jetzt

geradeswegs der Karavane entgegenkamen. Aber zum Erstaunen Aller feuerten sie nicht, wie sie sonst zu thun pflegten. Sie kamen ebenso stumm heran, wie die Karavane stumm und regungslos vor ihnen hielt. Zuletzt fragten die Al-Ammaan: „Woher kommt Ihr?" Wolff erwiderte: „Von dem Land Ajam," d. i. Persien. Die Al-Ammaan sagten unter einander: „Da ist Gefahr; in Persien ist jetzt die Krankheit." Als Wolff dies hörte ging er auf sie zu; sie aber machten eiligst Kehrt und eilten davon, so schnell sie konnten.

Bei Semnaun, wo gerade zwei Khans mit einander im Kriege waren, wurde Wolff durch seinen Hadji vor Nachstellungen abseiten Derer bewahrt, welche den Lagerplatz der Karavane besuchten.

Sein Weg führte von hier über Damghan, Schachrud und Deh-Moollah nach der schönen Stadt Bustan. Diese ist eine der wenigen persischen Städte, die einen persischen Prinzen zum Regenten haben. Sie führen den Titel Mirza, der in diesem Falle hinter den Namen gesetzt wird, während er vor dem Namen einen Secretair bezeichnet. Hier machte man Wolff besorgt, daß jene Al-Ammaan, die so plötzlich umgekehrt waren, jetzt wohl schon gehört haben würden, daß hinsichtlich der Krankheit bei der Karavane nichts zu fürchten sei. Sie würden ihm aufpassen, meinten die Leute von Bustan, er möge deshalb sich lieber vorläufig hier ein Haus miethen. Aber Wolff trieb es vorwärts. Da er ein Schreiben des Königs an Ismael Mirza hatte, so war er überzeugt, daß dieser ihm den nöthigen Schutz werde angedeihen lassen. Bei seiner Audienz stellte er es in den Willen des Prinzen, ob er ihn frei oder als Sclaven wolle nach Bokhara schicken, in dem letzteren Falle werde er an den Gouverneur von Orenburg schreiben und einige Zeilen an Lord Heytesbury einlegen, der gewiß ein Lösegeld für ihn werde nach Bokhara schicken. Der Prinz war außerordentlich gewogen und wollte von dem letzteren Vorschlage nichts wissen, er wollte Wolff ohne alle Karavane, unter Begleitung eines einzigen Mannes sicher nach Bokhara bringen lassen; doch machte er eine Bedingung. „Ich habe gehört," sagte er, „daß Ihr ein sehr hochgestellter Mann in England seid. Gebt mir also eine Schrift, worin Ihr im Namen

des Königs von England versprecht, daß derselbe mir, wenn Ihr wohlbehalten nach Bokhara gekommen seid, ein lebenslängliches Jahrgehalt von 6000 Tomauns (ungefähr 3000 Pfund Sterling) auszahlen werde." Als Wolff lächelnd sagte, er könne auch wohl 40,000 Tomauns aufschreiben, aber es sei sehr zweifelhaft, ob dieselben würden ausgezahlt werden, fuhr der Prinz auf: „Dann schert Euch zum Teufel!" — „Das ist so recht nach der Weise unsrer Fürsten!" meinten die Städter, die auf dem Marktplatz um den Hadji versammelt waren und auf Wolff's Rückkehr aus dem Palaste harrten; und Wolff machte bei ihren Unterredungen die Bemerkung, zu welcher er auch anderswo oft Gelegenheit fand, daß nämlich eine tyrannische Regierung und Freiheit des Wortes sich keineswegs ausschließen.

Die Leute von Bustan gaben Wolff den Rath, durch die Provinz Cayen auf Burchund zu seinen Weg zu nehmen. Auf dieser Straße werde er nämlich des Wassermangels wegen vor den Al-Ammaan sicher sein. Er müsse freilich sich für 7 Tage mit Wasser, mit Granatäpfeln und Hühnerfleisch versehen. Aber ganz geschützt sei er auch auf diesem Wege nicht; denn Emir Assaad-Dollah Beyk, der Gouverneur, lebe seit dreißig Jahren im Aufstande gegen Abbas Mirza und werde möglicher Weise, wenn er von Wolff's Freundschaft mit diesem höre, ihn auf das Feindseligste behandeln.

Trotz dieser Bedenken wurde dieser Umweg eingeschlagen. Das gab Veranlassung, daß der Eine und der Andere aus Bustan, der in Burchund Verwandte hatte, sich entschloß, der Karavane sich anzuschließen. So auch ein Greis von 80 Jahren, der daselbst Urenkel hatte, die er noch nie gesehen. Ein kleines Reiseabenteuer, das sich mit diesem ereignete, mag hier eine Einschaltung finden. Die Karavane war schon 25 englische Meilen von den Ruinen einer alten Burg entfernt, bei denen sie übernachtet hatte, als der Alte ein lautes Wehklagen erhub. Was mag die Ursache desselben sein? Wolff traute seinen Ohren nicht. Der Alte hatte an dem Lagerplatze einen halben Rupi verloren und wollte zurück, ihn zu suchen. Dieser Verlust hätte doch leicht wieder ersetzt, Wolff hätte dem Alten seinen Weg ersparen können. Er hätte es auch gern gethan, aber der Mißbrauch, der für die Folgezeit von

solchem Ersatze hätte gemacht werden können, hielt ihn zurück. Einem Manne nämlich, der Geld hat, geht es im Morgenlande anders als bei uns. Unsere Börse nennt ihn einen guten Mann, das Morgenland nennt ihn einen Mann mit bösem Namen, denn dieser Name bringt ihn in manche Gefahr. Wolff mußte es also über sich gewinnen den Alten um seines halben Rupi willen über 50 englische Meilen machen zu lassen. Und er mußte einen noch größeren Weg allein machen. Die Karavane zog ohne den Alten gegen 30 Meilen bis zum nächsten Lagerplatz. Aber siehe da! Als man eben hier ankam, stellte auch der Alte sich ein und frohlockte: Gott sei Preis, dem Schöpfer der Welt! Gott sei Preis, dem Mächtigen und Herrlichen! Ich habe meinen halben Rupi wiedergefunden! Das war für unsern Wolff ein Seitenstück zum Gleichniß vom verlornen Groschen.

Den andern Tag trug sich etwas zu, wodurch Wolff bedeutend an Ansehen bei seiner Reisegesellschaft zunahm. Zwei Reisende stritten sich über religiöse Angelegenheiten. Der Eine machte dem Andern den Vorwurf, daß er in denselben ein Ignorant sei. Der Beleidigte erwiderte: „Frage mich nur, ich will Dir schon antworten." Aber er konnte doch nicht Wort halten, als er nun nach dem Namen der Tochter des Propheten, die an Ali verheirathet war, fragte. Wolff fiel ein: Sie hieß Fatimah Khatun. „Sieh da!" fuhr der Andere fort, „dieser christliche Derwisch weiß es besser als Du." Nun setzte Wolff das Examen fort und als er schloß, da sprang mitten aus der Karavane ein Derwisch auf und rief aus: „Wahrhaftig, Yussuf Wolff, Du bist ein Derwisch, wie er sein muß. Es ist nichts Unrechtes an Dir!" Wolff theilte nun diesem Derwisch eine Bibel mit und ließ sich mit ihm ein auf ein Gespräch über Angelegenheiten des Glaubens.

Siebenzehntes Capitel.

Burchund. Die Gefangennehmung. Die Sclaverei. Torbad-Hydaria.

War die Gegend von Teheran bis Bustan noch weniger durch die Streifzüge der Räuberhorden unsicher gemacht, so war es da, wo sich jetzt die Karavane bewegte, anders. Und der Umstand, welcher Wolff's Gefahr besonders vermehrte, war dieser, daß die Bewohner dieser Gegenden noch niemals einen Christen gesehen hatten. Die Leute zu Toon, denen er einen Besuch machte, wollten nicht einmal reden mit ihm, weil er ein Kafir, ein Ungläubiger, sei. Um glücklich diesen Gefahren zu entgehen, gab ihm ein Perser den Rath, den Imam Resa um seine Hülfe anzurufen, da dieser die Macht habe, die Bekenner aller 72 Religionen zu beschützen. Von diesem Imam Resa, an dessen Grab wir noch werden geführt werden, wußte auch der Hadji viel zu sagen, namentlich, daß an seinem Grabe so manches Wunder geschehen sei. In dieser Gegend erkrankte auch des Hadji's Weib. Da ihr Mann auf Zauberzettel etwas gab, wie er denn selbst einen an seinem Leibe trug, der nach seiner Meinung ihn gegen jeden Dolchstich und Pistolenschuß schützen werde, so wurde Wolff gebeten, einen solchen zu Gunsten der Erkrankten auszuschreiben. Wolff verweigerte es, aber betete für sie — und der Herr, der rechte Arzt in aller leiblichen und geistlichen Noth, ließ mit seiner Hülfe nicht auf sich warten.

Die Besorgnisse, welche die freundlichen Leute in Bustan ausgesprochen hatten, bestimmten Wolff, Burchund nicht zu berühren, um den Augen des Emirs zu entgehen. Er selbst und seine zwei Diener gingen zu Fuß und ein Kameel trug seinen Vorrath an Bibeln. Nachdem er so 40 englische Meilen zurückgelegt hatte — die Nacht brach schon an — wurde er von zwei Reitern eingeholt. Sie gehörten zu dem starken Stamme der Puluj, der bravsten Völkerschaft Central-Asiens. Sie gaben sich als Abgesandte des Emir Assaad-Ullah-Beyk zu erkennen, beauftragt, ihn, den Spion des Abbas Mirza, zurückzuführen.

Es währte nicht lange, so war Wolff unter lauter Musketen und brennenden Lunten, die den dunklen Raum der Burg mit Schwefeldünsten erfüllten, umgeben von Soldaten, die ihn mit geringer Achtung behandelten. An der einen Seite saß der Emir, von den Häuptlingen umgeben; Alle waren im Schmauchen begriffen. Ihnen gegenüber befanden sich die Moollahs, und in der Mitte von ihnen ein Derwisch von hohem Ansehen, sein Name war Hadji Muhammed Jawad. Wolff stand vor ihnen in seiner persischen Tracht, mit der Bibel unter dem Arm.

Der Emir, an welchem Wolff schon ein schönes Auge und angenehmes Wesen wahrgenommen hatte, begann mit der Frage, woher er komme? Als er sagte: Von England, und als er seine Absicht, nach Bokhara zu gehen, um dort die Juden der 10 Stämme aufzusuchen und ihnen Jesum zu predigen, an den Tag gelegt hatte, ertönte der einstimmige Ruf: „Der Mann ist vom Teufel besessen!" Aber der Derwisch erhob Widerspruch, gebot Ruhe und begann Wolff zu examiniren. Er fragte nach seiner Bekanntschaft mit Sir John Malcolm, Sir Gore Ouseley, Lord Hastings, dem General-Gouverneur von Indien, und als Wolff alle diese Männer zu kennen behauptete, fragte er mit lauterer Stimme: „Kennt Ihr die Padri (— er meinte die Missionare —) von Calcutta, Serampore, Madras und Bombay?" Ein einfaches Ja von Wolff genügte, so fuhr der Derwisch schon fort: „Ihr seid ein Padre!" und mit sichtbarer Freude über seine eigne Schlauheit, die dies entdeckte, wandte er sich an den Emir: „Nun legt ihm Fragen vor; ich will Euch helfen!"

Des Emirs erste Frage war, wie weit England von Bokhara sei? Wolff erwiderte: „7000 Meilen, wenn man bis Constantinopel den Seeweg einschlage und von dort den Weg nach Bokhara über Land mache; seine Reise aber belaufe sich wohl auf mehr als 15,000 Meilen." Dem Emir schien es seltsam, daß er sich so viel Beschwerden bereite, es könne ihm doch wohl gleichgültig sein, was die Leute in Bokhara glaubten. „Warum," sagte er, „seid Ihr nicht ruhig bei den Eurigen in der Heimath geblieben, habt dort ruhig gegessen und getrunken und ein bequemes Leben geführt?" Darauf antwortete Wolff: „Sadi sagt" — (und indem er dies wie die Derwische im singenden Tone sagte,

schwankte er hin und her, wie sie auch zu thun pflegen): „Die Welt, Bruder, bleibt Keinem. Hefte deshalb Dein Herz an den Schöpfer der Welt, das ist genug! Ich habe nun beim Lesen dieses Buches (dabei zeigte er auf die Bibel) ausgefunden, daß man sein Herz an Gott nur binden könne durch den Glauben an Jesum; und indem ich dies meine, komme ich mir vor wie ein Mann, der in einem schönen Garten sich an dem Duft der Rosen und an dem Flötenton der Nachtigall freut; und ich möchte nun nicht allein so glücklich sein, darum gehe ich in die Welt hinaus und lade die Menschen ein, mit mir Arm in Arm in diesem Garten zu wandeln."

Als sie dies hörten, sprangen Alle auf und riefen: „Ein Mann von Gott, trunken von der Liebe Gottes! Ein ganzer Derwisch! Setzet Euch!" — Man brachte Wolff ein Tasse Thee und eine Pfeife, und der Emir bat, er möge aus jenem Buche ihm vorlesen.

Da ertönte in jenen finsteren Räumen das lichte Wort der Seligpreisungen aus der Bergpredigt, und es leuchteten die Feuer aus dem 34. Capitel Jesajah's. Das Wort vom Gerichte Gottes machte tiefen Eindruck. Fast Alle baten sich Bibeln aus, und bald waren 40 in persischer und arabischer Sprache vertheilt. Wolff fand hernach noch Viele lesend auf offenem Markte, wo man ihn um die Auslegung schwieriger Stellen bat.

Jener Derwisch, den wir bereits erwähnten, ein Mann der über Persien hinaus, selbst in Hindustan, Thibet und China bekannt war, nahm Wolff in sein Haus auf, in welchem er vierzehn Tage verweilte. — Man hat oft von den Derwischen die irrige Meinung, daß sie unnütze Bettler seien. Man thut ihnen Unrecht. Sie sind es, welche jene wilden Völkerschaften immer noch an den Himmel erinnern; welche die Tyrannen in der Unterdrückung ihrer Unterthanen zügeln. Sie sind die Rathgeber an den Höfen und erinnern in mehr als einer Hinsicht an die Propheten des alten Bundes. Aus ihrer Mitte sind hervorgegangen jene Männer der Wissenschaft und Poesie, ein Hafiz, ein Saadi, ein Ferdusi, ein Moollah Rumi und wie sie Alle heißen.

Endlich empfing Wolff den Rukhsad, d. i. die Erlaubniß zur Abreise von Emir Assaad-Ullah-Beyk. Er gab ihm den Rath,

gerades Wegs nach Turschisch zu ziehen, dahin solle er eine Escorte von zwei Mann haben, und von dort würde Muhammed Taki Khan ihm das Geleit bis Nishapur geben. „Dort," sagte er, „findet Ihr dann Euren Freund Abbas Mirza. Er hat sich aufgemacht, uns Alle auszurotten, aber Gott ist groß." — Der Emir Assaad-Ullah-Beyk hat von Abbas Mirza keine Unbill erfahren, obschon dieser das ganze übrige Khorassan sich unterwarf. Aber nach 14 Jahren sah Wolff ihn in einem höchst bejammernswerthen Zustande. Mahmud Shah, der Sohn des Abbas Mirza, machte keine Ausnahme; auch diese Provinz wurde unterjocht und der arme Emir geblendet.

Nach wenigen Tagen war Wolff in Turschisch. Er hatte nur noch einen Diener; der andere hatte ihn nämlich zu Burchund mit den Worten verlassen: „Ich gehe davon, denn wenn Ihr nicht in einigen Tagen zum Sclaven gemacht seid, könnt Ihr mir, sobald Ihr mich wiederfindet, den Bart abschneiden."

Turschisch ist eine ansehnliche befestigte Stadt, in welcher Muhammed Taki Khan seinen Wohnsitz hat und die von Soldaten angefüllt ist, welche gleich den russischen Truppen gekleidet sind. Wolff wurde überrascht, hier wie in einem russischen Lager das Schlagen der Trommel zu hören. Der Khan nahm ihn freundlich bei sich auf. Am Tage nach der Ankunft hatte er Gelegenheit, bei dem Minister mit vielen Moollahs und Hauptleuten des Khans zusammenzutreffen. Sie hatten einen langen Streit über das, was für rein oder unrein zu halten sei. Ein Armenier, meinte der Minister, sei reiner als ein Jude und ein Gueber; aber darüber war er nicht gewiß, ob ein Franke (ein Europäer) für reiner als ein Armenier zu halten sei. Andere waren anderer Meinung, sie nannten Guebern, Armenier und Franken in gleichem Grade natschas (unrein). Ein Dritter theilte mit, daß der Oberpriester zu Ispahan es für erlaubt halte, eine Pfeife zu gebrauchen, die — aber nur ein Mal — von einem Christen geraucht sei. Dagegen verwahrten sich Andere mit großem Eifer, während ein Freisinniger in der Gesellschaft dem Oberpriester beistimmte für den Fall, daß man die Pfeife sorgfältig gewaschen habe. Nach dieser Disputation gab die kurz zuvor geschehene Ankunft des königlichen Prinzen Abbas

Mirza reichen Stoff zur Unterhaltung. Die meisten der anwesenden Khans rebellirten gegen ihn und wollten um keinen Preis ihre festen Städte seinen Truppen aufschließen. An ein Geleit für Wolff war nicht zu denken. Er gab seinen Empfehlungsbrief ab; aber Muhammed Taki Khan, erklärte sich außer Stande, ihm das Geleit zu geben, das Emir Assaad-Ullah-Beyk ihm versprochen hatte. Einmal nämlich liege er in entschiedener Rebellion gegen Abbas Mirza und sodann sei sein tödtlicher Feind, Muhammed Iszhak Khan, vom Stamme Kerahe, der Gouverneur von Torbad-Hydaria, in einer Nähe von 50 englischen Meilen. Der Letztere habe zwar verboten, daß seine Unterthanen Sclaven machen, dennoch streiften dieselben umher und gingen jenem verbotenen Raube nach. So mußte Wolff ohne allen Schutz seinen Weg fortsetzen. Sein Diener ließ sich aber erst das Versprechen geben, daß er ihn eben so gut wie sich selber loskaufen wolle, wenn sie zu Sclaven gemacht würden.

Wolff kam auf seinem Pferde, das Muhammed Taki Khan ihm unentgeltlich überlassen hatte, mit 15 Maulthieren zusammen, die, beladen mit Datteln, Granatäpfeln u. dgl., von den Häuptlingen von Tun, Tabas und Khaf an Abbas Mirza abgeschickt waren. Mit ihnen zusammen traf er in dem Dorfe Rushne-Abaad ein. Aber siehe da! Jetzt war die Gefahr nahe! Solche Streifzüge, von denen Wolff so eben gehört hatte, waren in Sicht. Er ergriff also eine Vorsichtsmaßregel, von der wir sehen werden, daß er sie nicht vergeblich anwandte. Er ließ sich seinen Bibelvorrath bringen und schrieb in jedes einzelne Exemplar folgende Zuschrift an Abbas Mirza: „Königliche Hoheit, im Falle diese Bibeln ohne mich zu Euch gelangen sollten, könnt Ihr versichert sein, daß ich zum Sclaven gemacht sei mit meinem Knechte, sammt 15 Maulthieren, und zwar nicht durch Turkomannen, sondern durch Ew. königl. Hoheit eigene Unterthanen, die Kerahe, die Männer Muhammed-Khans von Torbad-Hydaria, die gegen den Befehl ihres Häuptlings auf Sclavenjagd ausgehen. Ihr Häuptling, der jetzt in Sangun sich aufhält, ist bereit, sich Ew. königl. Hoheit zu unterwerfen; daher wird, im Falle meiner Gefangenschaft, ein an ihn erlassener Befehl nicht blos meine, sondern auch meiner Mitgefangenen Befreiung zur sicheren Folge

haben. Joseph Wolff." Für die englischen Offiziere in Abbas Mirza's Armee waren diese Worte zugleich englisch geschrieben. Die Bibeln übergab er denn der Ortsbehörde zu Rushne-Abaad und zog weiter.

Drei Stunden weit von diesem Orte liegt ein anderer, Namens Sangerd. Wolff, der vor den anderen Reisenden einen Vorsprung genommen hatte, war etwa eine Viertelmeile von diesem Dorfe, als von allen Seiten Schüsse fielen. Man rief: Ammaan! (Schutz) und Wolff allein hätte auch wohl in Sicherheit kommen können, aber er wollte das Schicksal der Uebrigen theilen und kehrte deshalb schleunigst zu ihnen zurück. Welch ein Anblick! Die wenigen Minuten hatten schon hingereicht, um alle Reisegefährten zur Beute der Banditen zu machen. Sein Diener und die Uebrigen waren bereits entkleidet und an die Schweife der Rosse gebunden. Nun kam einer der Räuber auch auf ihn zu und rief Pul! Pul! (d. h. Geld!) Wolff gab ihm seine Börse. Der Bandit fragte, ob er nicht mehr habe. „Ja," sagte Wolff, „in meinem Koffer!" Der Räuber bedrohte ihn alsdann, daß er keinem andern Kerahe sage, daß er ihm das Geld abgenommen; denn unter ihnen sei Keiner vor dem Andern sicher. Bald aber kam der ganze Haufe mit dem Rufe: Pul! Pul! Wolff konnte sich nicht anders helfen, als daß er ihnen sagte, er habe sein Geld bereits ihrem Kameraden gegeben. Dieser bekam alsdann einen fürchterlichen Hieb, und man nahm ihm seine Beute wieder ab. Nun rief man Wolff zu: Herab vom Pferde! Er folgte; man band auch ihn an den Schweif eines Pferdes und schwang alsdann die Peitsche über ihm. Das waren Augenblicke, wo das Gebet so recht tief aus Wolff's Brust hervorquoll. Es sollten auch Augenblicke des Bekenntnisses werden. „Wer bist Du?" fragte der wilde Chef der Bande. Wolff antwortete: „Ein Jünger Jesu!" Erschrocken fragte der Räuber: „Ein Jünger Jesu?" „Ja," sagte Wolff, „und ich reise für seine Sache!" Er machte mehrmals und so auch hier die Bemerkung, wie so recht Jakobus sagt: Die Teufel glauben auch — und zittern. Der Banditen-Hauptmann ließ ihn sogleich losbinden, einige Lumpen um ihn legen — und nun ging's fort, wobei man ihm erlaubte, sein Pferd wieder zu besteigen. In einem Wald-

dickicht, zu dem man auf ungebahnten, mit Schnee und Eis bedeckten Wegen gelangt war, machte man Halt. Ein großes, helles Feuer wurde angemacht, man lagerte sich umher, erquickte sich an Wolff's Thee und Zucker, sowie an den Datteln und Granatäpfeln der anderen Kisten und verabredete nun die Preise, für welche die Sclaven verkauft werden sollten, wobei der für Wolff auf 5 Tomauns (2½ Pfund Sterling) festgesetzt wurde. Inzwischen kam einer von der Bande mit den Empfehlungsbriefen herbei, die man unter Wolff's Sachen gefunden hatte. Das gab ihren Plänen eine andere Wendung; nach längerem Hin- und Herreden erhielt die Meinung die Oberhand, dieser Mann könne ihnen gefährlich werden, das Beste sei, ihn zu tödten und auszusprengen, die Turkomannen hätten es gethan. Da faßte Wolff sich ein Herz und sagte: „Ich habe Euch sehr wohl verstanden; Ihr habt Eure Pläne gemacht, aber glaubt mir, ich auch die meinigen. Fragt nur meine Reisegefährten, was ich in Rushne Abaad gethan habe.“ Sie hörten nun von Dem, was Wolff dort in die Bibeln schrieb, und erbleichten vor Schrecken. Leicht hätten sie nun in der augenblicklichen Verzweiflung thun können, was sie vielleicht hernach würden bereut haben. Wolff kam ihnen also mit Erweckung neuer Hoffnungen zu Hülfe. Geld! ist die Losung jener Räuber ebenso wie die unsrer Bankiers. Wolff sagte also: „Ihr habt bereits 80 Tomauns von mir empfangen; ich will Euch noch einige Hundert verschaffen.“ Sie stutzten! „Seht, fuhr er fort, ich schreibe einige Worte in zwei von jenen Büchern; die schickt Ihr dann nach Torbad-Hydaria. Da sind achtzig Juden-Familien und die hauptsächlichsten sind die Moollah Daud und Moollah Israel.“ — Sie stutzten noch mehr, daß er als Fremder in ihrem Lande so Bescheid wisse. — „Diese Familien werden bereitwilligst 200 Tomauns aufbringen, wenn Ihr mich sicher zu ihnen bringt.“ — War Wolff's Ansehen bei ihnen durch die Bekanntschaft, die er mit ihren Verhältnissen an den Tag legte, gestiegen, so brachten sie nun eiligst zwei Bibeln her. Wolff versprach den Juden in Torbad-Hydaria die Wiedererstattung des Geldes, das sie für ihn auslegen würden, dann wurden die Boten abgeschickt, und der übrige Haufe mit den Sclaven folgte langsam nach. Während dieses Zuges suchte

Wolff sich noch eine andere Sicherheit zu verschaffen. Sechs von den Banditen suchte er sich dadurch zu Freunden zu machen, daß er ihnen versprach, ihnen zur Erfüllung ihres Wunsches, unter Abbas Mirza zu dienen, behülflich zu sein. Diese sechs vereitelten den neuen Plan, den Hassan Khan Curd, der Chef der Bande, und sein Sohn gemacht hatten, Wolff zu tödten. Jene aber rächten sich wieder dadurch, daß sie unserm Wolff die Reise möglichst beschwerlich machten. Sie setzten ihn auf ein kleines Pferd, das nur einen Halfter, aber weder Sattel noch Zügel hatte und das von Einem unter ihnen fortwährend gepeitscht ward. Da kamen aber Wolff die Reitstunden zu Gute, die er 1815 in Tübingen genommen. Er saß zu Pferde wie ein General.

Endlich waren die Thore von Torbad-Hydaria erreicht. Die Juden kamen heraus. Schma Jisrael (Höre Israel, der Herr unser Gott, ist ein einiger Herr!) ertönte es aus Wolff's Munde als eine Legitimation, die mit Freuden gehört wird. Die Juden aber meinten, Wolff müsse ohne alles Lösegeld freikommen und wollten dies durch eine Gesandtschaft, die sie ohne Wissen der Bande noch während der Nacht an Abbas Mirza zu schicken beabsichtigten, erreichen. Sie erreichten auch gleich dies, daß man für die Nacht Wolff ihnen überließ gegen das Versprechen, daß gleich am anderen Morgen die Angelegenheit arrangirt werden solle. — Kaffe, nach welchem der vor Kälte Erstarrte sich sehnte, konnten die Juden ihm nicht bieten, da ihr Verkehr mit Meshed, woher sie ihn bezogen, unterbrochen war. Es mußte also ein Raki, eine Art Schnapps, aushelfen — und in solcher Lage hätte gewiß auch jeder Mäßigkeits-Apostel ihn ohne Gewissensskrupel getrunken.

Die ganze Schaar der Juden versammelte sich nun in der Synagoge. Alle weinten über Wolff's Erlebnisse und über Israels Geschicke. Endlich nahm Moollah Israel das Wort. „Ihr habt uns," sagte er, „ein hebräisches Buch geschickt, von dem wir gern Einiges hören möchten. Wir stammen nämlich von den Juden ab, die unter Esra von Babylon nach Jerusalem zurückkehrten. Wir hatten also auch nicht alle Schriften, bis wir sie einige Jahrhunderte später von Orenburg und Makariev in Rußland erhielten. Wir wohnten zuerst nämlich in Bokhara,

Samarkand und Balkh, und kamen von dort hierher. Jetzt aber sind wir Gottlob! im Besitz aller Bücher bis zu Maleachi. In Eurem Buche ist aber noch etwas angehängt, welches das „Neue Testament“ überschrieben ist. Wer war denn Jesus? Wer war Maria, wer die Apostel, von denen in diesem Buche geschrieben steht?“ Das gab Wolff Veranlassung, das Evangelium zu predigen. Er brachte die ganze Nacht damit zu, und Alle waren voll gespannter Aufmerksamkeit, bis der Tag anbrach.

Gleich aber beim Erscheinen der ersten Sonnenstrahlen stellte sich auch der Hauptmann der Bande ein. Er nahm Wolff mit in sein Haus, wo er in einem großen Kerker nicht nur seinen Knecht, sondern auch die anderen Reisegefährten und wohl noch 50 Gefangene außerdem völlig nackend in Banden vorfand. Wolff wurde in ihre Nähe gebracht und gleich ihnen höchst grausam gefesselt. Nachdem es geschehen war, fragte der Bandit mit satanischem Blick: Nun fühlt Ihr Euch doch comfortabel? Der Räuber hatte es offenbar darauf abgesehen, daß Wolff verhungern sollte, ehe Muhammed Isshak Khan ankommen werde — denn todte Hunde können nichts erzählen. Er überschlug ihn deshalb immer, wenn das Brod unter die Gefangenen vertheilt ward. Aber ehe es erwartet wurde, verkündigte Kanonendonner, Muhammed Isshak Khan sei da.

Plötzlich änderte sich die Scene. Es kam Einer, der löste Wolff's Fesseln. Es kam ein Anderer, der fragte: Ist nicht ein Engländer hier? Und Wolff ließ mit seinem Ja nicht lange auf sich warten.

Der Fragende war ein persischer Offizier, der die Kunde brachte, daß es mit der Sclaverei in Torbad-Hydaria ein Ende habe und der mit dieser Botschaft in einer Stunde mehr denn 250 Personen die Freiheit gab. Die meisten dieser Befreiten aber schrieben Wolff ihre Rettung zu und riefen wiederholt: „Du bist ein Engel, gesandt vom Herrn!“

Wolff wurde nun mit den 50 Genossen seines Kerkers vor den großen Khan geführt. Welch ein Anblick! Er fand hier Hunderte von Menschen mit ausgestochenen Augen oder abgeschnittenen Nasen und Ohren; und bald stand er vor dem Manne, der mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder und Schwester

tödtete und der 60,000 seiner Glaubensgenossen und Landsleute an die Fürsten von Bokhara und Khiva verkauft hatte. Muhammed Iszhak Khan war gerade beim Essen, als Wolff vorgeführt wurde. Er sagte zu ihm: „Abbas Mirza hat mir geschrieben, daß Du umherziehst, den Nationen den Weg der Wahrheit zu zeigen. Ich für mein Theil habe keine Religion; ich bin mit dieser und jener Welt fertig. Ich habe nur eine gute Eigenschaft: ich bin ein Mann der Gerechtigkeit. Daher sage mir die Wahrheit und Du sollst meine Gerechtigkeit sehen. Wie viel Geld haben diese Schurken Dir abgenommen?“ Wolff antwortete: „Achtzig Tomauns!“ — „So — achtzig Tomauns?“ wiederholte der Khan; „nun sollst Du meine Gerechtigkeit sehen!“ Alsbald wurden Hassan Khan Curd und seine Genossen so lange gepeitscht, bis der letzte Heller hergegeben war. Was aber nun? — Er selbst strich Alles ein, ohne daß Wolff das Mindeste wiedererhielt und setzte dann hinzu: „Sieh, nun hast Du meine Gerechtigkeit gesehen; jetzt kannst Du in Frieden abziehen!“

Achtzehntes Capitel.

Mesched. Abbas Mirza. Die Turkomannen. Sarakhs. Maur. Die Thore Bokhara's.

Mit einer großen Karavane, unter der sich auch einige Juden befanden, brach Wolff nach wenigen Tagen nach Mesched, der Hauptstadt Khorassans, auf. Bedeckt mit einigen Lumpen saß er auf dem Maulthier, dessen Miethzins erst in Mesched entrichtet werden sollte.

Wohl gab es auch auf diesem Marsche, der vor Erreichung des Zieles der letzte war, noch manche Abenteuer, doch waren dieselben von keiner solchen Bedeutung wie die Erlebnisse der letzten Vergangenheit. Ein Ueberfall von Seiten der Hazaarah

wurde von Wolff nicht einmal bemerkt. Der Zumuthung, daß er in den Ruf: Allah ist groß und Muhammed ist sein Prophet, einstimmen solle, entging er, da ein angesehener Moslem meinte, man solle den Narren für sich lassen.

Da zeigte sich die Kuppel der Moschee des Imam Resa, und die ganze Karavane hielt an und betete Imam Resa in gleicher Weise an, wie die Katholiken zu ihren Heiligen rufen. „O Imam Resa," so hieß es, „Du Geber der Gaben, gieb uns, Deinen Hunden, eine Fülle von Gütern; denn wir kommen von weiter Ferne her und verfluchen Osmar, Oman und Abu Bekr (die ersten Imams der Sunniten)."

Bei Sonnenaufgang wurden die Thorschlüssel gebracht und das Thor wurde aufgethan. Eine neue Scene trat vor die Augen der Wanderer mit einer Schnelligkeit, die man nur bei Verwandlungen auf der Bühne des Schauspiels wahrnimmt. Aus der Wüste der Torkomannen zog man jetzt in eine stark bevölkerte Stadt, — sie mag an 100,000 Einwohner zählen — Aller Aufmerksamkeit war auf die Ankömmlinge gerichtet, die in stattlicher Ordnung einzogen. Diese sahen jetzt statt des breiten Antlitzes und der noch breiteren Turbane der Turkomannen die schmächtigen Perser mit langem Antlitz, einer Pelzmütze auf dem Kopfe und ihren hinten aufgebundenen Ringellocken. Die Straße, durch welche man zog, war geräumig und schön; eine Wasserleitung führte durch sie hindurch, die Ruhebänke wurden von Bäumen beschattet, während die glänzende Kuppel und die vergoldeten Minarets des Grabes des Imam Resa das Ende der Perspective bildeten. 120 Kameele zogen jetzt die Straße entlang in die geräumige Karavanserai ein, und die zu ihnen gehörigen Reisenden setzten sich bald auf der Gallerie des Gebäudes nieder, um die geschäftige Scene im Hofe desto besser beobachten zu können.

Abbas Mirza befand sich gerade in der Nähe von Mesched; und Wolff setzte sich eben in Bewegung, um die Stadt zu besehen, als er plötzlich durch den Sohn desselben, Khosru Mirza, überrascht wurde, denselben jungen Fürsten, der nach der Ermordung des russischen Gesandten zu Teheran nach Petersburg abgesandt worden war, und der jetzt den Posten eines Gouverneurs von

Meſched bekleidete. Der junge Prinz ſchien von ſeiner Reiſe nach Europa Nutzen gezogen zu haben. Er unterhielt ſich mit Wolff eine Stunde lang und ſcherzte über ſeinen Bart und Anzug, der in ſeinem Vaterlande als eine große Merkwürdigkeit würde betrachtet werden. Er fragte, ob Wolff Katholik oder Proteſtant ſei, und wunderte ſich höchlich, daß er durch die Wüſte hindurch ſo wohlbehalten Perſien erreicht habe. Der etwa 23jährige Prinz überraſchte durch manche treffende Bemerkung. „Bei den Europäern," ſprach er, „iſt Alles auf Geſchichte und Erfahrung gegründet; aber in Perſien giebt es ſolche Führer nicht. Perſien, das vor Muhammed's Zeit eine Oberherrſchaft über die Völker ausübte, iſt jetzt in einen Zuſtand von Erſtarrung und Bigotterie verſunken und beſitzt keine andere Literatur als den Kuran. In Europa ſind die, welche die Bibel ſtudiren ebenſo tüchtig wie die, welche ſich den Wiſſenſchaften gewidmet haben; aber," ſetzte er hinzu, „in Rußland habe ich in den höheren Ständen, mit denen ich umging, wenig Religion gefunden."

Wolff verſäumte keine Zeit, ſich in Meſched näher umzuſehen. Die Stadt umgiebt das Grab des Imam Reſa, von dem drei Straßen in verſchiedenen Richtungen auslaufen, alle drei weit und geräumig und von Bäumen beſchattet. Eine mächtige Kette umſchließt den Hof des Grabmals, um das Vieh von der heiligen Stätte abzuhalten. Alle übrigen Theile der Stadt aber liegen in Trümmern, obgleich es ein Umfang von 3 Stunden iſt, den die Stadtmauern umſchließen. Der größere Theil deſſelben iſt Kirchhof, da der Glaube herrſcht, daß die Nähe des Imam Reſa beſonderen Frieden über die Todten bringe. Die meiſten Wohnungen ſind faſt unterirdiſch, die Bewohner ſcheinen eine abſonderliche Luſt zu haben, ſich in die Erde hineinzuwühlen.

In der Frühe des Tages nahm Wolff das Grabmal in Augenſchein. Etwa im Mittelpunkte der Stadt ruht daſſelbe unter einer vergoldeten Kuppel, die in den Sonnenſtrahlen mit ihren beiden Minarets einen funkelnden Glanz von ſich wirft. Der Pilger, der dies Grab beſucht, muß zuerſt den Bazar durchwandern, der daſſelbe umgiebt, und die Kette paſſiren, bevor er das Heiligthum betritt, das kein Verbrecher verletzen darf. Hierauf durchſchreitet er einen hohen Bogengang und gelangt in ein

geräumiges Viereck, das eine Ruhestätte ist für die Lebendigen und für die Todten.

Auf der Westseite des Vierecks befindet sich der Eingang zum Grabe, der unter einem hohen gothischen Bogen mit reicher Vergoldung durchführt. Dieser Eingang ist durch Spiegel, die den Wänden eingefügt sind, verziert und wird nach Sonnenuntergang durch Wachskerzen erleuchtet. Diese Schwelle darf kein Ungläubiger ohne Gefahr überschreiten; Gottlob besiegte Wolff's Vorsicht seine Neugierde. Das Grab soll durch Gitter von Stahl und Erz gegen jede Berührung geschützt sein. Unzählige goldene Lampen schweben über demselben und machen den Eindruck des Ganzen imposant.

Aber wer ist dieser Imam Resa? werden vielleicht manche unserer Leser fragen. Wir können ihnen zur Belehrung nur eine kurze Bemerkung einfließen lassen. Die Imams sind die Nachfolger Ali's, seiner Familie entsprossen; der Begriff aber, den die Schiiten von einem Imam haben, ist derselbe, wie die Vorstellung, die sich der Tibetaner von dem Groß-Lama macht. Manche identificiren ihn selbst mit der Gottheit, stellen z. B. Ali über Muhammed, und es ist in Persien eine sehr gewöhnliche Redensart: „Glaube ich auch nicht, daß Ali Gott ist, so ist er doch nicht viel weniger.“ Unter den zwölf Imams, die man anerkennt, ist Imam Resa der achte. Er wurde durch Gift zu Tus in Khorassan getödtet. Dieser Ort wurde von seinen Bewohnern verlassen, man gab dem Ermordeten aber eine Ruhestätte, da wo jetzt Mesched um dieselbe herumgebaut ist. Eine Wallfahrt hieher wird für ebenso verdienstlich erklärt, wie eine, die man nach Mekka macht.

Außer diesem Grabmal hat Mesched noch die Ruhestätte des großen Welteroberers Nadir Schah aufzuweisen. Dem Manne aber, der die morgenländischen Reiche vom Euphrat bis zum Indus erschütterte, ist nur in einer unvollendeten Karavanserai ein von Ruinen umlagertes Grab verstattet. Sic transit gloria mundi!

Wolff war am 5. December 1831 in Mesched angekommen und brachte bis zum Februar daselbst zu. Es gab hier nämlich Manches für ihn zu lernen, und besonders waren es die Suffis,

mit denen er in Berührung kam. Sie sind Mystiker; sie erkennen Mose, Jesus, Muhammed und noch 124,000 Propheten an, ohne sich für verpflichtet zu halten, irgend einem derselben ihr Vertrauen zu schenken. Handlungen, welche in den heiligen Schriften für Sünden erklärt werden, gelten ihnen nicht als solche, z. B. Trunkenheit, Ehebruch u. dgl. Vielmehr halten sie dafür, daß es einen Zustand der Vollkommenheit gebe, wo dem Menschen diese Dinge nicht schaden können. Sie rauchen, wie die muhammedanischen Derwische, eine betäubende Pflanze, um, wie sie sagen, ihr Gemüth von der Welt abzuziehen, und suchen sich in die Betrachtung über das Universum, das sie Gott nennen, bis zur Bewußtlosigkeit zu vertiefen. Sie haben ein persisches Gedicht, Jusuf Usoleikha, das in jüdisch-persischer Schrift geschrieben ist und die Liebe von Potiphar's Weib zu Joseph besingt, an welchem sie in diesen Stunden andächtiger Vertiefung ihre armen Seelen erquicken. Der Wein, den Hafiz besingt, ist nach ihrer mystischen Auslegung der Wein der Wahrheit. Wolff fand hier auch eine hebräische Uebersetzung des Kuran, angefertigt von einem Berliner Juden; denn auch den Kuran gebrauchen die jüdischen Suffis zur Bestätigung ihrer Philosophie. Sie unterscheiden übrigens zwischen einer exoterischen und einer esoterischen, einer Lehre für's Volk und einer für die Eingeweihten. Es kamen einmal mehrere von ihnen zu Wolff, darunter auch der Moollah Muhammed. Der Letztere behauptete, es gebe nichts Böses in der Welt, und einem Menschen, dessen Gemüth in Gott versunken sei, könne das schändlichste Laster nicht schaden; die Welt sei von Ewigkeit her, sie und Gott seien eins. — Sie stimmten übrigens nicht alle zusammen, und Wolff benutzte diese Verschiedenheit ihrer Meinungen, um sie endlich Alle mit einander auf die Buße und den Glauben an Jesum Christum hinzuweisen, da sie ohne Beides unausbleiblich in's ewige Verderben kommen würden. Nach dieser Unterredung blieb ein muhammedanischer Moollah zurück, redete jedoch kein Wort. Wolff fragte ihn: „Warum sprichst Du nicht?“ Er erwiderte: „Wenn einmal die Religion Jesu wird geoffenbaret sein, dann will ich den Mund aufthun.“ „Aber wann wird das geschehen?“ fragte Wolff. Die Antwort war: „Wenn Jesus ebenso leibhaftig, wie Du jetzt, auf der Erde wan-

delt.“ „Wann wird denn das geschehen?“ fragte Wolff noch einmal. „Nach fünf Jahren,“ hieß es weiter, und sofort fing er an, melodisch zu singen:

„O dann werden tausend Herzen Eines schlagen;
Wolf und Lamm wird bei einander liegen;
Jesus wird sich dann für Alle opfern.“

Man merkt bald heraus, ob Jemand ein Suffi sei oder nicht. Redet ein Perser mit großer Hochachtung von einem gewissen Buche Masnawie, spricht er viel von dem Zustande der Vollkommenheit, vom Abgeschiedensein in Gott, vom Nichtsterben u. s. w., so kann man annehmen, daß man mit einem Suffi zu thun hat. Es ist auch gut mit diesen Leuten auszukommen; sie sind duldsam, oder soll man sagen indifferent gegen alle positiven Religionen, und lassen sich trotz ihres Spiritualismus doch durch leibliche Genüsse, durch Bewirthung mit Wein und Speck, leicht zu Freunden machen. — Die Juden in Mesched gaben unserm Wolff zu folgender Bemerkung in seinem Tagebuche Veranlassung: „Je genauer ich den Zustand der Juden in diesen Ländern kennen lerne, ein desto helleres Licht geht mir über ihre Wanderungen nach der babylonischen Gefangenschaft auf, und ich werde später Gelegenheit finden, ausführlicher hiervon zu reden, wenn ich auf der Westküste Indiens meine Volksgenossen nach dem Fleische werde kennen gelernt haben. Als Nebucadnezar mein Volk wegen seiner vielen Sünden nach Babylon trieb, so wanderten viele derselben theils nach Yemen, theils nach Casbien, Yezd, Samarkand, Bokhara und Balkh aus, wie dies überall die Tradition der persischen Juden kund thut. Als nun in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der berühmte persische Feldherr Kuli Khan, der später unter dem Namen Nadir Schah sich auf den persischen Thron schwang und alle diese Länder bis zum Ganges eroberte, nach Casbin kam, nahm er die Juden sowie die Armenier aus jenen Gegenden hinweg und versetzte sie nach Mesched, wo er ihnen Synagogen aufzurichten verstattete, und an sie schlossen sich nun auch andere Juden des Landes an. Nadir Schah, der sich viel mit der Religion der Juden und der Christen beschäftigte und mit dem Plan umging, alle bestehenden Religionen

des Orients in eine zu verschmelzen, die für Alle passe, trug jetzt den Juden und Christen auf, ihre heiligen Bücher in die persische Sprache zu übersetzen, was auch von einigen jüdischen und armenischen Gelehrten geschah. Die Juden zu Mesched wollen sich durchaus nicht Juden nennen lassen, sondern verlangen Bne Jisrael (Kinder Israels) genannt zu werden. Vor 60 Jahren nöthigte eine große Hungersnoth einen Theil der Juden zu Yezd, nach Mesched auszuwandern. Diese unterscheiden sich durch ihren körperlichen Schmutz und ihr betrügerisches Wesen von den übrigen Kindern Israels in dieser Stadt und werden von denselben verächtlich ein Pöbelhaufe genannt (2. Mos. 12, 38). Die hiesigen Juden treiben einen bedeutenden Handel nach Turkistan und haben in diesem Lande weit umher ihre Niederlassungen, mit denen sie in fortgesetzter Verbindung stehen. Unter den Schiiten gehen viele derselben zum Muhammedanismus über, sobald sie aber zu den Sunniten kommen, so geben sie sich für Juden aus; weil die Sunniten die Schiiten noch vielmehr als die Juden zu hassen pflegen. Jeden Abend verkündigte ich meinem Volke in meiner kleinen Wohnung, nicht selten die ganze Nacht hindurch, das Evangelium und suchte mich mit ihrem Zustande genau bekannt zu machen."

Eine freundliche Aufnahme fand Wolff auch bei dem Muschtehid von Mesched. Mehrmals wurde er von ihm eingeladen. Das erste Mal fand die Zusammenkunft an einem Freitage Statt. Um deswillen verstattete sich der Oberpriester nur einige Bemerkungen und sprach in der Kürze den Wunsch aus, sein Gast möge ein wahrer Muhammedaner werden. Auf den letzteren erwiderte Wolff, daß er mit diesen Worten etwas ausdrücke, was auch unser Herr immer gefordert habe. Er freue sich, daß er in Sachen der Religion nicht Worte, sondern Ueberzeugung wolle, und sobald er ihn aus der Bibel überzeugen könne, daß Muhammed ein Prophet gewesen sei, werde er auch bereit sein, ihn als solchen anzuerkennen. Diesen Beweis mußte freilich der Muschtehid schuldig bleiben. Bei einem andern Besuche fragte Wolff ihn, warum sie denn den Imam Resa verehrten, da doch der Kuran gebiete, Gott allein anzubeten. Er erhielt dieselbe Antwort, die auch die Katholiken zu geben pflegen, wenn sie nach dem Grunde für die

Anrufung der Heiligen gefragt werden. Bei allen diesen Unterredungen waren mehrere Moollahs anwesend und manche derselben waren ehrlich genug, die Ueberlegenheit von Wolff's Gründen anzuerkennen. Hatte dies auch keine weitere Folge, so doch die, daß sie nicht gegen ihn erbittert waren, sondern ihm ihr Wohlwollen schenkten. Lächerlich nur war das Gebahren des Sohnes des Muschtehid, der sich immer verächtlich über die Kenntnisse der Europäer zu äußern pflegte. Aber freilich, was pflegte man bei den Persern als hohe Gelehrsamkeit anzusehen? Die des höchsten Gelehrten, des Staatsministers Abul Kasem, bestand darin, daß er einen Brief am Ende anzufangen und einen solchen, in dem kein mit Punkten versehener Buchstabe vorkam, zu schreiben verstand.

Als Wolff sich zur Abreise rüstete, schrieb er eine Proclamation an alle Turkomannen von Khiva und Sarakhs, in welcher er sie aufforderte, ihren Raubzügen zu entsagen und Buße zu thun. Er ließ dieselbe an die Häuser von Meschhed, selbst an das Grabmal des Imam Resa anheften. Dazu bestimmen aber ließ er sich durch den Umstand, daß ein großer Theil der Turkomannen-Fürsten gerade in der Stadt anwesend war.

Ehe wir jedoch diesen Hauptort verlassen, dürfen wir unsern Wolff nicht ungehört lassen über den Zustand seiner Sittlichkeit. Wie an allen vornehmlich heilig gehaltenen Orten, so ist auch in Meschhed das Sittenverderbniß groß. Es wird allgemein behauptet, daß von den Frauen des Muschtehids bis zu denen der geringsten Moollahs hinab alle im Ehebruch leben und daß in der Nähe des Imam Resa die unnatürlichsten Laster im Schwange gehen.

Kurz vor seinem Aufbruch war Wolff der Zeuge einer Audienz, die ihm für seine Reise nach Bokhara nur günstig sein konnte. Die Turkomannen in den Wüsten von Sarakhs, Maur und Khiva waren alle mit einander in Furcht vor Abbas Mirza, und die Folge davon war, daß 16 Agha Sakal (eigentlich: Herren mit dem Bart) als Deputirte der übrigen Turkomannen in den Palast des Abbas Mirza nach Meschhed kamen, um einen Vertrag mit ihm abzuschließen. Bei ihrer Ankunft wurden sie mit einem rothen Gewande bekleidet. In diesem stellten sie sich draußen an das Fenster, während Abbas Mirza drinnen auf dem Throne

lag. In seiner Nähe war Wolff, dem, weil er es nicht vermochte, die Unterschlagung der Beine erlassen war, so daß er sie in gerader Richtung auf dem Fußboden ausstreckte. Abbas Mirza sprach nun zunächst seine Freude über ihr Kommen aus, er verlangte Abschaffung der Sclaverei; er erklärte dann, daß er ihnen einen Agenten schicken werde, der zu Sarakhs, dem Hauptorte des Sclavenhandels, wohnen solle, um zu beobachten, ob sie seinem Willen nachkämen. Zu diesem Amte bestellte er einen Turkomannen Gulij Muhammed Khan. Ferner legte er ihnen auf, zwei Geiseln zu stellen bis dahin, daß Wolff unversehrt in Bokhara werde eingetroffen sein und seine Ankunft gemeldet habe. Endlich forderte er sie auf, als Zeichen ihrer Freundschaft ihm und Wolff die Hand zu geben und ihre Bärter zu streicheln. Seiner Aufforderung wurde Genüge geleistet, die Turkomannen traten herein und thaten, wie ihnen befohlen war.

Am folgenden Tage wurde nun nach Bokhara aufgebrochen, mit dem Geleite, das Mirza Baba, der Groß-Vezir, bis an die Thore Mescheds, und Gulij Muhammed Khan nebst anderen Turkomannen ihm durch die Wüste gab. Wir treten jetzt in ein ungeheures Sandmeer ein. Denn ein solches ist die Turkomannenwüste, an den meisten Stellen flach, an anderen in kleinen Sandhügeln sich erhebend, wie man dergleichen an den Seegestaden findet. Diese Hügel nehmen nach dem kaspischen Meere hin an Größe zu, und erreichen hier eine Höhe von 60—80 Fuß. Diese Wüste wird von einem Volksstamme bewohnt, der sich rühmt, weder unter dem Schatten eines Baumes, noch unter dem eines Königs zu ruhen. Wirklich wird auch diese Wüste nirgends von einem Baume belebt, so wie das Volk keinen bleibenden Herrscher anerkennt, sondern sich nur von Khanen und Kriegsobersten führen läßt. Ein Turkomanne bringt sein Leben ununterbrochen auf Raubzügen zu, auf denen er Menschen und Eigenthum hinwegstiehlt, um sie an andere Völker zu verkaufen, und schon die Kinder werden von der frühsten Jugend an zu Straßenräubern herangezogen. Es herrscht ein Sprichwort im Lande, das einem Turkomannen rühmend nachsagt, daß er zu Pferde weder seinen Vater noch seine Mutter kenne, und diese Behauptung ist wirklich wahr. Zum Glück besitzen die Turkomannen keinen Beherrscher,

der vereint ihre Haufen ordnen oder leiten könnte, und dieser Mangel vermindert ihre Macht und die Wirkungen ihrer rohen Barbarei.

Das ganze Turkomannenvolk, das der großen Völkerfamilie des türkischen oder tatarischen Geschlechts angehört, wird auf 140,000 Familien geschätzt, die sich in neun verschiedene Stämme theilen. Auf einen derselben traf Wolff; es waren „die Kinder Togarmah's," sie selbst nennen sich Toghrammah, und ihre festen Plätze heißen sie Teera. Die Frage, wie kamen die Turkomannen, die sich Nachkommen Japhets nennen, dazu, daß sie Sitten und Gebräuche Ismaels, nämlich der Araber, die Semiten sind, annahmen, — diese Frage beantwortet Wolff durch Hinweisung auf 1. Mos. 9, 27: „Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten Sems." — Und den Namen Teera konnte er nicht hören, ohne an 1. Mos. 25, 16 zu denken, wo von den Höfen und Städten Ismaels geredet wird, und im Hebräischen für den Ausdruck „Städte" sich gleichfalls Teera findet.

Die Turkomannen beweisen, daß sie die Sitten der Ismaeliten angenommen, auch darin, daß sie ringsum jene Teeras in Hütten wohnen und sich in dieselben nur zurückziehen, wenn es gilt, sich gegen einen Feind zu schützen. Es kamen aus verschiedenen Teeras Gesandtschaften an Wolff, die ihn als den Doli von England (den Heiligen) begrüßten; sie gaben die Hand, sie streichelten die Bärter; Wolff wußte also, daß man freundlich gegen ihn gesinnt war.

Diese Söhne der Wüste fragten Wolff, bei wem er bleiben wolle, ob bei den Al-Ammaan oder bei den Musai, den Kindern Israel. Er nannte die letzteren, und so fand er denn bei einem der angesehensten unter den Juden, deren wohl 200 hier wohnhaft waren, gastliche Aufnahme. Die Juden haben es unter den wilden Turkomannen besser, als unter den zwar gebildeteren, aber herzlosen Persern. Sie sind sogar sehr geachtet; es unternimmt nicht leicht ein Turkomanne etwas von Bedeutung ohne den Rath und Segen des Juden; zur Schlacht lassen sie sich Zaubermittel von ihm geben; sein Gebet begehren sie, damit eine Ehe mit Kindern gesegnet werde. Wenn der Sabbath kommt und ein Turkomanne naht sich zufällig dem Zelt des Juden und

der Jude ruft ihm zu: Amruz Schabot (heute ist Sabbath), so streichelt er sich den Bart und kehrt bereitwilligst um.“

Die Juden sagten zu Wolff: „Wir haben gehört, daß Ihr zu Mesched so freundlich gegen die Juden gewesen seid und habt so ernstlich zu ihren Gunsten bei Abbas Mirza gesprochen. Gott segne Euch dafür! Wir glauben, daß Ihr der Vorbote des Messias seid, wir wollen Euch deshalb unser Messiaslied anstimmen.“ Und nun sangen sie ein höchst einfaches Lied, das immer den Gedanken wiederholte: Der Messias wird kommen! Wolff sprach dann ein Gebet und hub auf's Neue den Gesang an. Ganze Haufen von Turkomannen umgaben die andächtige Schaar, sie falteten ihre Hände, wie sie bei ihren Gebeten zu thun pflegen, sie strichen ihre Bärter und begannen eine Unterredung, in welcher der Eine Wolff für einen Boten Jesu, der Andere für den Kronprinzen von England erklärte; die letztere Meinung stützte sich auf die Vergünstigung, die er gehabt hatte, mit ausgestreckten Beinen neben Abbas Mirza zu sitzen. Wolff, der sich gewöhnt hatte, derartige Reden ruhig anzuhören, schwieg auch hier.

Der Oberpriester der Turkomannen, Moollah Taatsh, hatte besondere Sympathieen für Wolff. Während einer Unterredung kam die Nachricht, daß seine Frau im Kindbett gestorben sei; er sprach ein kurzes Gebet und fuhr dann fort sich mit Wolff zu unterhalten. Am Abend desselben Tages sprach er zu Wolff: „Bruder Wolff, Ihr seid ein Moollah und ich bin einer; und Moollahs müssen sich gegenseitig helfen. Ihr wißt, daß ich heute Morgen mein Weib verloren habe, und wir Turkomannen haben je immer nur ein Weib zur Zeit. Ich bin nun ohne Weib; könnt Ihr's nicht machen, daß mir ein Frauenzimmer seine Liebe zuwende?“ Wolff hatte schon bemerkt, daß die Turkomannen ihre Frauen nicht getrennt halten von den Männern und daß es den Weibern zusteht, ihre Ehemänner zu wählen. Er sagte nun dem Bittenden: „Ich will Euch was sagen. Da ist ein Turkomanne, der hat mir bekannt, daß er ein Eheversprechen gebrochen habe; geht Ihr nun zu jenem Frauenzimmer und bietet Euch ihm an; Ihr werdet keinen abschlägigen Bescheid bekommen.“ Gesagt, gethan. Am andern Tage war die Hochzeit.

Als endlich die Zeit kam, die Wolff zur Weiterreise bestimmt hatte, wandte er sich an Saher Beyk mit dem Gesuche, ihn nun nach Bokhara ziehen zu lassen. „Wohl!“ sagte dieser, „aber sagt mir doch, was für ein Geschenk habt Ihr dem Gulij Muhammed Khan gegeben, dafür, daß er Euch nach Mesched gebracht hat?“ „Sechs Tomauns!“ war die Antwort. „Sechs Tomauns?“ rief Saher Beyk aus, „solchem Schurken, dessen Familie von gestern ist!“ Wolff gründete auf diesen Ausruf die Hoffnung, daß er hier mit einem geringeren Geschenk auskommen werde. Aber was mußte er hören? „Wenn solch ein Schurke wie Gulij 6 Tomauns bekommen hat, so gebühren mir zum Mindesten 600.“ Wolff erwiderte: „Saher Beyk, das ist dummes Zeug! Ihr wißt, daß Ihr mich nach Bokhara zu bringen habt, Abbas Mirza hat's befohlen; Ihr denkt auch wohl noch an die Geiseln, die nicht eher frei kommen, als bis meine Ankunft gemeldet ist. Ich zahle 12 Tomauns und keinen Heller mehr!“ Es wurde ein Rath der Turkomannen gehalten, und am folgenden Morgen ging die Reise vor sich. Doch war es nicht Saher Beyk, sondern Awaz, der das Geleit besorgte. Es schlossen sich ihm Kaufleute aus Bokhara an mit zwei persischen Knaben, die sie in Serekhs als Sclaven gekauft hatten und in Bokhara wiederverkaufen wollten. Die kleinen Rothköpfe — das ist nämlich der allgemeine Name, den die Perser bei den Turkomannen führen — sangen vom Morgen bis zum Abend ihr wehmüthiges Klagelied:

Die Al-Ammaan nahmen weg
Uns arme, arme Guzl-baash (Rothköpfe).
Sie schleppen uns, sie schleppen uns
In Ketten und in Banden
Nach Organtsch und Bokhara.

Am Abend mußten die Lagerstätten erst vom Schnee befreit werden; der, geschmolzen, das Wasser hergab, welches Wolff's Diener zur Bereitung des Thees und der Speisen nöthig hatten. Eines Morgens gab es wieder einmal Angst. Ein Trupp Turkomannen sprengte heran, und wie mochte Wolff zu Muthe sein, als Awaz sagte: „Wart ein Bischen; wir Turkomannen sind

Menschenfresser, und ich muß erst mit den Leuten sprechen." Aber die Angst war Gottlob! vergeblich; diese Turkomannen hatten von Wolff gehört, und sie kamen jetzt nur, ihn zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

Nach 7 Tagen war Wolff nun da, wo Tschingis Khan einst seine Schlachten geschlagen, wo die Heeresmassen von Shandaar Sulkarnaim (Alexander der Große) im Felde gelegen hatten, zu Merv oder Maur, dem alten Antiochia Marochiana. Wolff fand hier noch manche alte Münzen mit griechischen Inschriften, die er bei seiner Ankunft in Indien an Lord William Bentinck übergab.

Wolff ging zu einem Juden, der gegen alle Religionen mit Zweifeln erfüllt war und den er erst zu einem Juden machen mußte, ehe er ihm das Evangelium predigen konnte. Aber ein anderer Jude zog mehr die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Er lag mit seinem Haupte auf der Erde und seine Schüler umgaben ihn. Dann sang die ganze Gesellschaft:

Für Zions Sach' nicht ruhn ich will.

Wolff fiel mit prophetischen Sprüchen ein, und alsbald sprangen Alle auf und riefen: „Gesegnet bist Du, der Du kommst im Namen des Herrn!"

Wolff hatte hier das unbeschreibliche Vergnügen, einige persische Sclaven loskaufen und auf seine Kosten in ihre Heimath zurückschicken zu können. Die armen Menschen waren ganz Freude und Wonne, sie fielen nieder und küßten seine Füße. Doch haben diese Sclaven es nicht so schlimm wie andere. Daraus erklärt es sich auch, daß ihre Herren sie allein in ihre frühere Heimath in Geschäften schicken und sie doch immer wieder zurückkehren. Es giebt auch Beispiele von Sclaven, die sich selbst die Freiheit erwarben und zu Besitz und Ehren gelangten. Das kommt daher, weil die Intelligenz unter ihnen keine geringe ist. Ja, man kann sagen, es findet sich ein reiches Capital derselben unter den 300,000 Sclaven des Königreiches Bokhara, groß genug, um ihnen einmal die Herrschaft des Landes zu verschaffen.

In Dschehardschu, einer kleinen Stadt von 4000 Einwohnern, brachte Wolff schon die erste Nacht im Königreiche Bokhara zu. Sie ist der erste Platz, wo sich die Spuren einer schönen fruchtbaren Natur wiederfinden. Der folgende Tag brachte ihn nach

Karrakol. Der dortige Gouverneur, ein ehrwürdiger Greis mit silberweißem Barte, war weiland als Sclave von Persien nach Bokhara gebracht, wo er durch die Gunst des Hydar Schah sich bis zu seiner jetzigen Stellung emporschwang. Der Alte gab dem Reisenden, als er von seinem Reisezwecke hörte, den wohlgemeinten Rath: „Freund, Bokhara führt den Beinamen Kubbat Islaame Din, d. h. die Feste des Islam. Seid also in Bokhara vorsichtig. Ein Wort gegen ihre Religion kann die Einwohner vergessen lassen, daß Ihr ein Gast seid und Euch den Tod bringen. Seid vorsichtig in Bokhara!" Wolff wußte es dem Alten Dank, daß er ihm diesen Rath gab und schrieb ihm auf seinen Wunsch ein Gebet auf, das er ihm täglich zu beten rieth.

An einem kalten Frostwetter-Tage ging es über den Oxus. Der Fluß hatte offene Stellen, die zu Boot passirt werden mußten. Die Fährleute — es waren von den halb-mongolischen, halb persischen Tajik — hielten Wolff die Augen zu, daß er den Fluß nicht sehen solle; dann brachten sie ihn an's Land.

Welch ein Abend! Die Sterne schimmerten! Die armen Perserknaben ließen noch einmal ihre wehmüthige Klage laut werden; die Juden in der Karavane erhuben ihre Stimme zum abendlichen Schmah Jisrael; und aus einiger Entfernung tönte — ein Zeichen der nahen Stadt — der Klang des Umir Shab, des Prinzen der Nacht, wie man die Stadtwächter in Bokhara nennt. Dann hörte man das Abendgebet: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Allbarmherzigen, des Königs am Tage des Gerichts, Preis sei dem Herrn, dem Schöpfer der beiden Welten! Wir dienen Dir! Wir heben unsere Augen auf zu Dir! Führe uns den rechten Weg, die Straße Derer, denen Du gnädig bist, nicht den Pfad Derer, an denen Du kein Wohlgefallen hast und die im Irrthume wandern! Amen." Eine andere Stimme hörte man, die sang: Wenn dies schöne Mädchen von Shiraz ihr Herz mir wollte geben, ich würde um ihre Wange alle Schätze geben von Samarkand und Bokhara!" — Doch schöner als dies Liebeslied tönte Awaz' Ruf: „Yussuf Wolff! Wir sind am Thor von Bokhara!" Der Reisende erwiderte ihm: „Gelobet seist Du, Jesu Christe, mein Herr und mein Gott, der Du mich erlöset hast von allem Uebel!"

Neunzehntes Capitel.

Aufenthalt in Bokhara.

Ehe wir unsern kühnen Wanderer am Ziele seiner Reise beobachten, sehen wir uns unabhängig von ihm ein wenig um, wo wir uns befinden.

Bokhara hat seine Wichtigkeit nicht durch den Umfang seines Gebietes, sondern durch seine geographische Lage. Früher umfaßte das Königreich mächtige Länderstrecken Mittelasiens und dehnte sich bis zum kaspischen Meere aus. Allein diese glänzende Zeit ist längst vorüber. Dennoch ist die günstige Lage der Hauptstadt noch immer geeignet, dem Lande eine hohe Bedeutsamkeit zu verleihen. Zwischen den reichsten Länderstrichen Europa's und Asiens in einer von Sandwüsten umgebenen Gegend gelegen, ist Bokhara der Stapelplatz eines ausgedehnten Handels. Mit einer Fülle von Producten gesegnet, fesselte es von jeher die Aufmerksamkeit ferner und benachbarter Völker. In früheren Zeiten machten es die Griechen und die arabischen Khalifen nach sich lüstern, und von hier aus führte der länderverwüstende Timur seine siegreichen Schaaren in die Länder Asiens. Später buhlten um seine Freundschaft die Kaiser von Rußland und China, der Sultan von Constantinopel und Persiens Könige. Auch übt es eine Oberhoheit über die nachbarlichen Osbeckenstämme aus, welche Bokhara als die Hauptstadt ihres Stammes ansehen und dem Beherrscher freiwillig huldigen.

Der König von Bokhara herrscht nach orientalischer Weise als unumschränkter Despot, wird aber durch den Einfluß der Moollahs geleitet. Dieser Einfluß rührt von der Landesverfassung her, welche ausschließlich auf die Vorschriften des Kurans gebaut ist, die hier strenger als in irgend einem Lande des Islam zur Ausübung kommen. Der König erzeigt übrigens dem Sultan von Constantinopel Ehrfurcht und ist stolz darauf, den Titel seines Bogenträgers zu führen. Der damalige König genoß den Ruf eines wohlwollenden, gerechten und streng religiösen Fürsten.

Den letzteren Ruhm erwarb er sich auch dadurch, daß er die Ausgaben seines Hofes nur durch die von den Ungläubigen erhobene Kopfsteuer bestritt und z. B. nie anders eine Speise genoß als aus der Hand seines Ministers, des Gusch-Beki. Dieser war ein freisinniger, den Europäern günstiger, aber verschlagener Mann.

Die Polizei des Landes ist scharf und strenge; sie gewährt dem Eigenthum volle Sicherheit und hält die Heerstraßen von Räubern frei. Rücksichtslos behandelt sie die Verbrecher, die ihre Vergehen fast immer mit dem Tode, selten mit Geld und Gefängniß büßen müssen. Die Gesetze Muhammeds werden so gewissenhaft, wie unter den eigenen Augen des Propheten gehandhabt, und haben deshalb bis in die Gegenwart fast gar keine Aenderungen erfahren.

Die Streitmacht Bokharas besteht vorzugsweise aus Reiterei, da jeder Einwohner reich oder arm, sich im Besitz eines Pferdes befindet.

Soviel zur ersten Orientirung. — Jene Nacht, in der wir unsern Wolff verließen, mußte er noch vor Bokhara's Thoren zubringen. Das Haus eines Mehmun-Dust (eines Gastfreundes), der einer von den Osbeck's, den Stammbewohnern von Bokhara, war, nahm ihn auf. Wolff fand in demselben einen Comfort, wie er ihn nicht erwartet hatte. Es wurde ihm ein Abendessen, bestehend aus Pferdefleisch und Thee vorgesetzt; der Thee aber war mit Milch, Salz und Fett bereitet. Awaz aber, Wolff's Geleitsmann, machte den Wirth darauf aufmerksam, daß derselbe den Thee nach englischer Weise mit Milch und Zucker zu trinken gewohnt sei; und so wurde denn eine andere Zubereitung vorgenommen und neben dem Pferde-, auch Kalbfleisch aufgetragen.

Am nächsten Morgen machte Awaz ihn darauf aufmerksam, daß er nicht eher in die Stadt gehen könne, als bis erst dem Gusch-Beki Mittheilung gemacht sei. Der Gusch-Beki ist die Mittelsperson zwischen dem König und seinen Unterthanen. Sein Titel (Ohr des Herrn) ist ähnlich gebildet, wie der der anderen Staatsbeamten, die fast alle von Theilen des menschlichen Körpers entlehnt sind. Der Eine heißt des Königs Hand (Daster Khan ji), der Andere des Königs Auge (Nazir), ein Dritter des Königs Fuß (Paade-shah, Padischah).

Awaz theilte dem Gusch-Beki mit, daß ein Engländer, Namens Joseph Wolff, angekommen sei, der allen Völkern die Botschaft bringe, daß Jesus der Mehdi sei, der Wiederhersteller aller Dinge, und daß derselbe zu erforschen beabsichtige, ob die Juden von Bokhara Nachkömmlinge seien jener zehn Fürsten der zehn Festungen, die von Israel dem Sohn Isaaks herkommen.

Hakim Beyk, der Gusch-Beki, meldete dies seiner Majestät und sandte sofort einen reitenden Boten mit einem Pferde, auf dem er Wolff durch die Stadt führen sollte. Wolff, gekleidet wie ein Turkomanne aus Organtsch oder Khiva, wurde, als er im königlichen Palaste angekommen war, in das Gemach des Gusch-Beki geführt, wo er alle Minister bei einander fand. Er mußte sich setzen, während seine Empfehlungsschreiben von Abbas Mirza, und von dem Groß-Mufti zu Mesched gelesen wurden. Während dieser Zeit hatte Wolff Gelegenheit, das Angesicht des Hakim Beyk zu betrachten und in ihm das Wohlwollen zu lesen, das dem Tatschik-Stamme, zu dem er gehörte, unter allen Tataren am Meisten eignet.

Nachdem Wolff zunächst dem Gusch-Beki mit einigen Zusätzen wiederholt hatte, was demselben bereits von Awaz mitgetheilt war, mußte er sehr bald darauf die dritte Auflage seines Berichtes vor dem Könige selber geben. Dieser saß auf einer erhöhten Ottomane gegenüber einem weiten offenen Fenster, sitzend umgaben ihn die Minister, während die anderen Hofleute standen. In der Mitte des Zimmers mußte Wolff dem Gusch-Beki gegenüber sich niederlassen. Dieser gab ihm nun zunächst den Nachweis, daß die Affghanen nicht Nachkommen der zehn Stämme, sondern Copten seien; er fügte freilich hinzu, daß es auch Schriftsteller gebe, die ihre Abkunft von Judah und Benjamin herleiten. Dann aber kam er auf Morecroft. Wir müssen unsere Leser zunächst über diesen Mann unterrichten. Er war ein Mann, den die brittische Regierung nach Ladack, Cabul und Bokhara geschickt hatte, um Pferde-Ankäufe zu machen. Bei dieser Reise entfaltete er allen Pomp eines englischen Gesandten. Es begleiteten ihn zwei Anglo-Indianer Guthrie und Trebeck, 30 Sepoys, eine Musikbande und eine Kanone. Mit der Pracht zugleich entfaltete er eine große Freigiebigkeit. Tausende von Rupi's verwandte

er zu Geschenken. So erlangte er denn auch in Bokhara die beste Aufnahme bei Hyder Schah, dem Vater des jetzigen Regenten, und ohne Verzug wurde ihm die Weiterreise nach Samarkand gestattet. Aus Dankbarkeit machte er dafür die Kanone zum Geschenk. Wie sehr aber hätte er sie in Ankhoy gebrauchen können. Hier zeigte man sich ihm feindselig — und die Folge war, daß er getödtet wurde. Guthrie und Trebeck aber kehrten ebenso wenig nach Hindostan zurück. Sie fanden ihr Ende in Muzaur. — Der Gusch-Beki sprach die Vermuthung aus, daß Wolff ein Verwandter von Morecroft sei; die Aehnlichkeit, meinte er, sei gar zu groß. Er war übrigens nicht der Einzige, der dies äußerte; Wolff mußte es später in Hindostan zu wiederholten Malen hören. Er wurde nun nach seiner Abkunft gefragt. Als er sich als Jude von Geburt zu erkennen gab, legte eine Stimme von draußen Widerspruch ein. Ein Jude schrie: „Der lügt! Er ist ein russischer Spion!" Wolff entgegnete: „Du lügst, wie ein Hund! Das will ich vor Allen beweisen!" Aber nun wurde von allen Seiten, von Juden, Mongolen, Osbecks und Affghanen der Ruf vernommen: Jasûs! Jasûs! (ein Spion! ein Spion!) Wolff rief dazwischen: „Bedenkt, daß ich ein Gast bin, und einen Gast muß man anhören!" „Hört! Hört!" riefen nun wieder Alle, „er will für sich sprechen!" Ein Anderer aber meinte: „Der Mann ist kein Spion; denn seine Farbe verändert sich nicht, und er steht fest, wie eine Mauer."

Ein tiefes Schweigen trat ein, und Wolff begann nun, den ersten jüdischen Schreier zu examiniren. Er nannte sich Elijahu Sopher, d. h. Gesetzabschreiber; denn vom Abschreiben des Pentateuchs nährte er sich. Er behauptete, Wolff vor zwölf Jahren in Bagdad im Hause des Armeniers Aga Sakis, als Verbreiter Neuer Testamente, die in Rußland gedruckt seien, gesehen zu haben. Wolff ließ nun ein neues Testament bringen; dann fragte er: „Wer ist Aga Sarkis?" „Der englische Agent," erwiderte Elijahu. Wolff bemerkte: „Wenn er der englische Agent ist, warum bin ich denn nicht zu dem russischen gegangen?" Der Jude blieb die Antwort schuldig. Wolff fuhr fort: „Wo sagtet Ihr doch noch, daß dies Buch gedruckt sei?" Er erwiderte: „In Rußland." — Wolff wünschte, da Rußland groß sei, den Ort zu wissen. Als

er ihn nicht nennen konnte, ließ er ihn den Druckort lesen. Es war London. Das genügte dem Gusch-Beki. Er wandte sich zornig an Elijahu und sagte: „Du verfluchter Kerl! Ich weiß, warum Du so sprichst. Du hassest ihn, weil er Christ geworden ist.“ Sofort fielen einige Juden über ihn her, und nur Wolff's Fürsprache machte den Schlägen ein Ende.

Der Gusch-Beki erlaubte ihm dann, unter den Juden sich frei zu bewegen, aber mit den Moslem sollte er sich in keine Religions-Verhandlungen einlassen. „Wir thun dies,“ sagte er, „um Euer selbstwillen, weil wir wünschen, daß Ihr unverletzt nach Hindostan kommt, und um unsers Namens willen, dem so schon Manches in unwahrer Weise angehängt wird, wie z. B. der Tod von Morecroft und seinen Genossen.“

Wolff erwiderte: „Ich bin ein Jünger des Herrn Jesu und richte mich nach dem Worte seines Apostels, demzufolge man unterthan sein soll der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat.“

Als der Gusch-Beki fragte, in welchem Buche dies geschrieben stehe, benutzte Wolff die Gelegenheit, ihm nicht blos das 13. Capitel des Briefes an die Römer zu zeigen, sondern auch ihm einige Lehrsätze des Christenthums mitzutheilen; er that dies in derselben Stunde, in welcher ihm religiöse Verhandlungen mit Muhammedanern verboten waren.

Wolff nahm Wohnung bei dem Juden Ruben aus Mesched. Hier kamen viele Juden zusammen und Wolff hörte unter diesen Juden in Bokhara all dieselben Legenden und Sagen, die dieser Nation in Hindustan wie in Großbritannien eigen sind und die uns wie in den Commentaren zur heiligen Schrift, so in den Aufzeichnungen ihrer Traditionen begegnen. Und wie diese religiöse Sagenwelt, so ist auch das ganze religiöse Ritual dasselbe, ja, man kann sagen, die Uniformität der jüdischen Gemeinden in der ganzen Welt ist größer als die der römisch-katholischen Kirche.

Ueber sich selbst gaben die hiesigen Juden Wolff folgenden Aufschluß. Sie sagten: Als der Gott Israels den Geist Phul's, des Königs von Assur, und den Geist Tiglat-Pileser's erregte, führten diese auch die Rubeniten, die Gaditen und den halben Stamm Manasseh weg und brachten sie nach Halab (jetzt Balkh) und Chabor (Samarkand) und Hara (Bokhara) und an den Fluß

Gozan (den Ammu, Jehûn oder Oxus). Jahrhunderte lang lebten sie in diesem Reiche, bis sie von den Tshagatay, dem Volke Tschingis-Khan's, vertrieben wurden und sich in Sabz-Awar und Nishapur in Khoressan niederließen. Wiederum vergingen Jahrhunderte, da kehrte der größere Theil von Sabz-Awar nach Bokhara, Samarkand und Balkh zurück. Timur-Kurikan (von den Europäern fälschlich Tamerlan genannt) gab ihnen große Privilegien, und zu Balkh, der Metropole, gab er ihnen ein schönes Stadtviertel mit eignem Thor; so lebten sie in Glück und Frieden. Einer aber von den ersten Ministern, welcher „der Zweite nach dem König" hieß und der oberste Secretär desselben war, war ein deutscher Jude.

Wolff wurde durch diese Mittheilungen zu Betrachtungen veranlaßt, die gewiß nicht alle unsere Leser mit ihm theilen werden. Wenn nicht blos in alter Zeit ein Joseph zum Rath des ägyptischen Königs gemacht wurde, sondern wir auch in der neueren Staatengeschichte wiederholt jüdische Minister finden, wenn England die Juden im Parlamente zuließ und sie auch in manchen andern Ländern in den Kammern und Ständeversammlungen sitzen, so sieht unser Wolff hierin die nothwendige diplomatische und politische Vorschule, die der oberste Regent aller Nationen das jetzige Israel darum durchmachen läßt, damit es einmal sich selbst zu regieren im Stande sei, wenn die Zeit seiner Heimkehr nach Palästina eintritt. Gewiß hätte Wolff nur nöthig gehabt, die politische Physiognomie unsrer Reformjuden in den verschiedenen Ständeversammlungen und ihrer Sauve-Garde, die sie sich in den Journalisten angelegt haben, anzusehen, um von der Meinung zurückzukommen, daß sie die Vorarbeiten für jenes Reich machen, in welchem der Messias mit Herrlichkeit herrschen soll.

Die Juden von Bokhara erzählten, ihre Geschichte fortführend, daß ihre Vorfahren im Laufe der Zeit das Gesetz Mosis ganz vergessen hätten. Da sei ein Licht Israels, der Afrikaner Joseph Maarabi, von Tetuan gekommen und habe sie wieder gelehrt, das Gesetz zu lesen. Dieser habe sie auch mit europäischen Sitten und Gebräuchen bekannt gemacht. Sein tägliches Gebet sei gewesen, daß Gott die Christen bald möge die Welt erobern und die Macht des Islam fallen lassen. Auf diesen Jo-

seph Maarabi führten sie allerlei Lebensregeln zurück, z. B. die Einführung der Chokolade, als ein Mittel, die Zahl der Kinder Israels zu vermehren, die Empfehlung der Freimauerei als Band unter den verschiedenen Nationen.

Seit der Zeit jenes Mannes erhielten die Juden ihre Bibeln und talmudischen Schriften von den Juden in Orenburg und Makariev. Auch wurde Wolff mitgetheilt, daß zu den Zeiten Tschingis-Khan's eine große Anzahl jüdischer Familien aus Khorassan, Balkh und Kabul in China einwanderte, was, da diese Gegenden damals zu Persien gehörten, mit den Angaben der Jesuiten, die chinesischen Juden seien persischer Abkunft, genau zusammenstimmt. Ebenso erfuhr er, daß auf den Höhen des Aral-Gebirges noch manche Naphthaliten in Felsschluchten wohneten.

Die Juden, die sich überaus freundlich bewiesen, glaubten auch unserm Wolff mit allerlei gutem Rath hinsichtlich seines Verhaltens vor dem Könige zur Hand gehen zu müssen. Er müsse nur mit Furcht und Zittern vor ihm erscheinen, den Erdboden und seine Schuhe küssen, ihm versichern, daß er der unwürdigste seiner Sclaven sei und als die Zuflucht der Welt ihn begrüßen. Als Wolff dazu lächelte und sagte, daß er so nicht reden könne, meinten sie, jene Turkomannen, die ihn in Mesched gesehen, hätten doch wohl Recht, daß er selbst ein königlicher Prinz sei. So mußte er es ihnen denn nochmals und wiederholt versichern, daß er nichts weiter sei, als der Sohn eines jüdischen Rabbi.

Wir müssen uns den Platz noch etwas näher anschauen, der so lange das Ziel des Reisens war bei dem Manne, den wir auf seinem bewegten Lebensgange begleiten. — Bokhara ist von Wüsten umgeben, es liegt aber in ihnen als eine Oase, die alle Früchte Asiens und Europas in vollendeter Weise hervorbringt. Es hat einen Umfang von 15 englischen Meilen und 11 Thore. 360 Moscheen und 22 Karavanserеien ragen über den Privathäusern hervor. Die letzteren haben weder Dächer noch Fenster. Die Bevölkerung besteht aus mehr denn 180,000 Einwohnern. Sie ist eine sehr verschiedenartige; sie besteht aus Nogays, welche die Juden für Cainiten halten, aus heidnischen Tataren und

Affghanen, Marwi's, von denen das Sprichwort heißt: „Begegnet Dir ein Marwi und ein Mar d. h. eine Schlange, so tödte erst den Marwi und dann den Mar." Außerdem finden sich Osbecks hier, Christen, die aber nichts weiter als das Kreuz zu schlagen vom Christenthum verstehen, was sie wahrscheinlich von den Nestorianern lernten, und inmitten dieser Bevölkerung lebt eine Judenschaft von etwa 15,000 Seelen. Diese Juden beschäftigen sich vorzugsweise mit Färberei und dem Handel von Seidenwaaren, sie leben aber auch von Spionage, die sie einst zu Gunsten der Russen, jetzt im Interesse der Engländer üben, sowie im Sold der Herrscher von Kokan und Khotan. Sie geben sich mit Quacksalberei ab und verfertigen Talismane für die Turkomannen. Die Predigt Wolff's unter diesen Juden hatte zur Frucht, daß etwa 20 sich zu Christo bekehrten, die er bei seiner Rückkehr nach 14 Jahren alle mit einander noch treu in ihrem Glauben fand. — Die Muhammedaner besitzen hier wohl 100 Collegien, in denen Rhetorik, Poesie und Logik studirt wird. Der Kuran ist dabei die Grundlage; die Weise ihn zu behandeln, haben sie aus Yemen. Wenn die Lesung beginnen soll, heben Lehrer und Schüler ihre Augen zum Himmel auf, dann legen sie ihre Hände vor das Angesicht und recitiren die erste Sure des Kurans als Gebet. Die Derwische werden auf Regierungskosten erhalten.

Ueberhaupt verwendet die Regierung auf die Schulen viel Geld. In der Studienzeit sind die Classen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang geöffnet, und die Schüler disputiren in Gegenwart ihres Lehrers über spitzfindige Fragen der muhammedanischen Theologie, denn diese Wissenschaft ist unter ihnen so die einzige, daß sie selbst die Geschichte des Vaterlandes verdrängt hat.

Der große Schutzpatron Bokhara's ist Baba Din, der trunken von der Liebe Gottes, nackend in den Straßen der Stadt umhergelaufen sein soll. An seinem Grabe macht der König täglich einen Besuch. Erst nachdem er diesen abgestattet, setzt er sich auf den Thron, von dem aus er den ganzen Tag seinen Unterthanen Recht spricht.

Ein interessanter Platz in Bokhara ist der Bazar, wo man

die Kaufleute aus den verschiedensten Weltgegenden bei einander sieht. Der Reisende Burnes, der ein Jahr nach Wolff dort war, pflegte hier gewöhnlich die Abende zuzubringen. Er giebt uns folgende Beschreibung von ihm. „Auf zwei Seiten des Platzes befinden sich massive Gebäude für gelehrte Schulen, und auf einer andern Seite ist ein mit Wasser gefüllter, von hohen Bäumen beschatteter Springbrunnen, wo sich Müssiggänger aller Art um die zum Verkauf ausgestellten Waaren aus Asien und Europa versammeln. Ein Fremder braucht sich nur auf einer Bank des Registan niederzusetzen, um Menschen aus allen Theilen Asiens kennen zu lernen. Er kann die feinen Manieren der Unterthanen des „großen Königs" mit den rohen Sitten der herumstreifenden Tataren vergleichen. Er kann die Osbecken aus allen Staaten des Oxus sehen, wie sie sich durch ihre Vermischung mit anderen Völkern verschiedenartig schattiren. Man kann sie an ihren, etwa einen Fuß hohen, dunklen Schaaffellmützen leicht erkennen. Ein rother Bart, graue Augen und eine weiße Haut werden dann und wann die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich lenken, und seine Blicke wird ein armer Russe fesseln, der sein Vaterland und seine Freiheit verloren hat und hierher in ein elendes Sclavenleben geschleppt ist. Hin und wieder wird man einen Eingebotenen aus China gewahren, wie ihm sein langer Haarzopf abgeschnitten ist und er seine Glatze unter einem Turban verdeckt, in dem jeder Ausländer hier als Muselman auftreten muß. Dann folgt ein Hindu in einer ihm selbst und seinem Vaterlande fremden Tracht. Eine kleine viereckichte Mütze und eine Schnur um den Leib sind die Abzeichen, die den Muhammedaner zurückhalten, diesen Götzendiener auf der Straße zu begrüßen. Ueberdies ist der Eingeborne Indiens an seinem ernsten Blick und der Sorgfalt zu erkennen, womit er alle Gemeinschaft mit Anderen vermeidet. Der Jude ist ein ebenso scharf bezeichnetes Wesen, wie der Hindu, nur das er eine etwas abweichende Kleidung und eine kegelförmige Mütze trägt. Jedoch ist kein Merkmal so unterscheidend, wie die überall gleichen Gesichtszüge des hebräischen Volks, das zu Bokhara ein auffallend schönes Menschengeschlecht bildet. — Ein großer Theil der Bewohner Bokhara's erscheint zu Pferde; es mögen nun aber die Leute beritten sein oder zu

Fuße gehen, so sind sie stets mit Stiefeln bekleidet, und die Fußgänger stolzieren mit hohen Absätzen einher, mit denen es dem Europäer schwer sein würde, sich aufrecht zu erhalten. Auch die Frauen lassen sich in der Regel zu Pferde blicken und reiten nach Art der Männer; nur wenige gehen zu Fuß, und alle tragen ein schwarzes Haartuch als Schleier. Vom Morgen bis zum Abend macht die versammelte Menge ein murmelndes Getöse, und man ist ganz erstaunt über die sich bewegende Masse menschlicher Wesen. Am Geschäftigsten sind die Fruchthändler, welche unter dem Schatten einer aufgehängten Matte die Früchte der Jahreszeit, Trauben, Melonen, Apricosen, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen u. dgl. zum Verkauf ausbieten. In allen Theilen des Bazars sind die Leute mit dem Ausbieten des Thees beschäftigt, dessen Bereitung wir bereits kennen gelernt haben. Bei den Verkäufern dieses heißen Getränkes kann man auch Rabut i dschan (die Wonne des Lebens), Traubengallerte mit Eis vermengt kaufen. Niemand stillt in Bokhara seinen Durst, ohne Eis zu genießen, das in großen Gruben gesammelt wird und dessen sich selbst der Bettler zu bedienen pflegt. In dem Registan sind fast alle Waaren zu haben. Auch seine Weisheit kann man in persischer und türkischer Sprache in den Bücherläden vermehren, wo die Gelehrten die zerrissenen Bücher durchblättern. Nach den Bazarsstunden sind die Moscheen mit Menschen angefüllt, die ihr Abendgebet verrichten. Mit eintretender Dämmerung nimmt der Lärm ein Ende; die königliche Trommel ertönt auf den Straßen, und Niemand darf nun ohne eine Laterne ausgehen.

Kehren wir jetzt wieder zu unserm Reisenden zurück. Trotz des Verbotes, das der Gusch-Beki gegeben, kam Wolff dennoch dazu, das Evangelium auch den Muhammedanern zu verkündigen. Jener Reichskanzler hatte nämlich die ersten Handelsherren Affghanistans und die Aristokratie des Landes um sich versammelt und forderte nun unsern Wolff selber auf, da er bisher seiner Anweisung so pünktlich nachgekommen sei, in dieser Versammlung ungestört von seinem Glauben zu reden. „Sagt uns zunächst," sprach er, „wie könnt Ihr Jesus für Gott halten, da er doch ein Mensch ist?" Wolff erwiderte: „Gott ist in Allem: in dem Einen ist er mit seiner Macht, in dem Andern mit seiner Weis-

heit; wieder in Anderem mit seiner Güte; aber in Jesu war die Fülle der Gottheit leibhaftig; so hatte er denn auch, wie der Kuran selbst bezeugt, keinen menschlichen Vater, er war, eben als der Sohn Gottes, von Ewigkeit in Gott." „Wie geht das an?" fragte der Gusch-Beki. Wolff fuhr fort: „Die Sonne hat ihre Strahlen und Hitze und Licht; aber das Alles ist Eins mit der Sonne und kann nicht getrennt werden." Der Gusch-Beki gestand dies zu und sagte: „Wir nennen ihn deshalb im Kuran das Wort von Gott." Wolff bemerkte darauf, daß diese Benennung dem Evangelio entnommen sei und daß sie noch genauer als der Ausdruck Sohn das Wesen Christi bezeichne, da das Wort von dem nicht getrennt werden könne, vom dem es ausging.

Nach mancherlei sich hieran knüpfenden geistlichen und weltlichen Unterredungen, wobei englische Gebräuche nachgemacht wurden und unter Anderem ein Muhammedaner auch eine Spieldose die Melodie: Freut Euch des Lebens! spielen ließ, wandte sich der Gusch-Beki an Wolff und sprach einige Wünsche aus. Diese bestanden darin, daß, obschon Bokhara jetzt in gutem Einvernehmen mit Rußland stehe, man doch auch gern ein gleiches mit England hätte und daß der General-Gouverneur von Indien ihnen englische Instructoren für die Armee, Aerzte und Uhrmacher schicken, besonders aber veranlassen möge, daß das Reich einen eigenen englischen Gesandten empfange.

Nach einem sechszehntägigen Aufenthalte in Bokhara rüstete Wolff sich zum Wiederaufbruch. Vor demselben hatte er noch die Freude, jenen Elijahu Sopher, der sich einst so feindselig bewies, zu ihm kommen und Verzeihung begehren zu sehen. Der Gusch-Beki gab dem Reisenden bereitwilligst den kurzen Reisepaß, der in zwei Zeilen lautete: „Der Engländer Joseph Wolff kann Bokhara verlassen und nach Kabul gehen." Aber eine freundschaftliche Unterredung begleitete denselben. In dieser machte der Reichskanzler ihn darauf aufmerksam, daß Ankhoy, durch welches er reisen müsse, blos dem Namen nach dem Herrscher von Bokhara unterworfen sei. Der Fürst jenes Landes aber habe allen Engländern und Ungläubigen den Tod geschworen, daher sei es das Gerathenste, daß er diesen Theil seiner Wanderung unter dem Namen eines Muselmannes zurücklege. Dies mußte Wolff aber

ablehnen. „Ich bin,“ sprach er, „ein Jünger dessen, der gesagt hat: „„Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich wieder verleugnen vor meinem himmlischen Vater.““ Aber ich gebe Euch die Versicherung, daß ich ohne Lüge sicher durch jenes Land hindurchkommen werde!“ — „Nun, Gott behüte Euch!“ war die Antwort des Gusch-Beki.

Zwanzigstes Capitel.

Balkh. Kabul.

Es war im April des Jahres 1832, als Wolff Bokhara verließ. Seine Reisegesellschaft bestand aus 30 Affghanen, einem talmudisch-gebildeten Juden und seinen drei Dienern, von denen zwei gleichfalls Juden waren. Schon nach zwei Tagen drohte ihnen Gefahr. Ein Trupp wilder Kataghanen, die es auf's Sclavenmachen abgesehen hatten, rannten heran. Man entging ihnen nur dadurch, daß man in Berghöhlen und in die Hütten eines kleinen Dorfes sich flüchtete, wo Alle zwei bis drei Tage verborgen blieben. Dann wurde die Wanderung ohne weitere Anfechtungen bis nach Balkh, „der Mutter der Städte,“ fortgesetzt. Diese Stadt soll zuerst von Kain erbaut und mit dem Namen Enoch belegt, dann bei der Sündfluth zerstört, aber von einem Sohne Noah's wieder aufgebaut, erst Halakh, dann Balakh, endlich Balkh genannt sein. Von ihrer großen Vergangenheit, in der sie Bactra hieß, zeugen noch die Trümmerfelder, durch welche man innerhalb der Stadt — gleichwie in Rom — gehen muß. Doch gehören die Ruinen fast ohne Ausnahme der muhammedanischen Zeit an. Man gebraucht oft einen ganzen Tag, um an die Thore zu gelangen. Das Judenviertel ist jetzt der beste Stadttheil, es ist fast eine Stadt für sich. Seine Bewohner sind liebe, gastfreundliche Leute.

Sie gestatteten es gern, daß Wolff in ihrer Synagoge ihnen das Heil in Christo verkündigte.

Wolff macht hier in seinem Tagebuche die Bemerkung: „Je mehr ich dieses Land kennen lerne, desto mehr bestätigt sich meine Ueberzeugung, daß es wohl kein hoffnungsvolleres Gebiet für einen Missionar geben kann, als Turkistan ist. Auch die Perser lesen gern die Bibel und sprechen über Religion; aber dies geschieht meist nur aus leerer Neugierde, hingegen die Turkomannen in der Wüste bei all ihrem barbarischen Wesen und die Bewohner von Bokhara bei aller sittlichen Verderbniß unterhalten sich gern über Religionsgegenstände aus einem tieferen Herzensgefühl, das in ihnen rege ist." Nehmen wir dazu die Erfahrung, die er bei den Juden nicht blos in Balkh, sondern auch an anderen Orten in jener Gegend machte, so scheint uns Wolff's Reise für die Mission einen bedeutungsvollen Wink zu geben. Da dem Missionar der Zutritt zu dem Moslem schwer, wenn nicht theilweise unmöglich gemacht, dagegen der Verkehr mit den Juden frei gegeben ist und diese sich nicht ohne Empfänglichkeit zeigen, so sollten besonders Juden-Missionare nach Bokhara und der Umgegend gesendet werden, welche auf die Kinder Israels ihre Arbeit richten und diese dann zum Dienst unter den Moslem rüsten. Die Juden führten Wolff zu Aishaan Khoja, dem Gouverneur, einem gebildeten Manne, dem aber die Nase fehlte. Wolff war ihm empfohlen, daher war er auch so besorgt um seine Weiterreise; er gab ihm denselben Rath wie der Gusch-Beki von Bokhara, nur noch dahin erweitert, daß Wolff sich für einen Hadji von Mekka ausgeben solle. Wolff's Antwort war hier dieselbe wie zu Bokhara; er war überzeugt, ohne alle Lüge auskommen zu können, selbst wenn er mit dem Gouverneur zusammen käme.

Aber schwer sollte es ihm doch werden, und zwar sehr bald. Beim Uebergang über den Fluß unweit Mozaur, das acht Meilen von Balkh entfernt ist, traf er mit einem Osbek zusammen, einem Mann mit feinem Angesichte, der zu Pferde saß. Da er des Arabischen kundig war, unterhielt sich Wolff mit ihm in dieser Sprache. Der Osbek bat Wolff zu Gaste, und seine ganze Reisegesellschaft nahm an der Einladung Theil. Zum Zeichen der Freundschaft legte man die Hände auf einander und strich sich

den Bart. „Sind wir nun Brüder?“ fragte Wolff. „Ja! Gott sei Preis!“ war die Antwort. „Nun,“ fuhr Wolff fort, „einen Bruder will ich nicht hintergehen. Ich will Euch deshalb sagen, wer ich bin. Ich bin ein Engländer. Wollt Ihr mich in Euren Schutz nehmen?“ Der Osbek schlug in Verzweiflung seine Hände über dem Haupte zusammen und rief dann: „Ja, so lange Ihr in meinem Hause seid, soll Euch Keiner etwas zu Leide thun; sobald Ihr aber dasselbe verlassen werdet, wird der Gouverneur, mein Vetter, Euch morden lassen. Daher müßt Ihr mir versprechen, zu thun, wie ich Euch sage. Ihr sprecht arabisch, so will ich Euch als einen Bewohner von Mekka einführen und meinem Vetter erzählen, wenn er am Abend zu mir kommt (denn er trinkt an jedem Abend seinen Thee bei mir), daß Ihr einst mein Wirth in Mekka gewesen seid. Dann wird er Euren Segen begehren und davon gehen.“ Wolff erwiderte: „Das thue ich nicht. Aber ich trage Euch auf (und diese Worte richtete er an alle seine Genossen), daß Ihr auch nicht ein Wort über mich sprecht, wenn er kommt. Verweist ihn an mich, und ich werde ihm alle Fragen zu seiner vollen Befriedigung beantworten und ihm nichts verbergen.“

Abends kam der Gouverneur; sobald er Wolff erblickte, ging er geradeswegs auf ihn zu und fragte: „Woher kommt Ihr?“ Wolff gab ihm die Antwort: „Von Malta.“ Malta kannte er nicht; Wolff fuhr deshalb fort: „Noah hatte drei Söhne, Sem, Ham und Japhet; Ham hatte wieder einen Sohn, der hieß Canaan. Nachkommen dieses Canaan sind die Malteser.“ Der Gouverneur wollte nun wissen, wie weit Malta etwa entfernt sei. Wolff holte weit aus. Er redete davon, daß die Erfindungen der Menschen staunenswerth seien und jede Nation in dieser Hinsicht etwas Besonderes habe. Hier habe man Fahrzeuge von Häuten, in Malta habe man Steamboats (er konnte den englischen Namen gerne gebrauchen, denn der Andere wußte nicht, ob's ein englischer oder chinesischer sei), diese würden mit Dampf getrieben und machten ein klapperndes Geräusch (Wolff ahmte den Ton nach). In solchem Boot erreiche man Stambul von Malta aus in vier Tagen. Jetzt fragte der Gouverneur nach der Regierung in Malta. Wolff nannte den Gouverneur Ponsonby Khan, den

Sohn von Besborough Khan; seine Frau sei Amali Khatun (Lady Emilie), die Tochter von Bathurst Khan. Beim Aussprechen gab Wolff diesen Namen durch die Betonung noch mehr ein morgenländisches Colorit. „Wo seid Ihr geboren?“ Als Wolff diese Frage beantworten sollte, wollte er erst eine Einleitung machen; er fing an: „Hier muß ich auf das heilige Buch, die Geschichte der Welt zurückgehen.“ Der Gouverneur aber fiel ein: „Dieser Mann ist zu gelehrt für mich!“ und es schien, als ob er schon aufbrechen wolle. Wolff freute sich auch vielleicht schon, daß das Examen am Ende sei. Aber siehe da, er kehrte wieder um und Wolff fing nun an, aus dem 10. Capitel des ersten Buchs Moseh vorzulesen. Als er bei dem Namen Aschkenaz angekommen war, sagte er, dies sei der Name seines Geburtslandes. Diesen Namen giebt nämlich der Hebräer unserm deutschen Vaterlande. Der Gouverneur war vollständig befriedigt; er rühmte Wolff und sprach noch hernach seine Freude aus, einen Mann gefunden zu haben, der in einem Lande geboren sei, dessen Name noch niemals ihm vorgekommen.

Wie Wolff hier glücklich frei kam, so entging er auch den Gefahren, die man von dem Orte Khullum (Tashgorah, Tatshgorkhan) für ihn fürchtete. Jetzt führte ihn sein Weg durch eins der schönsten Thäler, die er je gesehen. Zwischen hohen Bergen zog sich eine Ebene dahin mit einem unvergleichlichen Blumenschmelz; Quellen, klar wie Krystall, rieselten in ihr, so daß Alles an das Paradies erinnerte. Endlich wurde das Thal enger, und nun kamen Bergschluchten, von denen aus die Balkhwi ihre Streifzüge, um Sclaven zu machen, unternehmen sollen. Diese Völkerschaft kupferfarbener Race bedarf der Kleidung nicht. Auf den Bergen wohnen die Kafir Siapush, ein umherziehendes Volk; sie selbst nennen sich Sima und werden von Manchen für Abkömmlinge jener Truppen gehalten, die einst Alexander der Große hieher führte. Aber Wolff hielt sie für Nachkömmlinge der zehn Stämme, wofür die Juden von Bokhara sie erklärten, freilich solche, die das Gesetz der Väter vergessen hatten und in Götzendienst verfallen waren. Sie nennen die Gottheit Imrah und beten sie unter der Gestalt eines Fisches (Dagon) an. Die zehn Gebote haben sie auf ihren Bergen in Stein gegraben, und ihre

Frauen beobachten die Reinigungsgesetze wie das Alte Testament sie hat. Wie sie die Muhammedaner hassen, so lieben sie die Juden. Wenn sie von jenen Einen getödtet haben, wird ihrem Hauptschmucke eine neue Feder hinzugefügt; darnach ist bei ihnen der Ausdruck: „Er hat sich eine Feder verdient!“ zu verstehen. Von einem zukünftigen Leben wissen sie nur wenig; indeß wandern ihre Frommen nach dem Tode nach Parelepula (Paradies) und die Bösen müssen nach Paretagarbola ziehen. Ihre Hautfarbe ist die weiße, wie bei den Europäern.

In dieser Gegend kam Wolff einmal in das Haus eines angesehenen Mannes, der in seinen Vorrathskammern reichlich Wein und Branntewein hatte. Er wünschte, daß Wolff's jüdischer Diener einige Stunden bei ihm pokuliren solle. Dabei wird dann das Tamburain geschlagen. So langweilig wie diese Musik, so erbärmlich ist der Anblick des trunkenen Muhammedaners, der mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen dasitzt, indeß das Haupt hin und her taumelt, auf die Brust geneigt.

Wolff ließ seinen Diener nicht dazu kommen, sondern trieb zum Weitermarsche an. — Die Gegend, wohin er jetzt kam, wurde Duab genannt. Die Leute hier nahmen Anstoß daran, daß Wolff Hadji genannt werde, da er doch kein Moslem sei. Wolff erwiderte, daß die Muhammedaner anderswo jeden Juden und jeden Christen so nennen, der in Jerusalem gewesen sei. Als sie sich damit nicht zufrieden gaben, wollte Wolff schon auf den Namen verzichten; aber man erwiderte ihm: Der Mißgriff ist nun einmal gemacht. Du mußt entweder das Bekenntniß ablegen: „Es ist kein Gott außer Allah und Muhammed ist sein Prophet!“ oder wir nähen Dich in einen todten Esel, braten Dich lebendig und machen Wurst von Dir.“ Wolff's Antwort lautete: „Es giebt keinen Gott außer Gott und Jesus ist der Sohn Gottes!“ Alsbald gaben sie ein Zeichen, und alle ihre Moollahs kamen in einer weiten Berghöhle zusammen. Die Affghanen und die Diener fingen an zu zittern und gaben Wolff den Rath, er möge doch jenes Glaubensbekenntniß, das man ihm abgefordert habe, sprechen, er könne ja, wenn er einen Tag weiter sei, thun, was er wolle. Wolff wies dies Ansinnen von sich. Ich will schon, sagte er, mit ihnen allein fertig werden, geht Ihr nur davon; einige

mögen bis Kondoz gehen, aber nicht weiter. Nur die drei Diener bleiben bei mir! Diese mußten ihm nun sein Schreibzeug holen und er warf folgende Zeilen an Lord und Lady Bentinck auf's Papier. Der Inhalt derselben war: „In dem Augenblicke, wo Ihr diese Zuschrift leset, dürft Ihr mich nicht mehr unter den Lebendigen suchen; ich werde dann wohl hingemordet sein. Gebt nur meinen Dienern einige hundert Rupis zur Reise und meldet den ganzen Hergang meiner Gattin Georgiana." Wolff legte diesen Brief in die Hände seiner Diener und sagte: „Ich will nun noch einen Versuch machen, mein Leben zu retten. Gelingt er, so ist's gut. Wo nicht, so geht nach Ludhiana; dem ersten Rothrock, den Ihr seht, gebt diese Zeilen. Er wird Euch zum General-Gouverneur führen, und da werdet Ihr schon Euren Lohn empfangen. Jetzt aber bringt mir die Firmans, die ich vom Sultan zu Constantinopel habe." Mit diesen trat nun Wolff, als sie ihm gebracht waren, in die Höhle, wo die Moollahs vor dem aufgeschlagenen Kuran saßen. Als sie ihm erklärten, der Kuran fordere seinen Tod, rief er aus: „Dummes Zeug! Ihr könnt mich nicht zum Tode verurtheilen! Ihr wolltet einen Gast morden? Das verbietet der Kuran, selbst wenn es sich um einen Ungläubigen handelte. Und nun seht hier den Firman, den ich von dem Khalifen der ganzen muhammedanischen Welt zu Stambul habe. Was Ihr zu thun habt, ist, daß Ihr mich zu Muhammed Murad Beyk nach Kondoz sendet. Dort werden die Affghanen, die schon vorweg gegangen sind, bereits erzählt haben, was Ihr hier vorhabt." Als sie den Namen von Muhammed Murad Beyk hörten, überfiel sie eine Angst. Sie fragten: „Kennt Ihr ihn?" Diese Frage konnte Wolff nicht geradezu bejahen; er half sich so, daß er sagte: „Er will Euch schon zu finden wissen." „So könnt Ihr," sagten die Moollahs, „Eurer Leben nur loskaufen durch alle Eure Habe." „Das soll schon geschehen!" erwiderte Wolff; „denn ich bin ein Derwisch und mache mir aus Geld und Gewändern nichts." — Wolff übergab ihnen Alles was er hatte — und war frei. O diese Freude der Genossen! Die Affghanen huben ihre Hände auf und waren ganz Lob und Dank.

Der Gouverneur von But-Bamian war zu arm, um unsern entblößten Reisenden kleiden zu können; aber er wollte ihm gern

zur Weiterreise behülflich sein und um dieselbe möglichst sicher zu machen, bezeichnete er ihn in seinem Empfehlungsbriefe als englischen Gesandten. Aber gerade dieser Ausdruck war ihm mehr schädlich als nützlich. Einen nackten und entblößten Mann wollte der Gouverneur von Ghuzni eher für einen Landstreicher als für einen Gesandten halten; er ließ ihn deshalb aus seinem Gebiete herausjagen.

Auf der Höhe des Gebirgs fand Wolff Affghanen, die sich Sayid, Familie des Propheten nannten. Sie waren sehr hartherziger Natur und wollten trotz des Schnees den vor Frost fast erstarrten Wanderer nicht unter ihr Obdach aufnehmen. Als Wolff ihnen sagte, daß Abraham so nicht würde gehandelt haben, thaten sie ihm ihre Thür auf und gaben ihm Milch zum Labetrunk. Wolff erzählte ihnen daheim noch die Sage von Abraham, daß derselbe einstmals einen Feueranbeter aus seiner Hütte fortgewiesen, Gott aber ihm den Vorwurf gemacht habe: „Ich habe mit diesem Götzendiener 70 Jahr Geduld gehabt, und Du willst sie nicht einmal eine Nacht haben.“ „Und ich,“ setzte Wolff hinzu, „bin kein Feueranbeter, sondern Einer, der an Gott und an Jesum, das Wort Gottes, glaubt.“

Nach der mit so vielen Entbehrungen verknüpften Bergtour erquickte sich Wolff an den schönen Maulbeeren, die am Fuße wuchsen, und dem krystallenen Quelle, den er daselbst vorfand. Aber es harrte seiner noch eine andere Erquickung. Dust Muhammed Khan herrschte in dem nahen Kabul. An diesen schickte Wolff Briefschaften durch einen seiner Diener. Nach wenigen Stunden waren drei Pferde da und die schönsten Affghanischen Gewänder mit den kostbarsten Stickereien. Die Veranlassung war der Lieutenant Alexander Burnes, der, Wolff aufzusuchen, von Lord Bentinck ausgesendet und eben in Kabul angekommen war. Der Uebersender der Anzüge aber war Nwab Jabr Khan, der Bruder von Dust Muhammed Khan, der zugleich den Reisenden gastlich bei sich aufnahm. Wolff lernte in ihm einen sehr frommen Muhammedaner kennen, der nie ohne die größte Ehrfurcht den Namen des Propheten nannte. Beim Dust Muhammed Khan hatte Wolff zugleich Audienz mit Burnes. An den Letzteren wandte er sich zuerst, und die Unterhaltung war durchaus politischer

Natur. Als darnach Wolff von dem Zwecke seiner Reise geredet, ließ der Khan einen Moollah für sich eintreten, und es begann eine religiöse Unterhaltung von fast zwei Stunden. Burnes hat hernach in Indien das Resultat derselben als ein für Wolff sehr ungünstiges dargestellt. Dies läßt sich erklären aus der geringen Uebereinstimmung, die zwischen Wolff und Burnes stattfand. Sie kam schon bei einer Unterhaltung über das 1000jährige Reich an den Tag. Noch mehr aber verletzte es Burnes, daß Wolff durchaus keine Neigung zeigte, ihn auf den Touren zu den Alterthümern des Landes, namentlich zu dem Grabmal des Kaisers Baabur zu begleiten, daß er statt dessen den Verkehr mit den Juden zu Kabul vorzog.

Kabul, wo unser Wolff sich jetzt befand, ist eine volkreiche, geräuschvolle Stadt, die etwa 60,000 Einwohner zählt. Der große Bazar ist ein geschmackvoller, an 600 Fuß langer Säulengang, in welchem den ganzen Tag über die Menschenmassen wimmeln. Besonders des Abends bietet dieser Bazar einen sehr interessanten Anblick dar, indem jeder Laden mittelst einer Lampe erleuchtet wird. Er hat wohl wenige seines Gleichen, und man muß die Seidenfabrikate, Zeuge und andere Waaren bewundern, die in seinen Läden ausgebreitet sind. Besonders zahlreich sind die Niederlagen getrockneter Früchte. Fast das ganze Jahr hindurch kann man Trauben, Birnen, Aepfel und Melonen kaufen. Berühmt aber ist Kabul wegen seiner Kakobs oder gekochten Gerichte, welche fast Jedermann verlangt, da nur Wenige in ihren eigenen Häusern kochen. Unter den übrigen Läden zeichnen sich die der Schuhmacher und Eisenkrämer durch ihre zierlichen Einrichtungen aus. In den gewühlvollsten Theilen der Stadt sieht man herumziehende Anekdotenkrämer, welche die Müssiggänger unterhalten, während Derwische den Ruhm und die Thaten der Propheten verkündigen. Die Straßen der Stadt sind enge und von Wasserkanälen durchschnitten. Die Leute schlendern in Schaafpelzen in ihnen umher; sie bemerken den Europäer fast garnicht, der durch sie dahingeht. Die Kinder zeichnen sich durch eine Rothwangigkeit aus, welche man anfänglich für die Folge von Schminke zu halten versucht ist. — Die Stadt mit ihren engen, eleganzlosen Häuserreihen, soll nach dem Volksglauben ein Alter

von 4000 Jahren und zu seiner Zeit einmal keinen besonders guten Bürger gehabt haben. In Kabul nämlich soll der Teufel angekommen sein, als er aus dem Himmel verstoßen ward.

Durch die Nachforschungen, welche Wolff über die hiesige Bevölkerung anstellte, kam er in Besitz der hier verbreiteten Ueberlieferung, daß die Bewohner dieser Gegenden nicht mit den zehn Stämmen zusammenhangen, sondern Nachkommen des Stammes Benjamin sind. Sie verträgt sich sehr wohl mit der Auskunft, welche die Araber über die Affghanen ertheilen, daß die Bewohner der ganz von Juden bewohnten Stadt Khaiber in Arabien zu Muhammeds Zeit bei der Einnahme der Stadt theils getödtet, theils ausgewandert seien und die Auswanderer sich eine neue Heimath in Affghanistan erworben hätten. Dafür spricht auch der Name des Khaiber Passes, der sich hier findet, und der durchaus jüdische Charakter der Einwohnerschaft. Man braucht nur einen Affghanen eine Geschichte erzählen zu lassen, und man gewahrt alsbald dieselben Gestikulationen, dieselbe Haltung, wie man sie bei einem jüdischen Erzähler gewohnt ist.

Von den Affghanen bemerkt Burnes: „Sie besitzen gelehrte Kenntnisse, die jedoch einem andern Zeitalter angehören und in ihrer Geschichte ist jedes Philosophienartige unbekannt. Ihre Sprache ist die persische, aber nicht die geschmeidige und schöne, welche in Iran gesprochen wird. Pusthu ist der Dialekt des gemeinen Mannes, der aber von den höheren Volksklassen nicht gesprochen wird. Die Affghanen sind eine Nation von Kindern; bei ihren Zänkereien balgen sie sich, und werden wieder Freunde ohne weitere Umstände. Sie sind nicht im Stande, ihre Gesinnungen vor einander zu verbergen; und Jemand, der nur irgend Scharfsinn besitzt, wird zu jeder Zeit ihre Absichten durchschauen können. Wenn man ihrer eigenen Aussage Glauben beimessen darf, so ist ihr vorherrschendes Laster der Neid, der selbst auf die nächsten Verwandten sich erstreckt. Mir fiel besonders ihre Trägheit auf; sie scheinen den ganzen Tag, einander anstarrend, sorglos da zu sitzen. Es ist schwer auszumitteln, wie sie leben; jedoch sind sie gut gekleidet, gesund und frohmüthig. Ihr National-Charakter machte einen sehr vortheilhaften Eindruck auf mich."

Den erwähnten Khaiber Paß passirte Wolff und war nun in einer der romantischsten Gegenden, die jemals sein Auge sah. Die hohen Berge waren mit Rosensträuchen und allerlei anderem Gebüsch bedeckt, die Weiden waren üppig, durchschnitten von silberhellen Bächen, und über dem Ganzen wölbte sich der heiterste Himmel. Juden und Muhammedaner haben die Sage gemeinsam, daß Alexander der Große mit seinen Eroberungszügen an den Pforten des Paradieses Halt machen mußte. Bis hieher ließen sich die Spuren der Alexanderzüge verfolgen; so trug Wolff kein Bedenken, sich hier von jenen Gegenden umgeben zu sehen, wo einst das Eden der Stamm-Eltern des menschliches Geschlechtes war.

Als Wolff eine Tagereise näher an Hindustan gekommen war, und zu Peschauer noch die Freundlichkeit des Sultan Muhammed Khan genossen und von demselben europäische Kleidung zum Gastgeschenk erhalten hatte, trug ihn der Rücken eines Elephanten über die Hängebrücke, welche die beiden Ufer des Indus verbindet. Er war jetzt bei Attock, dem alten Toxila. Er wurde von hohen Offizieren empfangen, die in dem Dienste standen des Rundjid Singh, des mächtigen Eroberers von Pendschab und Cashmir, der, ein Schrecken der Engländer, der Napoleon des Ostens hieß. Als diese Offiziere seinen Namen erfahren hatten, begrüßten ihn auf ein gegebenes Zeichen 21 Kanonenschüsse von den Wällen der Festung. 250 Rupis, 20 Büchsen mit eingemachten Früchten, Leinwand zu 20 Hemden kamen als Ehrengeschenke, und mehrere Briefe, darunter auch einer von Rundjid Singh, dem Maha Rajah (dem großen König) begleiteten sie. Die Zuschrift des Letzteren verhieß dem Reisenden die ehrenvollste Aufnahme in allen Städten seiner Herrschaft, und wurde von Wolff mit einem Schreiben erwidert, in welchem er sich über seinen Missionsberuf und über den Inhalt des Evangeliums aussprach. Ein Brief Bentincks aber wollte Wolff zur Beschleunigung seiner ferneren Reise veranlassen, da er fürchtete, ein langsames Vorrücken würde Wolff zum Urheber einer Erhebung des Pendschabs machen. Wolff folgte diesem Rathe nicht. In kleinen Tagereisen setzte er seine Wanderung fort. So kam er zuerst nach Rawl-Pindi. Hier hatte man ihm eine Wohnung bereitet in einer Moschee. Aber Wolff wollte den Muhammedanern

keinen Anstoß geben und zog deshalb das Uebernachten in einem Privathause vor.

Unter den Gouverneuren dieser Gegenden giebt es allerlei Abenteurer. Einen solchen fand Wolff z. B. zu Guzerat in der Person des Dr. Josias Harlan. Von demselben mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen, war es dem Gaste eine große Ueberraschung, als er Abends plötzlich einen echt amerikanischen Yankee Doodle hörte. Er wurde die Veranlassung, daß Wolff auf sein Befragen erfuhr, Se. Excellenz sei ein freier Bürger Nord-Amerika's aus der Stadt Philadelphia in Pennsylvanien, seiner Confession nach ein Quäker; er habe Chirurgie studirt, sei aber als junger Mann als Supercargo auf einem Schiffe nach Canton gegangen. Nach dieser Seereise habe er in Amerika ein unglückliches Liebesverhältniß gehabt, dies habe ihn bewogen, in's Militär zu treten. Als Soldat sei er mit der britischen Armee von Indien nach dem Burmesischen Reiche gegangen. Aber hier habe ihn die Lust angewandelt, sich selbst zum Herrscher von Affghanistan zu machen. Er habe wirklich einen Anfang gemacht, diesen Plan auszuführen, und zwar keinen unglücklichen; doch habe er der Uebermacht erliegen müssen. Rundjid Singh habe ihn gefangen genommen, aber wohl erkannt, daß ihm dieser Gefangene etwas werth werden könne. Er habe ihn mit einem monatlichen Gehalt von 3000 Rupis (300 Pf. Strl.) zum Gouverneur von Guzerat gemacht, freilich mit der Bedingung, daß, wenn er sich nicht gut halte, seine Nase auf dem Spiele stehe. — Wolff sah ihn mit der Nase und konnte also schließen, daß Se. Majestät mit der Führung seines Gouverneurs zufrieden sei.

Ehe wir nun unsern Wolff durch Hindustan begleiten, werden unsre Leser gewiß darüber Aufschluß begehren, welche Ueberzeugung er denn mitgenommen habe hinsichtlich der Bevölkerung jener Gegenden, die er bis dahin durchzog und deren Ursprung aufzusuchen, außer der Verkündigung des Evangeliums ein wesentlicher Zweck seiner Reise war. Wir können es kurz sagen, wie er es selbst thut. Er nahm nicht den geringsten Zweifel mit, daß die Juden in Khorassan, Bokhara, Samarkand, Balkh und Shahr-Sabz, so wie die Sprößlinge Tschingis-Khan's, die

Nogay-Tartaren und die sogenannten Naphthaliten Nachkömmlinge der zehn Stämme seien. Die Ueberlieferungen, die er vorfand, bestätigten vollkommen die Muthmaßungen, mit denen er jene Gegenden betrat.

Einundzwanzigstes Capitel.

Die Reise im Pendschab.

Vor etwa 190 Jahren lebten zwei Fakirs im Pendschab, Baba Nanak von der Priesterkaste und Goru Govende Singh. Der Erstere gab dem Lande ein Religionsbuch, durch welches er den Götzendienst beseitigte, indem er Lehrsätze des Kurans und der Shasters, der heiligen Schriften der Hindus, durch einander mischte. Die Verbrennung der Witwen und die heilige Ehrfurcht vor der Kuh behielt er bei. Goru Govende Singh fügte einen Militär-Codex hinzu, der allerlei Kriegsregeln feststellte und einen militärischen Ritterorden, ähnlich dem der Malteser, begründete. Dieser Orden war nämlich eben so gegen das Reich des Groß-Moguls gerichtet, wie der der Malteser gegen die muhammedanische Macht. Seine Ritter, die den Namen der Unsterblichen führten — Akalis — machten sich anheischig, ihr Leben im Dienste der Sikh's (Schüler) zuzubringen. Sikh's heißen nämlich Alle, die der Lehre von Baba Nanak und Goru Govende Singh zugethan sind.

Selbst diese sonst sehr trotzigen und vornehmen Akalis bewiesen Wolff große Aufmerksamkeit. Ueberhaupt, welch ein Gegensatz fand zwischen seinem jetzigen Leben und dem entbehrungsreichen der letzten Monate statt. Täglich empfing Wolff 25 Lstrl., Pferde mit silberreichen Sätteln, Cashmir-Shawls, Confect und Leinewand genug, um sich jeden Tag 20 Hemde anfertigen zu lassen.

Sein nächstes Ziel war Umritsur, die Residenz des Rundjid Singh, der ihn dorthin eingeladen hatte. Auf dem Wege dahin

traf er einen Yoghi, einen Hindu-Heiligen, der sich mit schweren Büßungen abplagte; sein Auge war ununterbrochen der Sonne zugewendet. Die ganze Begleitung Wolff's rief Ram! Ram! (Gott! Gott!) als sie ihn erblickte. Wolff ließ sich auf eine Unterredung mit ihm ein und erhielt, als er ihn nach seinem Alter fragte, folgende Antwort: „Ich war in Gott von Ewigkeit; jetzt bin ich nur in der zeitlichen Erscheinung; die, welche Gott lieben, sterben nie; sie legen ihre alten Gewänder ab und legen neue an.“ Zunächst gelangte Wolff nach Vuzir-Abad. Hier fand er einen ähnlichen Gouverneur wie in Guzerat. Es war ein Neapolitaner, General Avitabile, ein Mann, dem die italienische, die französische, die persische und die hindustanische Sprache in gleicher Weise zu Gebote standen. Er drückte sich gewöhnlich scherzhaft aus. So führte er Wolff in sein Schlafcabinet, um ihm seine Angeli custodi zu zeigen, und was sah man dort? Die Wände waren mit den Bildern von Tänzerinnen bedeckt. Ein ander Mal sollte Wolff seinen Eifer in Förderung der Civilisation sehen; und was zeigte er ihm? Sechs Galgen, an denen eine große Anzahl von Missethätern hing. Schon damals hatte er sich ein Vermögen von 50,000 Pf. Strl. erworben. Er lebte zwar höchst gemüthlich, aber er war ja doch einem Herrscher unterworfen, der, welch ein außerordentlicher Geist er auch immer war, im Grunde immer ein Barbar blieb, und der seine Aufträge an Avitabile nicht anders als durch einige mit Artillerie begleitete Regimenter sandte. Der Gouverneur wollte dem Regenten bedeuten, daß solche Ueberbringung nicht nöthig sei, und schrieb ihm deshalb einmal: „Um Ew. Majestät meine Ergebenheit recht zu erkennen zu geben, bin ich zur Annahme der Sikhs-Religion bereit.“ Avitabile belegte seine Gelder bei der Bank von England und als er hernach noch eine halbe Million Pfund Sterling ihnen beifügen konnte, die beim Regierungswechsel in seine Hände gekommen war, nahm er das eigene und das fremde Geld und baute sich bei Neapel eine Villa, in der er, verheirathet mit einer Nichte, sein Leben beschloß.

In Lahore, der Hauptstadt von Rundjid Singh, fand Wolff zwar den General Allard nicht vor, aber der Sohn desselben gewährte ihm die freundlichste Aufnahme. Er machte Besuche bei

den Armeniern und erließ auch eine öffentliche Proklamation an dieselben, welche die Nationen zu Christo sich zu wenden aufforderte. Darüber aber empfing er eine unwillige Zuschrift des Regenten, die ihm bedeutete, dergleichen nie wieder hören zu lassen. Diese machte ihm wenig Muth zu dem Besuche, den er vorhatte. Dennoch mußte er unternommen werden. Als er aber nach Umritsur kommen wollte, ging bei ihm die Mittheilung ein, dieser Tag sei von den Astrologen als ein für seinen Einzug ungünstigen bezeichnet. Aber General Allard entkräftete die Abmahnung dadurch, daß er die Gegenbotschaft sandte, sein Haus liege außerhalb Umritsur, und dort werde Wolff wohnen.

Am Tage nach der Einkehr bei Allard kamen Offiziere mit einem Elephanten, den der Gast besteigen sollte. Wolff hätte sich gar zu gern erst seines einen Fuß langen röthlichen Bartes entledigt, aber die Bemerkung des Generals, daß Rundjid Singh in schöne Bärter vernarrt sei, hielt ihn davon ab. Man führte den Elephanten erst durch die Stadt, endlich hielt man vor dem Palaste an. Die Trommeln wurden gerührt und der Ankömmling zu dem Herrscher gebracht, der in dem Schloßgarten auf einem hohen Stuhle sitzend von den Punditen, den Munshi (Secretairen) und dem Fakir, seinem Premier-Minister, umgeben war. Wolff wäre durch seine Kurzsichtigkeit bald in Versuchung gekommen, den kleinen 5 Fuß hohen Regenten zu fragen, ob er vielleicht einer von des großen Königs Knaben sei, aber, nachdem er näher getreten, ward er den langen Bart gewahr, der auf die Brust herabwallte. Obschon jedoch diese Frage verhindert wurde, war doch die erste, die Wolff that eine solche, die dem Rundjid Singh ein Lachen abnöthigte. Er fragte, ob alle hier Versammelten Muhammedaner seien, eine Frage, wie wenn man im englischen Hause der Lords fragen wollte, ob alle diese Peers Zigeuner seien. — „Der große König“ that nun nach seiner Meinung Alles, womit er Wolff nur ehren konnte. Es erschienen zuerst tanzende Mädchen. Aber Wolff erklärte, daß er als englischer Fakir hieran keinen Gefallen habe. Es wurde ihm dann ein ungarscher Wein, den man Haenigberger nannte, gereicht, der stärker war als Branntwein. Der König pflegte ihn den englischen Reisenden zu geben, um von den Berauschten allerlei

Neues, das sie sonst vielleicht verschwiegen hätten, zu erfahren. Wolff setzte, als er auf des Königs Gesundheit trank, nur eben das Glas an die Lippen. Dann wurden ihm allerlei Fragen vorgelegt. Die erste war, ob Wolff lehre, daß man sich vor nichts fürchten solle; die andere, ob er verkündige, daß man dem Geber aller Dinge vertrauen solle. Als Wolff beide bejaht hatte, fuhr der König fort: „Warum waret Ihr denn so furchtsam beim Uebergang über die Hängebrücke des Indus?" Wolff hatte bei jenem Uebergange geschrieen und merkte nun, daß auch die kleinsten Umstände dem Monarchen gemeldet waren. Er konnte nur sagen: „Hier haben Ew. Majestät mich gefangen; ich kann nur erwidern, daß ich sehr schwach bin und täglich Gott bitten muß, daß er seine Kraft in meiner Schwachheit möge offenbar werden lassen." „Gut," sagte Rundjid Singh, „ich sehe Eure Aufrichtigkeit; aber Ihr müßt mir nun noch andere Fragen beantworten. Ihr sagt, daß Ihr in Religions-Angelegenheiten reist; warum predigt Ihr denn nicht den Engländern in Hindustan, die gar keine Religion haben?" Als Wolff später diese Frage dem Lord Bentinck mittheilte, rief dieser aus: „Das ist leider die Meinung aller Eingebornen in ganz Indien." Jetzt kamen eigentlich religiöse Fragen daran. Wolff wurde aufgefordert, sie an die Punditen zu richten. Er wählte die, welche bei den Sikhs soviel ist als die unsrige: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" Die Sikhs sagen dafür: „Wie kommt man Gott nahe?" Der König faßte sie ironisch auf und antwortete: „Man kommt Gott nahe, wenn man mit dem brittischen Gouvernement ein Bündniß schließt, wie ich es neulich mit dem General-Gouverneur zu Rupar gethan habe." Wolff erwiderte: „Davon habe ich zu Bokhara gehört." Der König war darüber bestürzt, nahm sich zusammen und sagte: „Nun, wir kommen Gott nahe, wenn wir solche Allianz mit England aufrichten, welche den Zweck hat, die Russen aus Indien hinauszujagen." Wolff entgegnete lächelnd: „Solche Bündnisse mögen ganz gut sein, aber sie sind doch nicht der gerade Weg, auf dem man Gott nahe kommt." Der König schien ernster zu werden. „Der beste Weg ist," meinte er, „wenn man den Armen Geld giebt." „Ja," sagte Wolff, das ist ganz gewiß ein Act des Wohlwollens, und solche Werke sind von Jesu selbst empfohlen;

bei ihnen aber können unsre Herzen immer noch fern von Gott sein." — Als er dies gesagt hatte, that der König eine Aeußerung, von der man nur wünschen kann, daß sie möchte von Vielen gethan werden. „O!" sprach er, „für das Herz ist ein Heilmittel nöthig!" „Wohl gesprochen," fiel Wolff ein, „aber wollen Ew. Majestät mir nicht sagen, worin dies Heilmittel bestehe?" „Diese Weisheit," erwiderte der König, ist zu hoch für mich." Das gab Wolff Veranlassung, 1. Cor. 1, 20—24 dem Könige vorzulesen und auszulegen. Es wurde nun der Wunsch in ihm rege, ein Evangelienbuch zu besitzen, und Wolff befriedigte denselben, indem er sich das schön gebundene der Lady Bentinck kommen ließ, das er dann dem Könige zustellte. Wolff hatte wohl Ursache für die Freundlichkeit, die Rundjid Singh ihm wiederfahren ließ, dem zu danken, welcher der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche.

Wolff hatte in seinem Logis noch manche Unterredungen mit verschiedenen Sikhs. Einer fragte ihn, ob er auch die Festungen des Landes besehen wolle. Wolff antwortete ihm, dafür habe er kein Auge; sein einziges Geschäft sei, über Gott mit dem Volke zu reden. Da fuhr derselbe zu fragen fort: „Wie kommt man denn zu einer besseren Erkenntniß Gottes?" Wolff wies ihn auf den heiligen Geist hin, um den man bitten müsse. — Ein anwesender Moonshi übersetzte das 5. Capitel Matthäi, das Wolff persisch hersagte, in die Sprache der Sikhs. Da fragte Einer: „Wenn aber Jemand sich vornimmt, die Welt zu verlassen und sich Gott zu weihen, was fängt er mit Weib und Kindern an?" Wolff's Antwort war: „Das Christenthum ist eine Religion, die den Menschen mit und ohne Weib glücklich macht; es ist eine solche, die man mit und ohne Weib üben kann." Es fielen von Seiten der Sikhs auch einige Worte, die wohl verdienen, nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden. Der Eine meinte, „Strahlen gleich denen der Sonne, gehen hervor aus der Hand Jesu Christi." Ein Anderer sagte: „Gott ist wie der weite Ocean; wie manche Tropfen bilden zusammen die verschiedenen Ströme, doch füllen sie den Ocean nicht aus. Und wie manche Sandkörner sind von ihm auf's Land geworfen, und doch füllen auch sie den Ocean nicht aus. So ist Wishnu, den Ihr Jesus

nennt, ein Tropfen jenes weiten Oceans, welcher ist Gott. Von Anfang war für jede Nation eine Religion gebildet, die den verschiedenen Himmelsstrichen entsprach; und wer nur der Religion, in welcher er geboren ist, Glauben schenkt, der wird zu Gott kommen und nach Swarg, in's Paradies gelangen." — Wolff konnte es nicht unterlassen, einmal die Frage hinzuwerfen, warum die Kuh göttlich verehrt werde. Man erwiderte ihm aber, wenn er die Hindus sich nicht zu Todtfeinden machen wolle, möge er über die Kuh kein Wort fallen lassen.

Wolff mußte noch einmal zum Könige. Inzwischen aber war sein Bart unter dem Scheermesser gefallen. Der König, der es sofort bemerkte, rief aus: „Ho! Ho! Ho! Wo habt Ihr Euren Bart gelassen?" „Majestät, der ist wohl aufgehoben im Hause Eures Generals!" entgegnete er. Es folgte eine schreckliche Drohung. „Dem werde ich," sagte der König, „das erste Mal, da ich ihn sehe, die Nase abschneiden lassen!"

Nachdem Wolff Umritsir verlassen hatte, kam er mit dem Baba Beti Saheb Singh zusammen, den man den Papst der Sikhs nennen kann. Der Mann war hundert Jahr alt, ein Abkömmling Baba Nanaks. Er residirte zu Unawala auf dem Himalaya-Gebirge. Vor ihm muß selbst der große König sich beugen, der auch nicht leicht ohne seinen Segen etwas unternimmt. Man sagte, daß er damals schon ein Vermögen von 30,000 Pf. Strl. angesammelt habe. Der Mann war selbst die ganze Nacht hindurch mit Gebeten und Waschungen beschäftigt, trotz dieser äußeren Frömmigkeit aber ein elender Mensch; denn er war der Mörder seines eigenen Sohnes.

Wolff war nun, als er den Sutledge überschritten hatte, auf englischem Territorium; er war in Ludhiana, an der äußersten Spitze von Brittisch-Indien. Nach 18 Monaten brachte er hier zuerst wieder in einer englischen Familie eine Zeitlang zu, es war das Haus des Capitains Sir Claude Wade, des Residenten am Hofe von Lahore. Der freundliche Wirth theilte die fromme Rührung, mit welcher Wolff sein Haus betrat, da er ausrufen konnte: „Nun bin ich hier, der Herr hat kein Haar von meinem Haupte fallen lassen, und es ist doch Gottlob anders gekommen, als die Freunde zu Teheran fürchteten." Wolff predigte sogleich

den Hausgenossen und am 1. Juli 1832 auch den Einwohnern von Ludhiana. Unter diesen waren auch die Ex-Könige des Pendschabs, Shah Zemaun und Schuhjäh Almulk, von denen der erstere durch einen seiner Sclaven, der hernach dasselbe Loos hatte, des Lichtes beider Augen beraubt war.

Außer den Predigten gab Wolff auch Mittheilungen über seine Reiseerlebnisse und hielt Vorträge über mancherlei geistliche Gegenstände. Unter den letzteren war auch einer über Visionen. Nach der ganzen Erregbarkeit, in welcher wir ihn kennen gelernt haben, kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er auch über Erscheinungen, die er selber gehabt hatte, sprach. Es war namentlich eine aus dem Jahre 1830, die in die Zeit seines Aufenthaltes auf Malta fiel. Wolff erzählt, wie er damals das neue Jerusalem mit dem Herrn in seiner Mitte gesehen habe und den Herrn umgebend die gekrönten Apostel in weißen Gewändern, und wie Paulus sich zu ihm gewendet mit dem Worte: „Und nun sollst auch Du eine Krone haben, wenn auch nicht eine solche, wie ich sie trage." — Es mögen sich an diesen Hergang, besonders an die Mittheilung desselben bei den verschiedenen Lesern sehr verschiedenartige Betrachtungen anschließen. Wir wollten ihn nicht verschweigen, obschon er weder einen neuen Zug dem Charakterbilde Wolff's einfügt, noch einen andern, den wir sonst gefunden hätten, verwischt.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Reise nach Caschmir.

Georgiana, Wolff's Gattin, hatte in Indien Verwandte; dies waren Sir Jeremiah Bryant und seine Frau, die in Subathu lebten. Wolff folgte ihrer Einladung, um einige Tage in höchster Gemüthlichkeit bei ihnen zuzubringen. Der kräftige Kriegsmann, der einen seiner Arme in der Schlacht eingebüßt hatte, und die

anmuthige Lebensgefährtin desselben, die unserm Reisenden wie eine Fee vorkam, machten es ihm so traulich, daß er meinte, ihre Bekanntschaft sei unmöglich von gestern her; auch wollte es ihm bedünken, als ob die reizende Landschaft, die ihn umgab, ihm keine unbekannte sei. Da fielen Reden von der Seelenwanderung, die den englischen Freunden die Bemerkung abnöthigten, daß, wenn die Hindus sie hörten, sie diesem Missionar nicht unwillig Eingang verschaffen würden. Den Engländern aber war es schmeichelhaft, daß ihr Gast die Worte der Offenbarung (16, 12) von den Königen des Ostens auf die ostindische Compagnie deutete, eine Deutung, die damals zwar aus Wolff's Munde unvorbereitet kam, aber einige Jahre später allen Ernstes von einem englischen Schriftsteller vertreten ist.

Auf diesen Besuch folgte ein längerer bei Lord William Bentinck. Der Lord sah nach der Proclamation, die Wolff erlassen hatte, seiner Ankunft etwas besorgt entgegen; so hörte er denn anfänglich, als der Erwartete nun da war, mit Spannung auf jedes Wort. Wolff sprach sich über diese Aufmerksamkeit, die ihm nicht verborgen blieb, frei aus. „Ihr haltet mich für einen Mann, der den Mund etwas voll nimmt!" sagte er scherzend. Aber gerade diese Weise behagte dem Lord. Besonders eng aber wurde das Verhältniß zu der Lady Bentinck. Stundenlang saß Wolff oft bei ihr. Sie war nicht minder aufrichtig. „Es freut mich doch, daß die Leute nun überzeugt wurden, daß Ihr nicht verrückt seid," sagte sie; „aber ein Enthusiast seid Ihr doch!" fügte sie hinzu. „Ja," erwiderte er, „Lady Bentinck, das will ich auch sein, in dem Sinne, wie die persischen Sufis sagen, ich bin trunken von der Liebe Gottes. Es ist noch nichts vollbracht ohne Enthusiasmus. Hätte Columbus keinen gehabt, hätte er Amerika nicht entdeckt." „Recht so!" fiel der Lord, der gerade eintrat, in's Wort. Die Lady fügte hinzu: „Man meint aber, daß Ihr doch etwas ehrgeizig seid!" „Auch das!" antwortete Wolff, „mein größter Ehrgeiz ist, das Evangelium da zu predigen, wo es noch nicht verkündigt ist. Und das war auch des Paulus' Ehrgeiz." — „Bravo!" sagte der General-Gouverneur.

Wolff predigte in diesem Hause zu wiederholten Malen. Sein Text war fast immer das zwölfte Capitel der Offenbarung,

in welchem das Weib von ihm auf die jüdische Nation gedeutet ward. Die Weissagung — so lehrte er — ist noch nicht erfüllt; der große Kampf, der sich auch auf den Himmel erstreckt, steht noch bevor; er muß zwischen dem Drachen und Michael noch ausgekämpft werden. Der Erstere wird noch auf die Erde geworfen werden. Dann erst hat er keinen Zutritt im Himmel, wie er ihn jetzt noch hat nach dem Buche Hiob. Er ist im Himmel jetzt zwar kein dienstbarer Engel, aber ein Ankläger. Dann aber, wenn er durch die Völker gehen wird als der große Verführer, werden unter Israel herrliche Wunder geschehen, wie sie auch Micha (7, 15 ff.) angekündigt hat.

An den weltlichen Vergnügungen, die im Hause des General-Gouverneurs stattfanden, fand Wolff keine Freude; die ihnen bestimmte Zeit brachte Wolff mit dem Hauskaplan Fischer zu, der sich sehr innig an ihn angeschlossen hatte. Aber keine größere Freude hätte der Reisende haben können, als die, da Lady Bentinck ihm mittheilte, daß der Maha Rajah ihm die Erlaubniß nach Caschmir zu gehen, gegeben habe. Und wie ehrenvoll war zugleich der Inhalt dieses Urlaubs! Jeder Rajah auf dem ganzen Wege sollte ihm täglich 25 Pfund Sterling und 20 Gefäße voll eingemachter Früchte geben und bei seiner Ankunft sollte der Prinz-Gouverneur Shir Singh ihm 6 Shawls und 1000 Sicca-rupis (= 100 Pf. Strl.) auskehren. Mit diesen Geleitbriefen ausgerüstet, setzte Wolff seine Wanderung fort, Bryants aber ließen es sich nicht nehmen, die Letzten zu sein, denen er zum Abschiede die Hand drückte.

Lassen wir uns einige Bilder vorführen, welche die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich zogen. Da sitzen unter einem Baume einige jener Yoghis, deren Blick der Sonne unverwandt zugewendet, deren Leiber ganz mit Eierdotter beschmiert sind. Ram! Ram! ruft die ganze Reisegesellschaft (d. h. Gott! Gott!) Diese wunderlichen Leute haben, was zu ihrer Ehre gesagt werden muß, nichts von dem Dünkel, den man sonst bei derartigen Heiligen findet. Wolff fragt sie, was sie durch diese Lebensweise erreichen wollten. Die Antwort lautet: Ganz aufzugehen in die Gottheit! Dabei verkünden sie unserm Wanderer, seine Nation werde bald das ganze Land inne haben. Perwerdegar (der

Ernährer) werde es zulassen, weil keine Gerechtigkeit mehr auf Erden sei.

Aehnlich sind in der Nähe von Nadaun zwei Fakirs, muntere Männer, aber schmutzige Gesellen. Wolff reicht ihnen in ihre Felskluft einige Rupis als Almosen hinein. Sie meinen aber, dabei könnten sie nicht fett werden. „Das ist auch nicht nöthig," erwidert Wolff, „denn Corpulenz macht schläfrig. Besser ist's, wenn Ihr Euch genügen lasset; denn Jesus sagt: Unser täglich Brod gieb uns heute." Sie wollen aber von Wolff's Reden nichts hören und fangen an von ihrem Hanoman, dem großen Affengott, zu reden; und als sie ihr albernes Zeug vorgebracht, wollen sie wissen, ob das nicht weise und ansprechend sei. Wolff giebt ihnen zur Antwort: „Gerade so schön und weise wie der Affe, von dem Ihr redet."

Zwei andere Fakirs gewähren den scheußlichsten Anblick; ihre Angesichter sind ganz mit Koth beschmiert. Wolff fragt sie, warum sie sich so entstellten? Ihre Erwiderung lautet: „Um anzuzeigen, daß der Mensch aus Koth erschaffen ist." Da bemerkt Wolff, daß wenn der Mensch aus Koth erschaffen sei, sie sich nicht noch schmutziger zu machen bräuchten. Die Bemerkung findet ihren Beifall, sie speien in ihre Hände, waschen ihre Gesichter und wischen den Koth mit den Armen ab.

Hier und dort begegnen dem Reisenden einzelne Haufen namentlich von weinenden Weibern und Kindern. Sie klagen, daß die Tyrannei der Regenten sie vertreibe. Wolff hatte von dieser Tyrannei schon ein Pröbchen gehabt an jenem Rajah, der ihm seine Aufwartung machte; die höchste Wonne desselben war mit seinem Elephanten über kleine Kinder zu reiten und zu sehen, wie diese sich jämmerlich krümmten unter den Fußtritten des schwerfälligen Lastthieres. „Vormals," sagten die armen Weiber, „waren die Jungfrauen von Caschmir schön wie die Sonne und weiß wie Milch, aber die Tyrannei hat sie schwarz und schmutzig gemacht."

Wir wenden uns zu einem anziehenderen Bilde. Auf einer Anhöhe liest ein Brahmine einigen hundert Leuten aus einem Buche vor. Man sagt Wolff, es sei ein heiliges Buch. Und siehe, es ist das Evangelium Lucä, das die Baptisten-Missionare

von Serampur übersetzt haben. Wolff muß auslegen und dem Brahminen versprechen, daß er ihm Moseh und die Propheten, die in jener Schrift erwähnt wurden, schicken wolle.

Ein anderer Brahmine machte es den Engländern, da sie doch Herren von Hindustan seien, zum Vorwurf, daß sie Gott in so jämmerlichen Baracken anbeteten. Wolff konnte nichts anderes erwidern, als: „Es wird noch einmal anders werden!" Und Gottlob, es ist auch schon etwas anders geworden. Der Bischof von Calcutta, Daniel Wilson, machte mit der Erbauung einer prachtvollen Kathedrale den Anfang. Freilich hatte er es nicht leicht dabei; manche Directoren der Compagnie waren der Meinung, es sei nicht billig, daß man die Eingeborenen besteure, um zu seinen eigenen Gunsten Kirchen zu bauen. Wolff bemerkt, es könne nur dann unbillig gefunden werden, wenn man bedenke, daß die Engländer dagegen ihr Geld auf schöne Weine verwendeten, oder es für die Rückkehr in die Heimath zurücklegten.

In Rajaur brachte Wolff in der Unterredung mit einem Brahminen das Gespräch auf die Anbetung der Kuh. Der Brahmine sprach sich ähnlich aus, wie der Katholik, dem man die Anbetung der Maria und der Heiligen vorwirft. „Es fällt uns nicht ein," sagte er, „die Kuh anzubeten; wir verehren aber in ihr, die uns mit Milch versorgt, die Macht und Güte Gottes gegen die Menschenkinder."

Die letzte Strecke Weges, der nach Caschmir führt, geht durch das schaurige Gebirge Pirpanjaal, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Wolff's Begleiter riethen, die Schritte zu beschleunigen, damit sie nicht etwa unter einer Lawine begraben würden. Wolff folgte dem Rathe, und siehe, eben hatte die Gesellschaft das enge Thal verlassen, als man den Donner eines Schneesturzes vernahm, der die nachfolgenden Reisenden ereilte.

Wir sind jetzt in Caschmir. Die Stadt liegt an zwei Bergen; 7 Brücken verbinden die Häuserreihen, die an jedem Gebirge sich hinziehen. Unter diesen Brücken fließt der Djelun durch die Stadt. Die Berge führen den Namen Takht-Suliman (Thron Soliman's), der an die Sage vom Salomo erinnert, der auf einem Throne von Genien durch die Welt getragen ward, ein Kenner aller Menschen- und Thier-Sprachen.

Sobald Wolff sich eingerichtet hatte, begab er sich an den Hof des Shir Singh. In einem glänzenden, mit Ampeln und Teppichen geschmückten Saale empfing ihn der Fürst, der von den Großen von Kashgar, Kokan, Khotan, Ladack und Lassa, von Chinesen, persischen Moollahs, Punditen und Brahminen umgeben war. Das Erste war, daß der Fremdling sein Ehrengeschenk aus der Hand des Prinz-Gouverneurs entgegennahm, bestehend aus einem kostbaren Shawl und 50 Pfund Sterling. Wolff erkundigte sich sofort nach einem Manne, dessen kriegerische Gestalt seine Aufmerksamkeit auf sich zog, und erfuhr, derselbe sei ein Akali (ein Unsterblicher), einer von den militärischen Sikh-Fakirs. Wolff hatte an dieser Antwort genug; um nicht wieder in seine Börse greifen zu müssen, wandte er sich sofort von dem Manne weg. Hernach aber wurde er überzeugt, daß diesem Fakir keineswegs so am Gelde wie Anderen gelegen war. — Shir Singh, vor dem Wolff jetzt stand, hatte eine interessante Lebensgeschichte. Vor ihm hatte Rundjid Singh den Thron inne. Dieser hatte zwei Frauen, von denen eine den Korok Singh, den präsumtiven Thronerben, gebar. Die andere Frau aber verschaffte sich von einem Sikh-Weibe ein Kind, gab es für das ihrige aus und Rundjid Singh erkannte es an. Dieser untergeschobene Prinz war Shir Singh. Er kam zur Regierung, da sich herausstellte, daß Karak Singh ein Idiot sei. Shir Singh war, trotz seiner Neigung zum Trunk, ein intelligenter Mann und ein guter Soldat. Wolff hatte mit ihm interessante Unterhaltungen; aber für seinen Reisezweck trugen doch mehr die Mittheilungen aus, die ihm der Murschid machte. Dieser ist das geistliche Oberhaupt des ganzen Turkistan und aller Turkomanen von Khiva, Bokhara, Kokan und Yarkand. Er bestätigte die Aussagen, die in Bokhara unserm Reisenden gemacht waren, daß nämlich die Einwohner von Khiva Nachkommen der Hethiter, Heviter und Jebusiter seien, die Josua vertrieb. — Am Abend des Audienztages schickte Shir Singh Tänzerinnen in Wolff's Logis. Dieser wollte sie erst nicht annehmen, aber, da sie sich nicht abweisen ließen, mußte er sich ihren Tanz und Gesang gefallen lassen und wieder seine Börse ziehen.

Mannigfache Unterhaltungen über Visionen und über die

letzten Dinge fanden zwischen Wolff und den Muhammedanern und Buddhisten, die ihn besuchten, statt. Wenn die Letzteren von den Erwartungen jener nebelhaften Fortdauer sprachen, die dem Menschen ihrer Religion zufolge nach dem Tode bevorsteht, so ist nach Wolff's Ansicht zwischen diesen und jenem Schatten-Paradiese derjenigen Christen kein großer Unterschied, welche die Weissagungen der Schrift ganz spiritualistisch auffassen.

Durch Wolff's Fürsprache bei dem Fürsten gelang es späterhin vielen Shawl-Webern, die ihr Vaterland verlassen hatten, wieder zurückzukehren. Das war wohl das schönste Geschenk, das ihm zu Theil werden konnte.

Hinsichtlich der anderen Geschenke aber, die so oft schon im Laufe der Erzählung erwähnt sind, sind wir unsern Lesern eine Bemerkung schuldig. Wenn Jemand im Auftrage der ostindischen Compagnie und mit Empfehlungen von ihr versehen, reiste, so waren die Fürsten, deren Länder ein solcher Reisender passirte, verpflichtet, demselben Geschenke zu machen. Diese aber kamen der Compagnie zu. Bei unserm Wolff lag jedoch die Sache anders. Hatte er auch Empfehlungen Bentinck's, so reiste er doch nicht im Interesse der Compagnie; daher brauchte er, was er empfing, nicht abzuliefern. Er bestimmte also dieses Geld, um einerseits ein Darlehn von 200 Pfund Sterling, das er in England aufgenommen, und andrerseits den Vorschuß von Mr. Hookham Frere, der ihn bekanntlich zu der Reise nach Bokhara veranlaßte, abzutragen. Allein als er bereits 700 Pfund Sterling bei dem Hause Mackintosh in Calcutta belegt hatte, fallirte dieses Haus, und sein Geld war zum größten Theile verloren. Da machte erst ein Geschenk des Königs von Oude, bestehend aus 1000 Pfund Sterling, es möglich, jene Gläubiger, die ihn zwar nicht drückten, zu befriedigen, außerdem seiner Gattin 150 Pfund Sterling zu schicken — und mit 60 Pfund Sterling kehrte er später nach Malta zurück. — So haben wir unsre Leser auch einmal in die Casse des Reisenden blicken lassen; kehren wir nun zu seinem Tagebuche zurück.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Mirut. Delhi. Das Königreich Oude. Benares.

Zu Mirut fand Wolff eine gastliche Aufnahme bei Mr. Whiting, dem Capellan der dortigen Station. Der Gehülfe desselben aber, Mr. Proby, fand sich veranlaßt, eine Predigt gegen Wolff zu richten, in welcher er die Ansichten, welche Wolff so eben über das zukünftige Reich Christi ausgesprochen hatte, bekämpfte. Später hatte Wolff die Freude, seinen jetzigen Gegner in Winchester die bekämpfte Ansicht selbst vertreten zu hören.

Eine eigenthümliche Matrone von 92 Jahren zog in Mirut die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Es war die Prinzessin von Sardanha, ein vormals so grausames Weib, daß es eine seiner Sclavinnen lebendig verbrennen ließ. Jetzt aber hatte sie sich bekehrt und 50,000 Pfund Sterling sowohl an den Papst, als auch an den Erzbischof von Canterbury geschickt, damit dieselben für sie Gebete anstellen ließen. Wolff wurde von der Alten, die ein sehr würdevolles Ansehen hatte, huldreich empfangen; sie rauchte gemüthlich ihre Pfeife und lud ihn ein, mit ihren Freunden zu speisen. Sie selbst nämlich nahm an der gemeinschaftlichen Tafel keinen Antheil. An der Tafel erregte der Pater Julius Cäsar, ihr Beichtvater, ein alter Kapuziner-Mönch, Wolff's und Whiting's hohen Unwillen. Seine Witze standen nämlich in gar zu grellem Contrast mit seinem Amte und seinem ehrwürdigen Aussehen.

Es dauerte nicht lange, so stand Wolff vor dem Groß-Mogul in Delhi. Der Major James Fraser, jener Freund der Muhammedaner und Hindu's, dem die Liebe zu den Unterdrückten das einbrachte, daß ein Moslem ihn grausam ermordete — er war es, der Wolff einführte. Der Groß-Mogul begrüßte Wolff als den „Prinzen der christlichen Moollah's" und verordnete, daß seine Moollah's mit ihm disputiren sollten. Die Zeitungen des Landes berichteten hernach über diese Disputation, daß Wolff von dem Moollah Iszhaak glänzend besiegt sei.

Der Aufenthalt in Delhi war von kurzer Dauer. Bald nach demselben sehen wir auf dem Wege nach Agra den Palankin anhalten. Wolff ahnte nicht, daß der Mann, der ihn damals so einfach und so herzlich begrüßte, nach einer Reihe von Jahren mit einem unsterblichen Namen in die Bücher der Geschichte sollte eingetragen sein. Sir Henry Havelock, damaliger Capitän, und seine liebenswürdige Gattin, unterhielten sich Stunden lang über Wolff's Lieblingsthema von Israels Zukunft und der Wiederkunft des Herrn. Wolff war damals noch ein prophetischer Rechenmeister und 1847 war das Jahr, von dem er die mächtigen Ereignisse erwartete. Als er später als Greis seine Lebensgeschichte schrieb, war er ein Anderer geworden und sagte: Würde Jemand fragen, warum bestimmtest Du so die Zeit? so würde meine einfache Antwort sein: „Weil ich ein großer Esel war." Havelock's hätten den Reisenden gern noch länger bei sich behalten, aber er schied mit Franz Xavier's Worten: „Ich besteige nun mein hölzern Roß. Was sehe ich? Das Schiff nimmt seine Anker ein. Es ist keine Zeit zu verlieren, denn Christus muß gepredigt werden. Lebewohl!"

In Agra predigte Wolff zu wiederholten Malen. Das Gebet des Herrn war sein Text. Es erschien ihm wie der Flug des Adlers, der aufwärts dem Himmel zugeht, aber im Suchen nach Ruhe entweder dem Takelwerk des Schiffes oder der nahen Klippe sich zuwendet. Die ersten Bitten nehmen den Aufschwung zu den Gebeten und Lobgesängen der Engel, indeß die letzten aus der Erinnerung daran, daß die Seele noch in den sterblichen Leib gebannt ist, hervorgehen. Dieser Gegensatz wurde ihm nahe gelegt bei den Grabmälern der Königin Taaj-Mahaul, zu welchen der Wanderer immer wieder zurückzukehren sich gedrungen fühlt, um die Empfindungen des Erhabenen und die Erinnerungen an die Vergänglichkeit abwechselnd erneut zu sehen.

Wolff's nächstes Reiseziel war nun das Königreich Oude. Auf dem Wege dorthin predigte er zu Caunpor für den abwesenden Capellan White und deutete den Muhammedanern die Stelle Jes. 21, 13—15 auf die Hedschrah. Lucknow war der erste Platz von Oude, wo er rastete. General Low und seine Gattin empfingen als Gastgeschenk von ihm eine englische Ueber-

setzung von Arndt's Wahrem Christenthum, das Mrs. Low vor anderen Büchern hochschätzte. General Low stand dem Könige von Oude sehr nahe. Das Erste, was der König that, als er befohlenermaßen seinen Gast zu ihm führte, war, daß er den General umarmte. Dasselbe that er dann auch bei Wolff. Er, der die Krone des Reichs auf seinem Haupte trug, führte nun die ganze Gesellschaft, zu der auch Jeremiah Bryant und seine Gattin, so wie mehrere französische Offiziere gehörten, in den Saal des Palastes, wo die festlich gekleideten Moollah's sich befanden, die sich sofort von ihren Sitzen erhoben. Als der König sich auf seinem Throne niedergelassen und Low zur Rechten desselben Platz genommen hatte, wollte Wolff von seinen Reisen erzählen, aber die Moollah's unterbrachen ihn; sie sagten, dies sei nicht der Zweck der Audienz; sie wollten vielmehr mit ihm disputiren. Wolff, dem dies ganz recht war, hatte die Freude, von allen Seiten Beifall zu ernten und vom Könige jenes Ehrengeschenk von 1000 Pfund Sterling zu empfangen, dessen vorhin schon gedacht ist.

In Caunpor, wohin Wolff von Lucknow zurückkehrte, sollte er die Freude haben, nach langer Zeit wieder einmal einen alten deutschen Landsmann zu treffen. Er fand bei demselben noch einen andern Deutschen jüngeren Alters, der die phantastische Idee hatte, nach China zu gehen, um dort das Evangelium zu predigen, obschon er noch nichts von der chinesischen Sprache verstand. Er stützte sich darauf, daß es den Jüngern des Herrn zur Stunde solle gegeben werden, was sie zu reden hätten. Wolff erzählte ihm von einem Gleichgesinnten, der nach Bagdad gegangen sei und den Staub von seinen Füßen geschüttelt habe, als man das Evangelium nicht annahm, weil man den Prediger nicht verstand. Er habe dies aber nirgends anders gefunden, und so meinte Wolff, müsse es ihm auch gehen.

Auf der Weiterreise übernachtete der Reisende bei einem Manne Namens Rivaz, der die Nicht=Existenz der Materie zum Lieblingsthema seiner Unterhaltungen gemacht hatte. Wolff war der Meinung, daß sich diese Ansicht nicht praktischer widerlegen lasse, als jener Schüler Hoffbauers es that, dem er einmal die Bitte vortrug: „Pater Martin, beweise mir, daß ich existire.“

Derselbe faßte nämlich ihn bei den Haaren und fragte, indeß er ihn tüchtig an denselben riß: „Existirst Du oder nicht?" Wolff schrie auf: „Ja, ja, ich existire; ich brauche weiter keinen Beweis mehr!"

In Benares wohnte Wolff in dem Hause des General White. Bei seinem Verkehr mit den Missionaren der kirchlichen Missions-Gesellschaft wurde ihm die Weisheit gerühmt, mit welcher der Befehlshaber von Allahabad, Mr. Colvin, eine schreckliche Unsitte, die an jenem Wallfahrtsorte sich befand, beseitigt habe. Ein Hindu-Heiliger hatte dort im Ganges selbst seinem Leben ein Ende gemacht, um der Gottheit näher zu kommen; Andere waren seinem Vorbilde gefolgt, und so wurden tausende und aber tausende von Hindus angelockt, diese Selbstaufopferungen zu sehen. Eben diese Neugier und Bewunderung wurde nun immer Mehreren zum Reize, sich selbst zu opfern. Da erließ Colvin die Verordnung, daß er zwar jenen Selbstaufopferungen nicht in den Weg treten wolle, daß aber, wer zu ihnen bereit sei, ihm seinen Namen vorher einsenden solle und die Behörden es verhindern sollten, daß Zuschauer ihn in seinem Werke störeten. Diese Verordnung hatte die Wirkung, daß, da jenes Selbstopfer jetzt kein öffentliches Schauspiel mehr war, man allmählig gänzlich von ihm abstand.

Wolff besuchte die Schulen, die für Muhammedanische und Hindu-Mädchen von Schmid, Leupold und Knorp angelegt waren, und so auch die Akademie oder das Sanskrit-Colleg. Das letztere war von der Regierung auf Anrathen von Mr. Duncan vor 70 Jahren eingerichtet. Es wurde daselbst unterrichtet in der Grammatik, Poetik, Rhetorik, in der Vedanhu oder der Lehre von der Gottheit, in der Minansa oder dem Ritual der Vedas, in der Sankhya, einem System der Philosophie, in den Puranus, den epischen Dichtungen der Mahabharatu und Ramajanu. Dazu kamen Vorträge über Arithmetik, Mathematik und Astronomie, sowie über die Shasters, das Gesetzbuch der Hindus.

Was Wolff in Benares sah und hörte, ist von geringer Erheblichkeit. Als er über Ghuzepur nach Buxar gelangt war, konnte er es sich nicht versagen, dem König von Oude noch einmal seinen Dank brieflich abzustatten. Er wußte keine bessere Art der

Danksagung, als eine Hinweisung auf das Evangelium, wie er sie im Folgenden gab:

„Hochmächtiger Jehaan Penah,

Ew. Majestät hat mich mit edler Freigiebigkeit beschämt. Die Dankbarkeit treibt mich, Ew. Majestät solche Wahrheiten zu bringen, die den König und seine Unterthanen beide im Himmel und auf Erden glücklich machen. Mein innigster Wunsch ist, daß Ew. Majestät und Ew. ganzer Hof sich in die Wahrheit des Evangelii Christi mit Gebet und Herzenshingabe vertiefen mögen. Dann werden Ew. Majestät sich überzeugen, daß Jesus Christus der Sohn Gottes war, geboren von der Jungfrau Maria durch die Kraft des heiligen Geistes, und daß die Fülle der Gottheit leibhaftig in Ihm, und daß er gestorben für unsere Sünden und wieder auferstanden und gen Himmel gefahren, von dannen er wiederkommen wird in den Wolken des Himmels. In dem Glauben an diese köstliche Lehre werden Ew. Majestät Liebe, Frieden und Freude finden und der geistliche und zeitliche Vater Ihrer Unterthanen werden, und dereinst werden Ew. Majestät leuchten gleich den Sternen und gleich der Klarheit des Firmamentes immer und ewiglich.

Ew. Majestät ganz ergebener und gehorsamer Knecht
Joseph Wolff, Missionar.“

Vierundzwanzigstes Capitel.

Calcutta. Masulipatam. Die Thugs.

Buxar, Dinapore, Patna, Gyah, ein bedeutender Hindu-Wallfahrtsort, Bankurah, Burdwan und Tschapur waren die Oerter, wo Wolff verweilte und predigte, ehe er nach Calcutta kam. Der Bischof Daniel Wilson hatte ihm schon nach dem

letzteren Orte einige freundschaftliche Zeilen entgegengeschickt, die ihn veranlassen wollten, seine Wohnung im bischöflichen Palaste aufzuschlagen. Aber Lord Bentinck erhielt den Vorzug. Wolff meint, daß derselbe unbedenklich der größte General-Gouverneur Indiens zu nennen sei. Er weiß nicht genug die Treue und Zuverlässigkeit seiner Lippen, über die niemals ein Eid kam, seine Festigkeit, die sich z. B. in der Abschaffung der Sutti's kund gab, seine Freigiebigkeit und Leutseligkeit zu rühmen. Wolff fand bei ihm in dem Grafen Craigie und seiner Frau Verwandte seiner Gattin vor, die nicht wenig dazu beitrugen, ihm den Aufenthalt in Calcutta anziehend zu machen. Die Gräfin war eine liebenswürdige, kluge und für Verbreitung des Evangeliums sehr thätige Frau, die fast immer von einem Haufen Hindus umgeben war.

Die Stadt-Halle Calcuttas wurde Wolff's hauptsächlichstes Arbeitsfeld. Vor großen Versammlungen, denen auch der Bischof und Lady Bentinck beiwohnten, predigte er, und die Zeitungen hatten von diesen Predigten vollauf zu berichten. Daneben hielt er Privat-Versammlungen, besuchte das Juden-Quartier und knüpfte mit den Armeniern Verbindungen an. Bei den Missionaren, die nicht der Kirche von England angehörten, bemerkte er, daß sie für den Episkopat, für die Liturgieen und Homilien der Kirche sich geneigter zeigten, auch weniger bitter gegen die römische Kirche gestimmt waren. Das gefiel unserm Wolff nicht wenig, und es war ihm ein besonderes Vergnügen, zu erfahren, daß der Missionar Morrison in China das Common-Prayer-Book und die Homilien in die dortige Landessprache übersetzt hatte.

Auch Calcutta fesselte den Reisenden nur einige Wochen; dann finden wir ihn schon wieder am Bord des „Fifeshire", um Masulipatam zu erreichen. Hier ist in ganz Indien wohl der Platz der größten Hitze. Sie übte damals — es war gerade im Mai — auf viele Menschen tödtliche Wirkungen aus. Apoplectische Zufälle und Cholera rafften namentlich viele vom Militair hinweg. Auf Wolff hatte sie nur den Einfluß, daß er sich fortwährend im Zustande der größten Abspannung befand und nicht selten in dem Hause seines gastlichen Casamajor unter dem Tische schlafend wie ein Trunkener gefunden wurde. Dennoch ließ er

sich nicht abhalten, einige Male zu predigen. Wie groß die Wirkung der Hitze gewesen, mag man daraus abnehmen, daß der Reisende, als er von Masulipatam nach Hyderabad gelangt war, er bei seiner Ankunft im Hause des Grafen Stewart zwanzig Flaschen Gingerbier nöthig hatte, um seinen Durst zu stillen.

Wohl hat der Wanderer an jener Hitze einen Feind, der ihm sein Fortkommen sauer und gefährlich macht, aber wir haben noch von einem anderen zu berichten. Ueber diesen hat Wolff uns mit großer Ausführlichkeit unterrichtet. Es giebt dort einen Völkerstamm, dessen Beruf und Geschicklichkeit in nichts Anderem als im Morden besteht und der diesen seinen Beruf nur an Wanderern ausführt. Dies sind die Thugs. In Ermangelung von Erlebnissen, die unseren Lesern von besonderem Interesse sein könnten, lassen wir sie einen Blick in diese Banden thun, deren Verhältnisse unser Wolff zum Gegenstande seines Studiums machte, als er des Grafen Stewarts Gastfreundschaft in Hyderabad genoß.

Die Thugs, auch Phansigur und Kurk Bund genannt, bilden Haufen von Hundert und darüber, die es sich zur Aufgabe machen, Wanderern nachzustellen, sie hinzumorden und zu berauben. Sie tödten ihre Opfer auf dem Wege der Erdrosselung. Die mächtigsten unter ihnen heißen Buttoat, diese sind es in dem Haufen, welche die zum Erdrosseln nöthige Schnur führen. Sie besitzen eine besondere Kunstfertigkeit in ihrem Geschäft. Das erlesene Opfer muß gefallen sein, ehe es einen Laut hat von sich geben können. Die Auskundschaftung der Leute, deren Ermordung von Gewinn ist, besorgen die Tillace. Sie haben, wenn die Haufen der dem Tode Bestimmten etwa den Thugs überlegen wären, für Theilung derselben zu sorgen, was sie zu Zeiten dadurch veranstalten, daß sie Trunkenheit hervorrufen. Sie haben sie dann an den Ort zu locken, wo sich bereits die Suggais (Todtengräber) vorfinden, welche für die zu Erwürgenden das Grab schon fertig haben, ehe noch der Mord vollzogen ist. Wer etwa Zeuge des Mordes sein könnte, hat gleicherweise sein Leben verwirkt, nur kleine Kinder werden verschont; wenn es anders als eine Schonung angesehen werden kann, daß nun einer der Thugs

sie annimmt und für den Lebensberuf der Horde erzieht. Wahrzeichen üben einen großen Einfluß auf das grausige Handwerk aus, das auch seine eigne Göttin besitzt in der Bhowani. Diese Göttin ist den Thugs gemeinsam, sie mögen sonst Hindus oder Muhammedaner sein. Vor einer Expedition halten die Jemadars, ihre Priester, eine Pujah, eine religiöse Ceremonie, wobei der Nishan, eine geweihte Hellebarde, eine große Rolle spielt. Nach dem Zuge findet die Theilung der Beute statt, bei welcher die Erdrosseler, die Spione und die Todtengräber außer dem personellen Theil auch noch einen besonderen Ehrentheil empfangen. Die einzelnen Banden haben unter sich Zeichen verabredet, an denen jede den Weg, den die andere genommen hat, erkennen kann; außerdem haben sie unter sich eine nur ihnen verständliche Sprache. Sie morden, um zu rauben; Diebstähle aber, die Mausereien sind oder durch Einbruch verübt werden, halten sie unter ihrer Würde. Der Raub, den sie gewinnen, erlangt erst durch den Mord einen Werth für sie. Die Thugs sind im Allgemeinen mannhaft, klug und nicht ohne geistige Anlagen. Das schwache Verhalten der einheimischen Regierungen trägt die Schuld, daß sie ungestört ihr Werk treiben und jährlich Hunderte ihnen zum Opfer fallen.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Erlebnisse in Ramahpatam und Cotschin.

Die Reise von Hyderabad nach Madras wurde der großen Hitze wegen meist bei Nacht gemacht. Schon die zweite Nacht aber brachte einen ungünstigen Zwischenfall. Es brachen heftige Regenströme los, und die Palankin-Träger mußten es verlaufen. Da saß nun Wolff ganz verlassen auf dem Wege. Bis auf die Haut wurde er naß, da die Fugen des Palankins dem eindringenden Gewässer nicht den Zugang verhindern konnten.

Dies nächtliche Abenteuer war wohl mit eine Ursache, daß unser Reisender bei seiner Ankunft in Ramahpatam (30. Juni 1833) von der Cholera auf's Heftigste ergriffen wurde. Sein Krankenlager war in dem Hause des Collectors Mr. Bruce, der aber selbst abwesend war. Der Befallene, der keinen Engländer, keinen Europäer in seiner Nähe hatte, vermochte nur eben so viel, daß er folgende Zeilen an Bruce auf's Papier warf: „Ich bin von der Cholera befallen; benachrichtige meine Gattin auf Malta von meinem Tode und sende ihr meine Tagebücher. J. Wolff." Als er so unter beständigem Erbrechen, doch im schönsten Seelenfrieden da lag, trat eine Halb-Indianerin, die Wittwe eines Sergeanten von Vellore, Namens Gillespie ein. Sie hatte erst kürzlich an der Cholera ihren Mann verloren und wollte nun nach Onore zu ihrer Tochter. Da sie vernommen hatte, daß hier ein Cholera-Kranker im Hause sei, hatte sie den Entschluß gefaßt, ihn zu pflegen. Vergütung an Geld lehnte sie ab. Das Erste, was sie that, war, daß sie Wolff eine Flasche Branntwein und zweihundert Tropfen Laudanum gab, um das Erbrechen zu stillen. Dann wurde von Nellore her der Arzt herbeigerufen. Dr. Cooper bat die Pflegerin, die sich entfernen wollte, noch ein halb Stündchen zu verweilen, da das Ende wohl nicht ferne sei. Er war aber ein Arzt, der auch die Heilmittel des Himmels gebrauchte. Er betete mit seinem Kranken und rieth ihm dann, seinen letzten Willen aufsetzen zu lassen. Vorher aber gab er ihm noch warmes Salzwasser und zweimal 40 Tropfen Calomel. Als nun eine zweistündige Pause im Erbrechen eintrat, machte er dem Kranken noch einen Vorschlag. Er fragte, ob er ein Mittel, das die Eingeborenen anzuwenden pflegten, versuchen wolle. Auf Wolff's bejahende Antwort, setzte er ihm zu drei Malen ein heißes Eisen auf die Magengegend — und siehe da, die Cholera hielt, Gottlob, inne und der Erschöpfte verfiel in einen festen Schlaf. — Wolff erwachte im Palankin, denn während seines Schlafes verzehrte eine Feuersbrunst das Haus, in dem sich der Kranke befand; und man konnte ihn nicht anders als so vor dem Flammentode bewahren. Den Bericht über seine Krankheitserlebnisse erhielt Wolff erst zwölf Jahre später in London. Da trat nämlich ein Mann in sein Zimmer — und wer war es? Dr. Cooper, sein Arzt aus Ramahpatam.

Der treue Lebensretter hatte schon nach wenigen Wochen wieder Gelegenheit, an seinem Krankenbette zu stehen. Der Cholera folgte nämlich ein Gallenfieber, während Wolff in Bruce's Hause zu Nellore war, und diesem ein heftiger Krampf, der ihn nöthigte, die Aufnahme in das Zelt des Mr. Prendergast sich gefallen zu lassen. Mit Gottes gnädiger Hülfe wurden auch diese Anfälle überwunden, und die Reise konnte nach Madras fortgesetzt werden.

In Madras und unweit der Stadt, auf der Station des St. Thomas Berges, der mit seinem Namen an das der Sage nach hier erlittene Martyrthum des Apostels erinnert, in Pondicherry, Cuddalore und Trichinopoly predigte Wolff das Evangelium. Da traf ihn zu Mellore auf dem Wege nach Madura eine Einladung des Missionars Rhenius. Wolff erklärt diesen Missionar für den bedeutendsten, der ihm je bekannt wurde; diese Meinung, die er schon zuvor hatte, wurde durch den mehrwöchentlichen Aufenthalt bei ihm zu Palamcottah bestätigt. Vor und nach Tische, sowie während des Essens war Rhenius von Hindus, Halb-Indianern und Engländern umlagert, die ihn als ihren geistlichen Vater betrachteten und seinen Rath in Anspruch nahmen. Er machte es nicht wie die Missionare in Abyssinien, die einen bösen Unterschied zwischen Armen und Reichen machten. Zu ihm hatte Jeder Zutritt. Rhenius hatte damals 111 Schulen eingerichtet, in denen 2553 Knaben und 146 Mädchen Unterricht im Christenthum empfingen. Er hatte selbst ein Seminar angelegt, in welchem 40 Eingeborne in der Theologie und anderen Wissenschaften unterwiesen wurden. Man hätte denken sollen, daß seine Gesellschaft ihn hätte besonders hoch halten müssen. Aber sie zog sich sogar von ihm zurück. Die kirchliche Missions-Gesellschaft hatte ihn nämlich in ihren Dienst genommen, obgleich er nicht der Kirche von England, sondern der lutherischen Kirche angehörte. Nachdem er nun sein Amt schon manches Jahr nach lutherischem Ritus verwaltet hatte, machte der Bischof Heber ihm die Anzeige, er werde kommen, seine Täuflinge zu confirmiren. Rhenius erwiderte, er habe kein Hehl daraus gemacht, daß er Lutheraner sei und habe als Solcher bisher sein Amt verwaltet, es bedürfe also keiner Confirmation. Der Bischof zog deshalb klüglich zurück. Aber Rhenius begnügte sich nicht mit jener

Erklärung, sondern veröffentlichte eine Flugschrift, in welcher er die Kirche von England als eine antichristliche darstellte. Da konnte natürlich das Dienstverhältniß nicht länger bestehen bleiben. Wolff theilte zwar durchaus nicht Rhenius' Ansicht über die englische Kirche, aber, was die erste Veranlassung zum Bruche war, das Ansinnen des Bischofs fand dennoch seine Billigung nicht. Man mußte ihn, da man ihn als lutherischen Missionar angenommen hatte, in seiner lutherischen Praxis nicht stören. Ohne diese Störung aber wäre es niemals zu jenen Aeußerungen gekommen, die Rhenius nicht ohne Leidenschaftlichkeit that.

Zu Kotiam traf Wolff mit syrischen Christen und Mar Dionysius, dem Metropoliten derselben, zusammen. Diese Syrer haben auf der Küste Malabar an 70 Kirchen und zählen etwa 50,000 Seelen. Sie halten Ephrem Syrus und Jacob von Nisibis noch immer in hohen Ehren; außerdem ist ihr gesetzlicher Standpunkt bemerkenswerth, denn sie enthalten sich noch des Schweinefleisches und jeder durch das Cerimonialgesetz verbotenen Speise. Sie machen übrigens einen milden, freundlichen Eindruck.

Am 4. October 1833 kam Wolff von Kotiam nach Cotschin. Hier waren es wieder die Juden, an die er sich zunächst wandte. Man unterscheidet hier weiße und schwarze Juden. Die ersteren sind Einwanderer, sie führen ihre Einwanderung auf die Zerstörung Jerusalems durch Titus zurück. Sie bilden die Noblesse und zehren von den Reichthümern ihrer Vorfahren, so wie von dem Tribute der schwarzen Juden. Ihre Sittlichkeit steht auf einer sehr niedrigen Stufe; dennoch wurden sie oft für Ehrenämter, namentlich auch für Gesandtschaften von den Holländern in Anspruch genommen. Die schwarzen Juden dagegen sind Proselyten aus den Hindus und dem Islam. Eben diese Abkunft drückt sie schon in den Augen ihrer weißen Glaubensgenossen herunter. Sie halten aber auch selbst nicht hoch von sich, sie machen sich selbst den weißen Juden tributpflichtig, um von denselben — da sie keine eigenen Priester und Leviten haben — die Beschneidung für ihre Kinder zu erlangen. Kein schwarzer Jude wagt es, in der Gegenwart eines weißen sich zu setzen; ebenso findet auch zwischen beiden niemals eine eheliche Ver-

bindung statt. Was aber Geschicklichkeit und Fleiß anlangt, so stehen die schwarzen Juden bei Weitem höher als die weißen und sind ihnen deshalb auch an Reichthum überlegen.

Beide Arten von Juden wohnen zu Cotschin in der Judenstadt, dem Yudah Ward. Wolff fand sie dort in größter Trunkenheit; denn sie feierten gerade ihr Laubhüttenfest. Einige wenige, die nüchtern waren, schenkten seiner Predigt Gehör. Es arbeitete damals unter ihnen der Missionar Ridsdale, mit dem Wolff sich in Verbindung setzte.

Auch Katholiken fand Wolff in Cotschin; sie waren theils eingeborne Convertiten, theils Nachkommen Derer, die vormals durch Franz Xavier bekehrt waren. Ihr Erzbischof von Verapula, unweit Cotschin, war ein Mitglied der Propaganda. Wolff besuchte ihn. Um aber ein Wort, das er dem Erzbischof sagte, zu verstehen, müssen wir unsern Lesern Folgendes bemerken. In der Propaganda wurde ein Buch gelesen, das ursprünglich deutsch von einem Pater März geschrieben war. Der Titel lautete ungefähr: „Wie man Protestanten bei ihren Beweisführungen zu widerlegen hat.“ Das Buch gab dem Katholiken den Rath, ja die protestantischen Einwürfe von vorn herein leicht zu nehmen; wenn es sich aber träfe, daß der Ketzer ein gewichtiges Argument vorbrächte, so solle der Katholik anfangen zu lachen, seine Arme kreuzen, ihm in's Auge sehen und sagen: „Herr, sehen Sie mich an! Wie können Sie, ohne zu erröthen, einen so einfältigen Grund anführen!“ Pater März behauptet, das werde den Protestanten aus der Fassung bringen, und dann müsse man ihn mit Beredtsamkeit überwinden. Dies Verfahren hatte 1822 Père Renard auf dem Libanon gegen Wolff angewendet, und jetzt schlug auch der Erzbischof von Verapula es ein. Aber Wolff ließ sich nicht irre machen, und, während er ihn mit seinen Blicken fixirte, bedeutete er ihm: „Mein Herr, ich bin in der Propaganda gewesen und habe den Pater März auch studirt!“

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Goa. Bombay. Die Heimkehr nach Malta.

Wir finden Wolff auf's Neue in katholischen Umgebungen. Nach einem kurzen Aufenthalte nämlich in Calicut und Connanore betrat er in Combaconum das Gebiet des portugiesischen Goa. Es war ihm eine eigenthümliche Freude, als er hier das Kreuz an den Heerstraßen und statt der Götzen von Hindustan christliche Kirchen sah und die Glocken von ihren Thürmen den Ruhm des Heilands verkündigten. Er segnete den Mann, der nicht mit dem Schwerte, nicht durch Auto-da-fe's dem Herrn dies Gebiet erobert hatte, sondern durch die Gewalt seiner Predigt. Aber doch darf nicht vergessen werden, daß mit Franz Xavier auch zugleich die Inquisition nach Goa kam. Jetzt war dieselbe abgeschafft, und mit dieser Botschaft kam man in dem Augustinerkloster unserm Wolff gleich entgegen. Der Provinzial, jüdischer Abkunft, von der Familie Picciotto, der Wolff sehr freundlich aufnahm, sagte: „Ich hoffe, Senhor Wolff, daß Sie eine günstigere Darstellung von uns geben, als Claudius Buchanan gethan hat, obschon er die Wahrheit redete; denn wir haben keine Inquisition mehr!“ Die Augustiner zu Goa bewiesen ihrem Gaste eine hohe Theilnahme; sie führten ihn in ihr Seminar, zeigten ihm ihre Bibliothek und unterhielten sich bis in die Nacht hinein über die verschiedensten Lehren des Evangeliums. — Die Geistlichkeit von Goa besteht aus echten Portugiesen und Solchen, die von portugiesischen Eltern in Indien geboren sind; der Erzbischof muß immer den Ersteren angehören. Was den Ort anlangt, so ist Alt-Goa zerstört; die gegenwärtige Stadt aber, Neu-Goa, ist von dem Vice-König Alphons Albukerki, in der Zeit Johanns X. von Portugal, erbaut. Der Vice-König Dom Manoel de Portugal Castro, ein Neffe Dom Pedro's, zog Wolff zur Tafel. Wolff nahm sich die Freiheit, ihm die Bibelübersetzung des Pater Almeida zu überreichen. Mit dieser aber fand er keine Gnade bei dem Vice-König, doch bezog sich das Mißfallen

auf nichts Anderes, als auf die Ungenauigkeit, mit welcher Pater Almeida den Urtext in's Portugiesische übertrug.

In Punah, wo Wolff am 21. November eintraf, beschäftigte er sich viel mit den Bne Israel (Kindern Israel). Diese sind von den übrigen Juden Europa's und Hindustans verschieden. Ihre Vorfahren sind über Arabien nach Hindustan gekommen. Sie haben das Gesetz vergessen und nur noch einige hebräische Gebete, die sie von den andern Juden sich aneigneten, finden sich bei ihnen. Die Erneuerung des Hebräischen unter ihnen verdanken sie der Theilnahme, welche die schottischen Missionare Stevenson und Wilson ihnen zuwandten. Ihr sittlicher Charakter macht sie Allen werth; um seinetwillen sind sie auch in der Armee wohlgelitten. Vom Götzendienste sind sie jedoch nicht frei; man findet in ihren Häusern hölzerne und steinerne Idole. Daß einzelne unter ihnen von den anderen Juden auch mit den Einwürfen gegen das Evangelium bekannt geworden waren, davon mag ein Zeugniß sein, was einmal einer dieser Bne Israel unserm Wolff entgegenhielt. Er sagte: „Ihr nennt Jesus den Sohn David's, weil er der Sohn der Maria ist, die vom Hause David's war; aber Ihr solltet doch wissen, daß in der Genealogie nur Männer und niemals Frauen einen Platz haben.“ Wolff verwies ihn auf 1. Chron. 2, 16. 17, wo Joab zur Familie David's gezählt wird, weil Zerujah, seine Mutter, vom Hause David's war; und aus V. 34 und 35 desselben Capitels könne man sehen, wie zuweilen der Vater gar nicht in Betracht komme.

Auch in Bombay, wohin sich Wolff von Punah wandte, waren Bne Israel; aber hier drohte man ihm den Zutritt zu versperren. Ihr Oberster, Daud Captân, hielt nämlich Wolff für einen Zauberer, der mit magischen Mitteln die Juden zu Christen mache. Er gab also den Befehl, Keiner solle sich mit Wolff einlassen. Dieser hielt es nun für das Gerathenste, gerade mit diesem Chef der Juden sich zuerst zu befassen, obgleich die Missionare, mit denen er redete, meinten, er möge es auf ein zufälliges Zusammentreffen mit Diesem und Jenem auf der Straße ankommen lassen. Wolff fand ihn vor seiner Hausthür. Sobald er seinen Wunsch, in die Synagoge gelassen zu werden,

ausgesprochen hatte, erklärte ihm Daud Captân, das könne nicht angehen, da er ein Zauberer sei. Wolff erwiderte: „Seid kein Narr, Daud Captân, zeigt mir Eure Synagoge!“ Dieser aber schlug's noch einmal ab. Da starrte Wolff ihn an, murmelte mit den Lippen, und indem er ernsten Blickes auf ihn zeigte, sprach er: „Ihr seid sehr wohlgenährt!“ Captân Daud fing an zu zittern, denn er fürchtete das sogenannte Verschieren, wie unsre Bauern es thun. „Laßt mich doch so dick sein, wie ich will!“ sagte er ängstlich. Wolff aber wiederholte gravitätisch seine Worte: „Ihr seid sehr dick!“ Indem der arme Daud nun dem vermeintlichen Hexenmeister gegenüber für seinen Schmerbauch in Angst war, forderte Wolff, daß er ihm die Synagoge zeige und ihn mit seinem Volk zusammenbringe. Da gab es denn ein: Ach ja, Herr Amtmann, ja! — wie in Gellert's Erzählung.

In Bombay erhielt Wolff auch Gelegenheit, mit muhammedanischen Moollah's zu disputiren. Er ließ sich in seiner Zutraulichkeit so gehen, daß er ihre Schultern mit seiner Hand berührte. Die Leute mußten es sich zwar gefallen lassen, aber in ihrer Bigotterie sagten sie zu einander: „Wenn wir nach Hause kommen, müssen wir uns sofort reinigen!“ — Zuletzt machte er auch noch einem berühmten Yoghi einen Besuch. Der Mann lag da in der Sonne; die Nägel waren ihm in's Fleisch gewachsen, und ein Vogelnest war auf seinem Kopfe. Wolff fragte ihn, wie man zur Erkenntniß Gottes gelange. „Verschone mich mit solchen Fragen!“ war die Antwort; „sieh' mich an; ich bin Gott!“ Wolff fuhr ihn mit Entrüstung an: „Ihr fahrt zur Hölle, wenn Ihr so redet!“

Es war am 11. December 1833, als Wolff die Heimfahrt von Bombay antrat. Sie ging über Mokka, Suez und Alexandrien nach Malta. In dem Monat der Abreise hatte er noch einmal Gelegenheit, vor Beduinen zu predigen. Es war unweit Makullah an der arabischen Küste, wo das Dampfboot Coot Anker warf. Wenige Tage darauf war er mit den Juden von Sanaa zusammen. Aus der Geschichte derselben ist Ein Hergang bemerkenswerth. Vor etwa 80 Jahren hatten sie noch gewisse Kunde über ihre Abstammung. Als aber damals Zerwürfnisse und Parteiungen stattfanden, traten von den Obersten unter ihnen

einige auf und meinten, es wäre schon so Streit genug dadurch, daß sie Alle unter den Ismaeliten wohnten, der innere Streit sei aber nur noch verderblicher und er habe seinen Ursprung allein darin, daß der Eine seinen Namen über den des Anderen setze. Es sei daher, erklärten sie, das einzige Mittel, diesem Hader in der Gemeinde ein Ende zu machen, wenn man alle Stammes-Urkunden vernichte; zur Zeit des Messias werde der Herr schon Sorge tragen, daß Jeder erfahre, von welchem Stamme er sei. So wurden denn alle Documente dem Feuer übergeben unter dem Rufe: „Friede, Friede auf ewig in Israel!"

Am 15. März 1834 war Wolff wieder in Alexandria, wo in seines Freundes, des Amerikaners Gliddon, Hause Juden und Muhammedaner, die er vor drei Jahren kennen gelernt hatte, sich um ihn versammelten; sein Aufenthalt war jedoch nur von kurzer Dauer; denn am 4. April sehen wir ihn schon auf Malta von seiner Gattin und den lieben alten Freunden empfangen. Während unser Wanderer hier nun im traulichen Kreise seine Reise-Erlebnisse überblickt und mittheilt und auch schon an einer schriftlichen Aufzeichnung arbeitet, zu deren Behuf ihm eine Mrs. Sheddon 120 Pfund Sterling übersandte, wollen auch wir mit einem Rückblick den neuen Abschnitt eröffnen.

C. Die afrikanisch-amerikanische Reise.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Rückblick und Wiederaufbruch. Der Sinai. Die Abyssinier.

Wolff stellt es selber als Hauptresultat seiner Reise voran, daß er einen tieferen Einblick in die Verhältnisse der Juden, namentlich der in der Türkei, in Persien, Khorassan und der

Tartarei wohnenden ermöglicht habe. Nicht minder aber waren es die Verhältnisse der Muhammedaner und die der Christen von Alexandrien und Kleinasien und in Armenien und Persien, die durch ihn beleuchtet wurden. Auch die Ali Ullahi, d. h. die an die Gottheit Ali's Gläubigen in Persien, sind durch ihn erst recht bekannt geworden. Diese Reise-Resultate waren freilich nur von mittelbarem Nutzen für die Mission. Directen Einfluß hatte dagegen seine an die Juden gerichtete Predigt des Evangeliums. Henry Leeves u. A. bezeugen, daß einige hundert Juden zu Constantinopel und Adrianopel von der Heilswahrheit überzeugt worden seien und hätten hernach sich von den Armeniern taufen lassen. In Bokhara taufte er selbst ihrer zwanzig. Bei manchen Juden und Muhammedanern kam es zwar bis zur Taufe nicht. Aber wenn die Juden von Mesched eine Uebersetzung des Evangeliums in's Hebräische mit persisch-jüdischer Schrift besorgten, wenn der berühmte Moollah Yakub zu Sarakhs mitten unter den Turkomannen Christum bekannte, wenn der fromme Joseph von Talkhtun im Königreiche Khiva ein Leser des Evangeliums wurde: so war dies eine Frucht von Wolff's Reise und Predigt. Gewiß müssen wir es auch als einen Segen dieser Wanderung betrachten, daß die Juden überhaupt aus dem Zustande ihrer Gleichgültigkeit aufgerüttelt wurden, wozu gerade der Umstand wesentlich beitrug, daß es ein ursprünglicher Sproß ihres Volkes war, der Jesum als den Sohn Gottes unter ihnen verkündigte. Ja wir dürfen auch nicht vergessen, daß gerade durch Wolff's Reisen die Nordamerikaner veranlaßt wurden, Missionare nach Caschmir und Lahore zu senden.

Kaum war Wolff's Rückkehr nach Malta bekannt, so gingen Einladungen die Fülle ein. Sir Thomas Baring, der Präsident der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden, Charles Simeon, Sir George Rose und Drummond wollten ihn Alle baldigst bei sich sehen. Auch Irvings Bitte würde nicht gefehlt haben, hätte der Herr ihn nicht aus seiner irdischen Pilgerfahrt bereits abgerufen. Wolff leistete diesen Einladungen Folge und durchzog alle Theile Großbritanniens. Er suchte dabei im Interesse der Londoner Gesellschaft zu wirken. Wir haben uns jedoch seine Reise durch England,

Schottland und Irland keineswegs als einen Triumphzug zu denken. Da gab es Leute, wie die Geistlichen von Gloucester, die wollten ihn garnicht sehen; sie sahen ihn als einen wilden, ungestümen Abenteurer an. Da gab es Andere, die fühlten sich von seiner Lehre über die letzten Dinge, namentlich über die Wiederkunft Christi abgestoßen. Ja, die Gesellschaft selbst schien zu fürchten, daß Wolff's Ansichten über dieselbe ihrem Interesse schädlich sein möchten. Sie hatte ihm deshalb einen Secretair beigegeben, der absichtlich über die letzten Dinge ein tiefes Stillschweigen beobachtete. Wolff tränkte ihm dies ein, als er ihm eine Einladung abseiten mehrerer Damen nach Carlisle mit dem Bemerken überbrachte, dieselben bäten sich aus, daß er nur von der Gerechtigkeit durch den Glauben, nicht aber von der Wiederherstellung Israels reden möge. Wolff's Erwiderung nämlich lautete: „Wenn ich komme — das sagen Sie nur den Damen mit einem Complimente von mir — so will ich sie zu meinen Ansichten bekehren, nicht aber mich zu den ihrigen. Und überdies bin ich kein Secretair, der seine Ansichten dem Geschmacke der Unterzeichner anbequemt."

Im October 1835 war Wolff von dieser Besuchsreise zurück und im Januar 1836 schon wieder unterwegs von Malta nach Alexandrien. Dem Säemann ward es bei dieser neuen Reise vergönnt, schon hier und da etwas von der Frucht seiner Aussaat zu sehen. So war es z. B. am Sinai, wo er die Mönche zum zweiten Male besuchte. 1821 hatte er ihnen hebräische Bibeln und Testamente zurückgelassen. Nach 15 Jahren fand er nun hier das Buch eines Juden aus Smyrna vor, in welchem derselbe seine Bekehrungsgeschichte mittheilte — und dieselbe hatte ihren Ausgangspunkt in dem Empfange eines jener Testamente. Er war hernach von Pater Ignatius in diesem Kloster getauft. Die Entstehung dieses Klosters fiel nach einer Geschichte desselben, welche der Abt unserm Reisenden schenkte, in die Zeit des Kaisers Justinian, den die lange vor der Regierung desselben hier in Höhlen und Zelten wohnenden Einsiedler um die Erlaubniß baten, ein Kloster zu bauen, da sie von den Arabern so viel Unbill zu ertragen hätten. Der Kaiser sandte ihnen 527 etwa 1000 serbische Christen, welche die Araber Subean nennen. Diese

bauten das Kloster; sie aber wurden im Laufe der Zeit Muhammedaner. Auch von diesen wurde durch die von Wolff im Jahre 1821 hergebrachten Bibeln der Eine und der Andere für das Evangelium gewonnen. Merkwürdig ist es, daß in diesem Kloster sich eine Moschee befindet. Der Ursprung derselben erklärt sich durch folgende Sage, die Wolff von den Mönchen erfuhr. Muhammed kam als Jüngling in die Nähe des Klosters, legte sich am Wege nieder und schlief ein. Da bemerkten die Mönche, daß ein großer Vogel seine Flügel über ihm ausbreitete, um ihn vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Sie gewannen daraus die Ueberzeugung, daß er noch einmal ein großer Mann werde werden, und baten sich von ihm ein Denkzeichen aus. Er gab ihnen dasselbe und als sie es ihm hernach während seiner prophetischen Laufbahn zeigten, stellte er ihnen einen Ferman aus. Dieser war es, der zur Zeit des Sultans Selim, als 360 Klöster rings um den Sinai durch Melindar zerstört wurden, gerade dieses Kloster vor dem Untergange schützte. Jedoch wurde die Bedingung gestellt, daß man in dem Kloster eine Moschee erbaue. Wolff sah dieselbe und erfuhr, daß alle Muhammedaner, die hieher kommen, in ihr ihre Andacht verrichten. *)

Die nächste Fortsetzung der Reise brachte Wolff in Verkehr mit Abyssinischen Christen, über die er Manches in Erfahrung brachte, das wohl anderweitig weniger bekannt ist. Nach der Sage soll die in der heiligen Schrift erwähnte Königin von Saba mit allen ihren Angehörigen sich zum Judenthum bekehrt haben. Salomo, der sie dazu vermochte, heirathete sie, und der von ihm mit jener Königin gezeugte Sohn bestieg den Thron Saba's und etablirte in seinem Lande das Judenthum. Die Sage kann an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn man die vielen jüdischen Gebräuche wahrnimmt, die noch jetzt bei den Abyssinischen Christen sich finden. Zu diesen gehören z. B. die vielen Reinigungen, um derenwillen sie ihre Kirchen, wie einst die Synagogen, in der Nähe von Bächen und Flüssen zu erbauen pflegen, eben so die Beschneidung, die am achten Tage — meistens durch Frauen — vollzogen wird. Die Kirchen haben ein Allerheiligstes,

*) In neuerer Zeit ist jedoch die Benutzung dieser Moschee abgestellt.

das allein von den Priestern betreten wird, während die Laien in einiger Entfernung von demselben ihre Gebete verrichten. Männer und Frauen sitzen von einander gesondert. Beim Eintritt in das Gotteshaus küßt man die Thürpfosten, legt die Schuhe ab und verrichtet ein stilles Gebet. Die Priester tragen, wie weiland die Leviten, weiße Gewänder. Das Oberhaupt der Kirche ist der Lika Papas (der Großvater) in Cairo, unter ihm steht der Etcheque, der Oberste aller Mönche; der Dritte in der Reihenfolge ist der Lika Kahnat, der Oberpriester einer Provinz, der Vierte, der Halaka, steht etwa dem Rector der englischen Kirche gleich; er ist immer ein Gelehrter, wenn auch nicht jedes Mal ein Priester. Auf der fünften Stufe steht der Kyes, der Priester, und auf der sechsten der Shemas, der Diakon. — In Abyssinien ist das Oberhaupt der von Cairo hergeschickte Abuna oder Erzbischof, der immer der Koptischen Nation angehören muß. — Die Nennung dieses Namens veranlaßt uns, ein eigenthümliches Erlebniß, das Wolff hatte, einzuflechten. Es waren jetzt gerade sechs Jahr seit Cyrill's Tode verflossen und das Volk erwartete einen neuen Abuna von Cairo her. Ein solcher pflegt verkleidet aufzutreten; denn würde er es nicht thun, so würde er allen den Ehrenbezeugungen erliegen müssen, die seiner warten. Tausende knieen vor ihm, um von ihm gesegnet und angespieen zu werden, er wird auf den Schultern getragen — und es vergeht ein Jahr, ehe er Gondar, die Hauptstadt Abyssiniens, erreicht. Als nun Wolff eines Tages sich mit Hylu, dem Obersten des Volks, und den Priestern über religiöse Dinge unterredete, rief Jener plötzlich aus und die Uebrigen stimmten sofort ein: „Er ist der verkleidete Abuna!" Es währte nicht lange, so lag Alles vor Wolff auf den Knieen, wollte gesegnet und angespieen sein; man drang in ihn, sich von ihnen die Füße waschen zu lassen. Alles Protestiren war vergeblich. Ja, als Wolff seine Pfeife nahm und zu rauchen anfing, um, da der Abuna sich keiner Pfeife bedienen darf, ihnen thatsächlich zu beweisen, daß er es nicht sei, erklärten sie dies für eine Kriegslist, mit welcher er sie nur täuschen wolle. So dauerte der Triumph fort, bis man Adwah erreichte, wo Gobat als Zeuge für Wolff auftrat.

Was die kirchlichen Gebräuche der Abyssinier anlangt, so ist noch anzumerken, daß sie die Taufe durch Untertauchung vollziehen und zwar bei Knaben, nachdem die Beschneidung vollzogen ist, am 40sten Tage. Sofort nach der Taufe empfängt das Kind den Korban, d. h. das Gedächtnißopfer, den Leib und das Blut Christi.

Die Abyssinier zählen von der Welterschaffung bis 1859 7350 Jahre und seit der Geburt des Herrn 1852. Ihre Bibelübersetzung führen sie auf Abba Salama, den sie den ersten abyssinischen Apostel nennen, zurück. Ihre Glaubenslehre und ihre heilige Geschichte ist mit mancherlei wunderlichen Fabeln und Sagen durchwebt. Nach dem Tode — so lehren sie — tritt eine Trennung ein, derzufolge die Guten in Adams Paradies gehen und die Bösen in den Scheol. Nach der Wiederkunft des Herrn werden die Gläubigen bei Christo sein, die Ungläubigen im Thal Hinnom. Adam und Eva wurden in ein Land getrieben, das den Namen Feyt trägt. Henoch und Elias sind jetzt im Paradiese, von wo die zurückkehren werden, sobald der Herr wiederkommt. — Auch mancherlei Heilige kommen vor. So fragte Einer Wolff, ob er wohl den heiligen Theodorus kenne? Als er's verneinte, erklärte Jener, Theodorus habe zum Vater den heiligen Johannes und zur Mutter einen Fisch. Der größte ihrer Heiligen Thecla Haymanot lebte vor 1100 Jahren. Er heißt auch Fesahat Ziun, die Freude Zions. Er machte sich besonders um die Bekehrung der Gallas verdient. Sein Einfluß war so groß, daß selbst der Teufel sich ihm nicht entziehen konnte und sich gedrungen fühlte, auf 40 Jahr Mönch zu werden. Er stand 40 Jahr predigend auf einer Stelle, bis seine Beine zusammenbrachen. Dafür empfing er auch 6 Engelsflügel, mit denen er neben den 24 Aeltesten vor Gott steht.

Wolff's Aufnahme in den abyssinischen Ortschaften war fast überall eine überaus freundliche. So machte auch einer der Fürsten ihm Geschenke mit allerlei Delikatessen. Der Genuß derselben, überhaupt der Speisen, ist bei den Abyssiniern höchst originell. Diener führen die Speise direct zum Munde, während andere ein Tischtuch vorhalten, so daß Fremde das eigentliche Essen nicht wahrnehmen können.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Aufenthalt in Afrika, Nord-Amerika, England und Eintritt in's Pfarramt.

Adwah, die Hauptstadt von Tigré, war damals die Missionsstation des Dr. Gobat, des jetzigen Bischofs von Jerusalem. Wolff hatte schon, ehe er dorthin kam, vernommen, daß derselbe gleich vielen Einwohnern jener Stadt von der Cholera befallen sei, und da er zugleich erfuhr, daß mehrere evangelische Missionare jener Krankheit wegen den Ort verlassen hätten, blieb er auch nicht ganz ohne Versuchung, von der Reise nach Adwah abzustehen. Aber das Vorbild jener katholischen Missionare, die es für ihre Aufgabe erachteten, gerade in der Trübsalszeit sich den Kranken und Sterbenden nicht zu entziehen, bestimmte ihn, sein ursprüngliches Vorhaben nicht aufzugeben. Der Zustand aber, in welchem er Gobat fand, machte eine Ortsveränderung für diesen nothwendig. So entschloß Wolff sich, nicht nach Gondar und von dort in's Innere Afrika's vorzugehen, sondern vorerst den Kranken mit seiner Familie nach Jiddah zu bringen. Doch vergingen darüber noch Monate. Es war jetzt der Julimonat (1836). Die jetzt beginnende und bis zum September dauernde Regenzeit mußte erst in Adwah abgewartet werden, und Wolff war diese Verzögerung um so willkommener, als sie ihm das Studium der Amharischen Sprache möglich machte. Inzwischen besuchte Wolff auch Axum, die heilige Stadt der Abyssinier. Sie liegt zwischen zwei Bergen, an deren Füßen drei colossale Säulen stehen, welche die Sage von den drei Söhnen Noah's läßt erbaut sein. Ihre hauptsächlichste Kirche erinnert an den Tempel Jerusalems; sie hat einen äußeren und einen inneren Vorhof; in einem kleinen Nebenhause wird das Sacramentsbrot gebacken. Wolff fand im Tempel alle die in den Psalmen erwähnten musikalischen Instrumente vor und rings um die Kirche waren gerade etwa 50 Priester und 200 Mönche singend beschäftigt. Bei einem der Priester fand Wolff freundliche Aufnahme und Nachtquartier.

Auf seiner Rückkehr von Axum führte sein Weg ihn bei dem Wasserfall von Mey Gogo vorbei, dem man wunderthätige Kräfte zuschreibt, weshalb allerlei Kranke zu ihm hingeführt werden. Am 1. Septbr. ging die Abreise mit Gobats Familie vor sich, nachdem Wolff zuvor eine Speisung von etwa 600 Personen, unter denen Mönche, Wittwen, Waisen, Blinde und Lahme waren, auf öffentlicher Straße vorgenommen und dadurch den Dank der Bevölkerung geerntet hatte.

Gobat schiffte sich in Jiddah nach Kosseyr ein, Wolff aber wollte den Rückweg benutzen, die Rechabiten bei Senaa kennen zu lernen, ehe er wieder nach Abyssinien heimkehrte. Unterwegs vertheilte er arabische Bibeln und arabische Robinsons. Die Wirkung beider Bücher war bei den Muhammedanern eine sehr verschiedene. Die Bibelverbreitung war ihnen ein Zeichen von der siegreichen Gewalt des Christenthums und erfüllte sie mit Schrecken. Robinson Crusoe aber wurde als ein großer Prophet bewundert. Auch die „Pilgerreise“ wurde vertheilt, und dabei machte einmal ein Araber die Bemerkung: „Es ist ein großer Unterschied zwischen dem englischen Derwisch und den unsrigen; die unsrigen können nur betteln, und dieser geht umher und giebt und thut wohl.“ Aber die Worte eines andern Arabers verdienen wohl noch mehr Beachtung. Unsere Leser mögen einer Unterhaltung ihre Aufmerksamkeit zuwenden, welche Wolff mit Ibrahim Pascha hatte, dem Vetter des gleichnamigen Fürsten, dem Neffen Mehmed Ali's. Durch den Leibarzt desselben, den Franzosen Devaux, wurde er eingeführt. Die Unterredung fand in persischer Sprache statt.

Ibrahim Pascha. Warum geht Ihr nicht nach Constantinopel, um den Sultan zu bekehren? Er zeigt ja große Hinneigung zum Christenthum, kleidet er sich doch schon ganz europäisch.

Wolff. Das Christenthum besteht nicht in europäischer Tracht. Es besteht in der Bekehrung des Herzen von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott, im Glauben an Jesum und der Taufe auf seinen Namen.

Ibrahim Pascha. Was ist Gottesgelahrtheit.

Wolff. Eine systematische Auseinandersetzung des Daseins,

der Eigenschaften und Rathschlüsse Gottes, des Verhältnisses der ganzen geschaffenen Welt und des Menschen zu Gott.

Ibrahim Pascha. Diese Definition ist zu allgemein. Was ist christliche Theologie?

Wolff. Die systematische Auseinandersetzung der Erkenntniß Gottes in Jesu und seiner Menschwerdung.

Ibrahim Pascha. Glaubt Ihr Alles, was in der Bibel steht?

Wolff. Gewiß. Ich bin bereit, mein Leben für die Wahrheit desselben zu lassen.

Ibrahim Pascha. Herrlich! Ein französischer Arzt, den ich hatte. sagte mir, daß es keinen Gott gebe.

Wolff. Es muß zur Ehre der französischen Nation gesagt werden, daß solche Leute nur Ausnahmen sind. Denn die französischen Moollahs-Männer wie Massillon, Bourdaloue, Fenelon und Bossuet haben gerade zur Vertheidigung des Christenthums geschrieben.

Ibrahim Pascha. Glaubt Ihr, daß Jesus der Sohn Gottes war?

Wolff. Ja; denn er ward durch den heiligen Geist aus der Jungfrau geboren.

Ibrahim Pascha. Warum nennt Ihr ihn nicht lieber anders?

Wolff. Weil die Schrift ihn nicht anders nennt.

Ibrahim Pascha. Was haben Lord Palmerston und die ganze britische Regierung für einen Vortheil davon, daß Ihr einige wenige Juden bekehrt?

Wolff. Als Muhammed mit seiner Lehre, die er für wahr hielt, auftrat, fragte er nicht erst die Koreischiten, was für einen Nutzen sie davon haben würden; und ebenso haben auch weder Lord Palmerstwn noch die englische Regierung hier zu entscheiden. Ich habe wenigstens die Genugthuung, in der Hand Gottes das Werkzeug gewesen zu sein, manche Seelen auf den rechten Weg zu bringen, und dem Befehle Christi gehorcht zu haben: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur!

Ibrahim Pascha. Warum geht Ihr besonders zu den Juden und nicht zu den Muhammedanern?

Wolff. Ich wende mich vorzugsweise an die Juden, weil ich selbst ein Jude gewesen bin und diese bereits an die Bibel glauben; aber ich habe auch mein Augenmerk auf die Muhammedaner und die Heiden gerichtet.

Ibrahim Pascha. Sollte ich, wenn's Gott gefällt, nach Sanaa kommen, so will ich Euch bei der Judenbekehrung alle Hülfe angedeihen lassen. Wohin gedenkt Ihr aber zu gehen, wenn Ihr in Sanaa gewesen seid?

Wolff. Nach Abyssinien und dem Inneren Afrikas.

Ibrahim Pascha. Ich bitte Euch, thut das nicht. Denn da setzt Ihr Euch großen Gefahren aus.

Wolff. Für eine gute Sache muß man keine Gefahr scheuen, und Allah Kebir! (Gott ist groß!)

Ibrahim Pascha. Das ist wahr, Gott ist groß. Aber Gott sagt nicht: „Stürze Dich in's Meer; ich will Dir beistehen!"

Wolff. Wo es sich um eine große Sache handelt, kann man getrost Gottes Beistand zur Zeit der Noth erwarten. Ew. Hoheit setzen ja auch Ihr Leben der Gefahr aus unter den wilden Arabern, um sie zur Ordnung zu bringen und sie einer civilisirten Regierung zu unterwerfen.

Ibrahim Pascha. Ja; aber ich bin auch mit Waffen versehen.

Wolff. Und ich nicht minder.

Ibrahim Pascha. Mit was für Waffen denn?

Wolff. Mit Gebet, Liebe zu Christo und Vertrauen auf seine Hülfe. Der Kuran sagt ja auch: Gott ist mächtig über alle Dinge. So bin ich denn auch wohl versehen mit der Liebe zu Gott und meinem Nächsten im Herzen und mit der Bibel in der Hand.

Ibrahim Pascha. Darauf läßt sich nichts erwidern. — Aber Ihr solltet erst Rothschild bekehren, so würden seinem Vorbilde gewiß Manche folgen.

Wolff. Der Glaube kommt durch Gottes Gnade und Geist, nicht durch Reichthum und irdische Macht.

Die Unterhaltung nahm dann eine andere Wendung und Ibrahim Pascha brachte das Gespräch auf den Sultan. Er sagte: „Ich habe ihn gesehen und seine Augen sind vollständig die eines

Dummkopfs. Seine Reformen bestehen in Kleinigkeiten; er giebt durch Annahme europäischer Tracht seinem Volke Anstoß; und seine Soldaten sind ganze Knaben. Während der Schlacht bei Hums schrieen sie fortwährend: Ya umma! Ya umma! (Mama, Mama!) Es liegt eine große Unverschämtheit darin, daß er meinen Oheim Mehmed Ali seinen Diener nennt. Mein Onkel ist ihm auch, soweit es ihm selbst beliebt, unterthänig. Was haltet Ihr für die natürliche Ursache des Verfalles, der Entartung und des Zwiespalts unter den Moslem der Gegenwart?"

Wolff. Das ist die Geschichte aller Nationen. Wenn sie den höchsten Gipfel der Macht erreicht haben, werden sie verweichlicht und undankbar gegen Gott.

Ibrahim Pascha. Besonders unter solchem Oberhaupt wie Mahmud, der, während er gute Soldaten zu bilden versucht, sich wie ein Weib in seinem Serail aufhält. Darum konnte er es auch erleben, daß, als er Gesandte an Ibrahim Pascha den Großen, meinen Vetter, nach Kiutaya schickte und ihn nach Constantinopel einlud, alle Offiziere gegen die Befehle des Sultans protestirten.

Hier endete die Unterhaltung. Als eines Tages Wolff noch einmal zu Ibrahim Pascha gehen wollte und aus Versehen in den Harem der Weiber kam, lachte der Fürst laut auf und bemerkte: „Köstlich! Ich bin erstaunt, daß ein so zerstreuter Mann, wie Ihr seid, der nicht einmal den Weg zu meinem Divan finden kann, die Straße nach Bokhara hat finden können!"

Zabid ist einer der Plätze, die zuerst den Islam annahmen in der Zeit des Propheten. Der dortige Mufti war im Besitz einer Bibel und eines Testaments in arabischer Sprache, die Wolff einem Muhammedaner in Bagdad gegeben hatte. Von diesem waren sie den Muhammedanern in Sanaa und Zabid geschickt, damit dieselben sich von der Art, wie das Christenthum verbreitet werde, eine Vorstellung machen könnten. Der Mufti bewies Wolff seine Aufmerksamkeit dadurch, daß er ihm die arabische Geschichte Zabid's, in welcher auch der deutsche Reisende Seezen vorkam, zum Geschenk verehrte. Wolff ließ dies Geschenk an Sir Thomas Baring gelangen. Aber leider sind alle die verschiedenen morgenländischen Werke, die Wolff in die Heimath

sandte, wie er selbst darüber klagt, durch die Schuld der verschiedenen Committeen für die Wissenschaft nicht so ausgebeutet worden, wie es hätte geschehen können.

Zu Sanif wohnt ein arabischer Stamm, der sich die Naasraan (Christen) oder Munasra (Christianisirte) nennt. Sie gaben ihm über ihre Abkunft folgenden Aufschluß: ein Schüler Jesu, Bulus (Paulus), sei nach Yemen gekommen und habe den Götzendienst ihrer Vorfahren beseitigt; Andere ihrer Väter seien nach Syrien gekommen und seien durch den Säulenheiligen Simon Christen geworden. Jetzt seien sie Naasraan, obschon sie die Loosung des Islam „Gott und nur Gott und Muhammed, der Prophet Gottes“ adoptirt hätten.

Endlich kam Wolff mit den Rechabiten zusammen, auf welche sein Augenmerk so lange gerichtet war. Durch die Karavane verbreitete sich nämlich der Entschluß, eiligst nach Mocha zurückzukehren. Wolff fragte: Warum? Da hieß es, die Bne Arhab (die Rechabiten) belagerten die Stadt Sanaa. „O, da bleibt Ihr nur hier,“ entgegnete Wolff, „ich will Euch schon den Zutritt zu der Stadt verschaffen.“ Die Reisegenossen gaben willig Gehör, denn sie sagten: „Dieser Mann ist ein Derwisch, und kann vieles möglich machen.“

Wolff schlug auf seinem Maulthier allein den Weg nach Sanaa ein. Alsbald sprengte ein Trupp Rechabiten lärmend ihm entgegen. Wolff hielt die Bibel ihnen entgegen. Da hieß es: Ein Jude! Ein Jude!

Man stieg vom Pferde und lagerte sich bei einander. Da erzählte ihnen Wolff, daß er vor 12 Jahren einen ihrer Volksgenossen, Musa mit Namen, in Mesopotamien getroffen habe. „Ist Euer Name Joseph Wolff?“ fragten die Rechabiten. Sowie die Frage bejaht war, umarmten sie ihn und erzählten, daß die dem Musa geschenkte Bibel noch in ihrem Besitze sei. Bald war ihr Besitz um 80 Exemplare vermehrt.

Wolff ließ nun die Karavane nachkommen, und so zog man friedlich durch das Baab Shaub, eins der Thore, in Sanaa ein. Die Stadt liegt in einem Thale, rings von Bergen umschlossen; sie hat viele mit Granatbäumen, Weinstöcken und Kirschbäumen geschmückte Gärten. Die vierstöckigen, aus Stein er-

bauten Häuser haben Terrassen, auf denen man in der Abendkühle spazieren geht. Der schönste Palast ist der des Imaum Dar Attowashe; er gleicht einer Festung. Aber der Bewohner desselben ist doch ein armer Mann, da er ihn nie aus Furcht vor Aufständen seiner Soldaten verläßt. Er sucht sich deshalb sein Leben durch Wein und Branntwein, womit die Juden ihn versorgen, angenehm zu machen — und ist fast immer betrunken. Aus Dankbarkeit dafür, daß Wolff ihm die Karavane zuführte, schenkte er demselben ein Festgewand und einen Shawl. Wolff hatte eine Audienz bei ihm und fand einen Mann ohne alle Energie und ohne alles Talent. Mit der höchsten Gleichgültigkeit hörte er die Erzählungen an von Mehmed Ali's Fortschritten in Yemen.

Der Imaum gestattete es Wolff, die Juden zu besuchen. So kam er mit dem ersten Rabbi von Sanaa, More Joseph Alkari zusammen, der ein liebenswürdiger und empfänglicher Mann war. Durch seine Vermittelung kam Wolff dazu, den Juden zu predigen. Er legte ihnen Jes. 53 aus und die Folge war, daß mehrere Familien sich taufen ließen. Mit großer Unbefangenheit sprachen diese Juden über die bei ihnen vorkommende Vielweiberei. Als Wolff fragte, wieviel Frauen man gewöhnlich heirathe, erhielt er zur Antwort: „Nur zwei; und schon unter diesen pflegt ein Teufel zu sein."

Ein Fieber, in welches Wolff verfiel, und dem das Clima von Sanaa nicht günstig war, veranlaßte ihn zum Aufbruch. Er kam sehr bald mit Wechabiten zusammen, die ihm den Vorwurf machten, es komme in seinen Büchern Muhammed, der Prophet Gottes, gar nicht vor. Wolff erwiderte, dieser Umstand könnte wohl eine Entscheidung bei ihnen hervorbringen. „Das ist schon geschehen!" war ihre Antwort oder vielmehr die Einleitung zu derselben, denn die eigentliche Antwort gaben sie ihm mit ihren Peitschen. Den Wechabiten folgten Beduinen, die 70 Dollars von ihm forderten. Wolff berief sich darauf, daß er ein Engländer sei. „Engländer kennen wir in Yemen nicht." Hier heißt es: „Gott und nur Gott und Muhammed der Prophet Gottes." Wer diese Loosung nicht hat, für den giebt's drei Dinge: „Tribut, Tod oder Kalima (Glaubensbekenntniß)." So mußte Wolff seinen letzten Heller hergeben.

Mehrfach war es unserm Wolff beschieden, mitten in Heidenländern alten christlichen Freunden zum rettenden Engel zu werden. So ließ bald nach seiner Ankunft in Jiddah ein Engländer ihn bitten, daß er zu ihm komme. Er fand seinen alten Freund Ovenden in den letzten Stunden, konnte noch mit ihm beten, seine Papiere entgegennehmen und für ein christlich Begräbniß Sorge tragen. Aehnlich ging es ihm jetzt zu Mocha, wo er Ende December ankam. Sein Freund Mr. Botta lag krank danieder. Angesichts des Todes merkte er, wie wenig fest sein Glaube sei. Wolff legte ihm Röm. 11 aus und als der Kranke wieder hergestellt war, rühmte er es wiederholt, daß Wolff in so schlagender Weise ihn überzeugt habe, wie in Paulus in großartigster Weise der Philosoph, der religiöse Mann und der inspirirte Apostel verbunden seien.

Die Reise von Mocha nach Abyssinien mußte durch einen längeren Aufenthalt in Hodeyah unterbrochen werden, weil den Reisenden ein heftiges Nervenfieber überfiel. Mr. Devaux nahm ihn für sechs Wochen in sein Haus auf und verpflegte ihn, und Hußein Effendi, der Gouverneur, ging täglich bei dem Kranken ein und aus.

Beide Männer sicherten sich bei unserm Wolff das dankbarste Andenken.

Wolff's Gesundheitszustand war schon seit längerer Zeit nicht der beste. Wie schwer es ihm auch wurde, der Gedanke an eine Weiterführung der Reise mußte aufgegeben werden. Auf Indien und Afrika mußte er verzichten. Besser als das Clima beider Länder erschien das von Amerika, und so sehen wir denn unsern Wanderer erst von Jiddah mit dem Hugh Lindsay nach Bombay eilen, um von dort am Bord des schwedischen Schiffes „Amalie" nach den Vereinigten Staaten hinüberzugehen. Ein Strich, der uns durch liebe Reisepläne gemacht wird, ist wohl geeignet, auch den sonst vorhandenen guten Humor zu tilgen. Es war also gewiß der willkommenste Umstand, der sich darbieten konnte, daß Wolff gerade in der ersten Zeit nach Aufgebung des größeren Reiseplanes einen Reisegefährten bekam, dessen Reden seinen Witz kräftig anstachelten. Wir wollen nur ein einzelnes Pröbchen geben. Wolff lag hingestreckt auf der Bank, während dieser

redselige und freisinnige Passagier seiner Philosophie vor den anderen Reisegefährten freien Lauf ließ. Ihr Gegenstand war Bileams Eselin, an deren Reden doch in unseren Tagen Niemand mehr glauben könne. Wolff drehte sich um und betheiligte sich an der Unterredung, indem er bemerkte: „Mein werther Herr, das Wunderbare jenes Hergangs ist in unseren Tagen längst weggefallen, denn wir haben jetzt viele Esel, die sehr bei Wort sind." Der Schwätzer merkte noch nicht, was Wolff damit sagen wollte; er fragte: „Wo haben Sie denn schon einmal einen Esel sprechen hören?" Er hatte es sich selber zuzuschreiben, daß er nun hören mußte: „O, ich höre noch in dem gegenwärtigen Augenblick einen reden!"

Auf der Fahrt nach Amerika berührte die „Amalie" auch die Insel St. Helena. Hier fand Wolff Gelegenheit im Regierungsgebäude einen erbaulichen Vortrag zu halten; der General-Major Middlemore, Gouverneur der Insel, veranstaltete eine zahlreiche Versammlung.

Im August 1837 war Wolff in New-York. Der hiesige Aufenthalt war bedeutungsvoll für ihn. Sein früheres Leben in der katholischen Kirche mochte schon dazu beigetragen haben, daß er auf die Verschiedenheit der kirchlichen Aemter besonders Gewicht legte. Gewiß war auch seine Zuneigung zu Irving und dessen Lehren, obschon er viele Ansichten desselben nicht theilte, mit in dem Werthe begründet, den derselbe jenen Schriftstellen beilegte, die von den Aemtern der apostolischen Kirche handeln. Die Reisen im Orient hatten diese Anschauungen, namentlich auch über die apostolische Succession und ihre Wichtigkeit, bestätigt. Es hatte ihn, ehe er dahinging, sein Freund Robert Hall darauf aufmerksam gemacht, daß der Orient, den man nicht ohne Grund den unwandelbaren nenne, ihn Manches über christliche Gebräuche und Ordnungen lehren könne. Und diese Weisung hatte ihn namentlich den Umstand als einen nicht gleichgültigen erscheinen lassen, daß mit geringer Ausnahme der ganze Osten gerade auf die apostolische Succession so viel gebe. Dazu kam, daß er sich immer an jene Verlegenheit erinnerte, in die er gerieth, als der Patriarch des Klosters Etsh-Miazin ihn nach den Creditiven seiner Predigt fragte und er mit der Antwort, daß der Geist ihn treibe

zu predigen, vor ihm nicht bestehen konnte. Sein lebhafter Wunsch war also, die Ordination zu empfangen und zwar in einer Kirche, die noch den Zusammenhang mit den apostolischen Aemtern aufrecht erhalten hatte. So wandte er sich durch seine Freunde an den Bischof der bischöflichen Kirche, Mr. Doane, um bei diesem die Erfüllung seines Wunsches zu erlangen. Allein die Sache stieß auf Hindernisse. Vier Beschwerdepunkte wurden beigebracht. Man stellte Wolff als einen Anhänger Irving's und seiner Ansicht vom Zungenreden dar; man nahm nicht blos an seiner Eschatologie im Allgemeinen Anstoß, sondern besonders auch an der Aeußerung, die in einer Predigt in Amerika vorgekommen sein sollte, daß in dem Friedensreiche des Messias der Wolf und der Löwe ihre Natur ändern würden; man machte ihm seine Visionen, die er gehabt haben wollte, zum Vorwurf, und endlich war ein letzter Beschwerdepunkt dieser, daß manche seiner englischen Freunde ihn für Elias erklärten. Gegen diese Beschwerden vertheidigte sich Wolff in einer sehr ruhigen Weise. Er stellte es nicht in Abrede, daß er ein Freund und Verehrer Irving's sei, aber von dem Zungenreden wisse er nichts, denn er habe es niemals wahrgenommen. Was über die Veränderung der Wolfs- und Löwen-Natur gesagt sei, erklärte er, so lange festhalten zu müssen, als er die spiritualistische Schriftauslegung, wie sie in der Gegenwart vorherrsche, für unberechtigt zu halten genöthigt sei. Zu der dritten Beschwerde bemerkte er, daß nicht er allein, sondern auch Luther, Colonel Gardiner, Jung Stilling u. A., Visionen gehabt hätten. Und wenn man ihn für Elias halte, so sei dies eben die Meinung Anderer, er selbst halte sich nur für Joseph Wolff. Es traten nun auch Männer, die einen Namen hatten, zu seiner Vertheidigung auf, und so wurde er erst zum Examen zugelassen und sodann als deacon (Diaconus) ordinirt von dem Bischof von New-Jersey. Einen Monat vicarirte er zu Salem für Mr. Prescott und predigte wiederholentlich zu Philadelphia, Baltimore und Washington, an dem letzteren Orte auch einmal vor dem Congresse, wobei der Bischof von Virginien und die ganze Geistlichkeit von Washington anwesend war.

Wolff's Aufenthalt in Amerika dauerte bis zum 2. Januar 1838. Am 3. Febr. feierte er das Wiedersehen mit seiner Gattin

nach langer Trennung auf englischem Boden. Hier, in seiner zweiten Heimath war er nun bald hier, bald dort bei den ersten Männern des Landes. Lord Lorton machte ihn zu seinem Ehren-Kaplan. Dann aber trat er in das erste feste Pfarramt. Es war die kleine Pfründe zu Linthwaite in Yorkshire, die ihm übertragen wurde. Als er diese Veränderung seiner Lage seinem Freunde H. Drummond mittheilte, hatte derselbe wohl Recht, wenn er schrieb: „Du eignest Dich, theurer Freund, so gut zu einem Pfarrgeistlichen, wie ich zu einem Tanzmeister." Zu solchem Amte fehlte unserm Wolff die Stätigkeit. Dennoch folgten vorläufig fast 5 Pfarrjahre. Diese wurden aber nicht zu Linthwaite zugebracht, denn jenes Ortes Klima vertrug Lady Georgiana nicht, sondern zu High Hoyland. Von seiner Amtsführung erzählt er uns nichts, doch zeigte der Abgang, daß er die Herzen seiner Pfarrkinder mußte gewonnen haben. Wohl aber berichtet er uns von manchen Besuchen, die ihm dort das einfache Pfarrleben abwechselungsvoll machten. Unter diesen hatte die Gemeinde wohl am Meisten von jenem Jakobiten-Bischof Athanasius, der bei seiner Anwesenheit ihr in arabischer Sprache das Evangelium predigte, wobei Wolff den Dolmetscher abgab. Es scheint aber, als ob gerade dieser Besuch das Heimweh nach dem Osten wieder weckte. Er fand im Jahre 1842 statt, und schon das folgende Jahr läßt uns den Landpfarrer wieder als Pilger nach dem Orient erblicken. Zu dieser Reise bot sich aber eine besondere äußere Veranlassung dar. Eine eigentliche Missionsreise war sie nicht. Unsere Leser werden durch das folgende Capitel vielmehr an jene Expeditionen erinnert werden, die dem John Franklin nach dem hohen Norden oder dem Reisenden Vogel in's Innere Afrika's nachgingen.

III. Buch. Der Abend des Wanderlebens.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Zweite Reise nach Bokhara.

Captain Stoddard und Colonel Conolly waren auf eine Collecten-Reise von der Regierung ausgesandt. Sie waren aber verschwunden, und man konnte ihre Spuren nur bis in jene Gegenden Asiens verfolgen, die Wolff einst, um die zehn Stämme aufzufinden, bereist hatte. Die Regierung hatte zu wenig Hoffnung, ihre Gesandten wieder zu erlangen, daß sie sich hätte entschließen können, andere ihnen nachzusenden. Sie beruhigte sich bei der Annahme, daß Stoddard und Conolly unter den Händen der Barbaren ihr Leben hätten Preis geben müssen und als Opfer ihres Berufes gefallen seien.

Nur Einer beruhigte sich mit dieser Annahme nicht. Es war unser Joseph Wolff. H. Drummond hatte wohl Recht, wenn er ihn den für das stille Pfarrleben nicht geeigneten Mann nannte. Das kam jetzt zu Tage. Die Mittheilung von dem Verschwinden der beiden Reisenden genügte, ihn zu dem Entschlusse zu veranlassen, ihre Spuren zu verfolgen. Wolff war nicht mehr ein Jüngling, daß ihn das aufbrausende Jugendfeuer zu jenem Vorhaben hätte bewegen sollen. Wir können also den Entschluß nur in der Unruhe eines Charakters begründet sehen, der immer kämpfen, in fortwährender Abwechslung leben mußte. Unterstützt wurde er vielleicht dadurch, daß die letzten Spuren der aufzusuchenden Reisenden sich in Gegenden verloren, die ihm bereits besonders werthvoll geworden waren und wohin ihn die Sehnsucht trieb; auch wohl dadurch, daß das Leben in High Hoyland nicht ohne Nahrungssorgen war. — Aber Wolff fühlte sich doch verpflichtet, seinen Entschluß noch mehr vor sich selber

zu rechtfertigen, und diese Rechtfertigung meinte er dadurch zu finden, daß der englische Offiziers-Stand einen besonderen Zoll der Dankbarkeit von ihm erheische; waren es doch an den meisten gefahrvollen Punkten seines bewegten Lebens Glieder gerade dieses Standes gewesen, die zu seinen Rettern erkoren waren. Diese Erklärung über den Grund seiner zweiten Reise nach Bokhara verschlang alle anderen so, daß er in seiner Selbstbiographie den jetzigen Aufbruch nach Asien fast ausschließlich als einen nothwendigen Act der Dankbarkeit darstellt.

So wurde denn das Amt in die Hände des Rectors Christopher Bird niedergelegt, von den Freunden Abschied genommen, auch auf ein Geleit der Gattin, wie Lady Georgiana es das vorige Mal gegeben, Verzicht geleistet, und die zweite Reise nach Bokhara begann. Doch zuvor noch Einiges, was dem Aufbruch voranging. Auf eine Aussendung wollte sich die Regierung nicht einlassen, aber eine Unterstützung des Vorhabens versprach sie, und sie bewies dieselbe darin, daß sie den Reisenden mit Empfehlungen an die Pforte und an die persische Regierung versah, auch späterhin darin, daß sie ihm behülflich war, von den 1000 Pfund Sterling, welche Captain Grover vorstreckte und die zur Hälfte durch Privatfreunde gedeckt wurden, die andere Hälfte zurückzuerstatten; Wolff beschloß, diesmal überall in europäischer Kleidung aufzutreten, und zwar unter dem Titel „Joseph Wolff, Groß-Derwisch von England, Schottland und Irland, so wie von ganz Europa und Amerika."

Am Bord der „Iberia" begann die Reise von Southampton aus, und zwar am 13. October 1843. In Athen hatte Wolff Audienzen beim König Otto und der Königin, die an den Mittheilungen über seine vorige Reise hohe Freude bezeugten. Dort suchte er überdies mehrere alte Freunde auf, und so kam es, daß die „Iberia" ohne unsern Reisenden, der auf ihr freie Passage hatte, ihre Fahrt fortsetzte. Seine Gönner aber machten es möglich, daß die königliche Dampffregatte „Indus" ihn nach Syra beförderte, wo er die „Iberia" wieder einholte. Am 3. November war er in Constantinopel, wo seiner die zuvorkommendste Freundlichkeit wartete. Alle Gesandten ließen ihm dieselbe zu Theil werden, besonders aber Sir Stratford Can-

ning, dessen Gemahlin sich gegen Wolff wie eine Mutter benahm. Sir Stratford veranlaßte ihn auch, zu wiederholten Malen in der Gesandtschaftskapelle zu predigen, wo denn die Vertreter der Großmächte nicht fehlten. Unter den Letzteren sagte ihm auch Graf Titow alle Unterstützung abseiten seiner Regierung zu; der Kaiser Nicolai habe ihn mit diesem Versprechen beauftragt. Nicht minder günstig waren der Groß-Vezir, der Scheikh Islam und der Reis-Effendi, die drei höchsten Würdenträger des Divan. Der Scheikh Islam offerirte unserm Wolff eine Prise Schnupftaback. Dieser erklärte seine Ungeübtheit in jener Nasenkunst, aber um doch sagen zu können, daß er mit dem Oberhaupt des Islam aus Einer Dose geschnupft habe, griff er herzhaft hinein. „Ihr habt wahrhaftig nicht gelogen!“ entgegnete Jener, als die Wirkungen des Schnupftabacks offenbar wurden. Dieser Prise folgten nach wenigen Tagen Briefe an die Moollah's von Bokhara, Khiva und Kokan, was aber noch wichtiger war, eigenhändige Sendschreiben des Sultans an die Könige derselben Länder. Mit diesen saß Wolff, nachdem die Weiterreise genügend vorbereitet war, am Bord des „Metternich“, eines österreichischen Dampfers, der nach Trapezunt ging. Unter den Geschenken aber, welche die Freundschaft in Constantinopel ihm dargebracht hatte, waren zwei von Napier's Händen ihm die werthvollsten. Sir Stratford hatte für ein Teleskop und einen Compaß gesorgt, Napier ihm aber einen 300 Jahr alten Druck von Luther's Auslegung des Briefes Petri und Goethe's Leben von Falck mitgegeben. Dies war seine Lectüre am Bord des Steamers. Als er aber dieselbe einmal mit einer anderen vertauschte, als er jenes Schiffsbuch durchblätterte, in das die Passagiere ihre Zeugnisse über das Wohlverhalten des Capitäns einzutragen pflegten, da fiel ihm zuerst jener Name in die Augen, der mit seinem Reisezwecke in der engsten Verbindung stand. Unmittelbar nach einem ehrenvollen Zeugniß des Lord Pollington war zu lesen: „Ich bitte, meinen Dank an den Capt. Clician hinzuzufügen für seine Freundlichkeit während meiner Reise von Constantinopel nach Trapezunt. Aug. 24, 1839. Arthur Conolly.“

Am 27. November traf Wolff zu Trapezunt ein. Hier hätte er ohne seine Empfehlungsschreiben gewiß auf keine günstige

Aufnahme rechnen dürfen; der Pascha nämlich, ein Türke, war ein brutaler und durchaus christenfeindlicher Mann. Aber die von Constantinopel aus ihm gegebene Weisung veranlaßte ihn doch, daß er einen alten türkischen Soldaten, einen guten, braven Kerl, dem Reisenden als Geleitsmann mitgab.

So ging die Reise nach Erzerum weiter. Auf dem Wege finden sich Silberminen bei Gumush-Khane, einem Orte, der von ihnen seinen Namen hat. Die hier gemachte Rast wurde durch die freundlichen Armenier Wolff angenehm gemacht. Sie befinden sich übrigens in einer bedrückten Lage, so daß — ein gleichnamiger Würdenträger der römischen Kirche denke! — der Erzbischof ein Jahrgehalt von höchstens 8 Pfund Sterling hat. In Erzerum hatte gerade eine Grenzstreitigkeit zwischen Persien und der Türkei und ein Zwist zwischen Kurden und Christen viele Bevollmächtigte, unter denen auch britische und russische waren, vereinigt. Dieser Umstand war unserm Wolff sehr günstig, er gab ihm Gelegenheit zu einem freundschaftlichen Verkehr und zugleich zur Verkündigung des Evangeliums; auch machte er ihm Muth, einen Aufruf an die muhammedanische Nation ergehen zu lassen, die seine Mission bekannt zu machen aufgefordert ward.

Hinter Erzerum breitet sich ein Arm des Ararat aus. Diese Gebirgszüge sind reich an Klüften und Abhängen. Von den Gipfeln aber rollen nicht selten mächtige Schnee-Lawinen herab, die große Zerstörungen anrichten. Der Wanderer kann ruhig seines Weges ziehen, so lange die Luft neblicht ist und ein milder Luftzug geht; sobald aber ein kalter Wind den nahen Sturm verkündigt, hört man oft plötzlich von den verschiedensten Seiten Kulagh! Kulagh! — ein Wort, das man durch „Schneefall“ übersetzen kann. Aber dieser Schneefall kommt aus keiner Wolke; die Luft ist dann oft ganz wolkenfrei. Wer dann unterwegs ist, wird wie mit Frost übergossen, die Finger erstarren im Zügel des Maulthiers, die Füße in den Steigbügeln; die kleinen Eisstückchen schlagen scharf in's Gesicht und blenden die Augen; der Fuß des Lastthieres wird unsicher, und, eh' man sich's versieht, geht's vielleicht gar in den Abgrund hinab. — Wolff hatte glücklicher Weise die Stadt noch nicht verlassen, als der Kulagh fiel. Man konnte noch in ein Haus sich flüchten und von dort zu Co-

lonel Williams, mit dem Wolff in Erzerum vorzugsweise umgegangen war, zurückkehren. Ein französischer Arzt aber und einige persische Kaufleute, die eben zuvor ausgezogen waren, kamen zum Theil in diesem Unwetter um.

Wolff's Abreise von Erzerum verzögerte sich so um 10 Tage. Auf den Rath des Colonel Williams blieb er zu Pferde, trotzdem daß er um des Schnee's willen das zu Fuße Gehen für sicherer hielt. Sein Diener Michael, ein Serbier, bekreuzte sich erst und rief die Jungfrau, die Heiligen Georg und Nicolaus um Protection an; ihm war nämlich ganz besonders bange geworden. So freundlich auf dem ferneren Wege die Armenier waren, so viel Abneigung zeigte sich bei den Kurden, die, geschweige, daß sie Wolff nicht einmal zu essen geben wollten, ihn am liebsten geplündert hätten, hätte er nicht den Tartaren des Pascha von Erzerum bei sich gehabt. Wolff freute sich, bei ihnen nicht seine Neujahrsfeier halten zu müssen. Den 1. Januar 1844 brachte er nämlich bei den Armeniern zu Mullah Suliman zu. Dieser Ort war ursprünglich römisch-katholisch gewesen. Ein Missionar, Namens Suliman, hatte die Einwohner für den römischen Katholicismus gewonnen. Der gegenwärtige Priester, der von einem Freunde Wolff's, dem Bischof Abraham von Merdin in Mesopotamien, ordinirt war, erwies dem Reisenden die größte Zuvorkommenheit.

Zwei Klöster waren die Uebernachtungspunkte der nächsten Tage, das von Kara-Klisia, welches die Sage von dem Apostel Thaddäus erbaut sein läßt, und das von Utsh-Klisia, welches wie das von Etsh-Miazin von Gregorius Lusarowitsch (Illuminator) erbaut wurde und in dessen Nähe von dem Letzteren 124,000 Armenier sollen getauft sein. Zu Diadin nahm ein freundlicher Kurde den Reisenden auf, zu Ghizel-Disa aber mußte ein anderer Kurde erst durch die Peitsche der Escorte angetrieben werden, gegen Wolff Gastfreundschaft zu üben. Die Unwilligkeit des Letzteren aber wich, als Wolff, in das warme Gemach eintretend, ausrief: Al-Hamdu Lellah Rabb-ul-Alemin! („Lob sei Gott, dem Schöpfer beider Welten!)“ „Hätte ich gewußt,“ meinte der Kurde, „daß der Europäer dies sagen könne, so hätte ich ihn sofort aufgenommen.“ Wolff aber erwiderte: „Ihr hättet mich

aber auch einlassen sollen, wenn ich's nicht gesagt hätte, gerade um mich auf die Nothwendigkeit, Gott zu rühmen hinzuweisen." Ein Schneefall hatte Wolff in diese Wohnung getrieben; es war etwa eine Stunde nach demselben verflossen, da hörte er die Stimme eines nach ihm fragenden Engländers. Welch ein willkommner Klang! Und wie noch mehr willkommen die Botschaft, die ihm gebracht wurde! Der Prinz von Tabriz, Bahman Mirza, Sohn des Prinz-Regenten Abbas Mirza, hatte einen Mehmundar (einen Geleitsmann) für Wolff ausgeschickt, der ihn in Awajik erwartete. Awajik gehört schon zu Persien; dort traf Wolff am 7. Januar 1844 ein und entließ nun die von dem Pascha von Erzerum ihm mitgegebenen beiden Cavassen. Ismael Beyk war nun sein Führer.

Mit ihm traf Wolff am 10. Januar in Khoy ein, das man wohl eine Unglücksstadt nennen kann. Eine Zeit lang war sie in den Händen des Sultans, dann wieder wurde sie persisch; oft wurde sie zerstört, bald durch Krieg, bald durch Erdbeben. Wolff wohnte hier in dem glänzenden Hause seines alten Freundes Suleiman Khan, der zu jener Zeit Gouverneur von Khoy war. Er war ein sehr freisinniger Mann, was sich schon darin zeigt, daß er Wolff beim Abendessen mit ausgezeichnetem Wein tractirte. Nachts brach in dem Palaste ein Feuer aus, das den größeren Theil zerstörte; Wolff aber, der von der Reise so ermüdet war, merkte nichts und wurde erst am folgenden Morgen von dem traurigen Vorfall in Kenntniß gesetzt.

Zwei Tage später war Wolff in Tabriz, der Hauptstadt von Aderbijan, welches die nördlichste Provinz von Persien ist. Der englische General-Consul Bonham nahm Wolff mit großer Herzlichkeit auf, er veranlaßte ihn, sein Kind zu taufen und den Gottesdienst zu halten. Durch Bonham gelangte Wolff zu Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Bahman Mirza. Nach einer längeren Unterredung flüsterte der Prinz dem General-Consul etwas in's Ohr und sagte dann zu Wolff: „Mr. Bonham wird Euch in's Staatsgefängniß zu einem alten Freunde führen." Wolff war betroffen von dieser Mittheilung; aber der Prinz beruhigte ihn, indem er sagte: „Ihr werdet ihn schon kennen." Wolff ließ sich alsdann hineinführen. Siehe, da trat ein riesen-

hafter Mann, mit Ketten an Händen und Füßen ihm entgegen, eine Pfeife im Munde tragend. Er streckte die Hand nach Wolff zum Gruße aus und fragte: „Kennt Ihr mich noch?" Wolff antwortete: „Freilich! Ihr seid Muhammed Khan Kerahe von Torbad Hydaria." Unsere Leser werden diesen Mann auch wohl noch nicht vergessen haben, der so sehr sein gerechtes Regiment rühmte, doch aber Wolff's Geld in die Tasche steckte, nachdem es dem andern Betrüger abgenommen war. Wolff hatte genug zu betrachten an dem jetzigen Gleichmuth des Mannes, der da lächelte und scherzte und die Bemerkung machte: „Damals sahet Ihr mich als einen großen, jetzt als einen geringen Mann. So geht's. Man muß Geduld haben in der Welt. Gott bestimmt unser Loos; bald erhebt, bald stürzt er uns." Was den vormals so mächtigen Mann in's Elend brachte, war folgender Hergang. Nachdem Abbas Mirza alle Khans von Khorassan mit Ausnahme von Umir=Assad=Ullah=Beyk von Burgund und Muhammed Khan Kerahe von Torbad Hydaria unterworfen hatte, schickte er an diese Beiden einen sogenannten Laanat Naamah, einen Selbstverwünschungsbrief. Woher ein solches Schreiben diesen Namen führt, mag man aus folgendem Inhalt abnehmen: „Ihr seht, schrieb er, daß es vergeblich ist, mir ferner Widerstand zu leisten; wollt Ihr also nach Mesched in meinen Palast kommen, meinem Vater, dem Könige, Allianz schwören, so soll Euch die Ehre zu Theil werden, daß ich Euch zum Gouverneur von Khorassan bestelle. Halte ich mein Versprechen nicht, so möge Gott meinen Vater, meine Mutter, meine Schwester und alle meine Kinder verfluchen und mich selbst mit Siechthum schlagen." Auf dies Schreiben hin begab Muhammed Khan sich vertrauensvoll auf den Weg nach Mesched, und, sobald er in die Nähe gekommen war, sandte Abbas Mirza den Yayah Khan ihn zu bewillkommnen, entgegen. Muhammed Khan ritt auf einem stattlichen weißen Turkomannen=Pferde. Dies reizte die Habsucht des Yayah Khan. Er verlangte, daß für die freundliche Aufnahme Muhammed Khan es dem Prinz=Regenten zum Geschenke mache. „Was!" rief Jener aus, „ihm ein Geschenk machen? Ich möchte Euch und Abbas Mirza hängen sehen! Wißt Ihr, daß ich für dies Roß 12 Perser gegeben habe, deren jeder den Werth 24 solcher Kerle hat wie

Ihr seid und von 12 solcher Genossen wie Abbas Mirza hatte?" Yayah Khan überbrachte diese Antwort. Das Resultat war, daß Abbas Mirza den Muhammed Khan in Eisen legen ließ. So hatte er jetzt schon, als Wolff ihn sah, 12 Jahr zugebracht. Der Gefangene gab ihm ein schriftliches Andenken in einer Genealogie seines Hauses. Die Namen derselben haben fast alle eine blutige Erinnerung.

Auf dem Wege nach Teheran mußte Wolff seinen Diener entlassen. Derselbe vergaß sich nämlich in der Trunkenheit so weit, sich an seinem Herrn zu vergreifen. Wolff würde es ihm verziehen haben, wenn er nicht im nüchteren Zustande hernach erklärt hätte, er könne nicht versprechen, daß er sich nicht wieder betrinken wolle; am Feste der heiligen Jungfrau sei er sogar verpflichtet dazu. In Kaswin, einem Orte, der sich oft gegen den König von Persien empörte, nahm eine Escorte des Colonel Sheil Wolff in Empfang, um ihn nach Teheran zu führen. Colonel Sheil war der brittische Gesandte und räumte ihm im Gesandtschaftshôtel eine Wohnung ein.

Wolff war jetzt den Gegenden nahe, wo er Auskunft über das Schicksal von Stoddart und Conolly erwartete. Colonel Sheil theilte ihm mit, daß hier verschiedene Meinungen herrschten, er aber für seine Person überzeugt sei, Wolff würde sie nicht mehr am Leben finden. Wolff hatte auch schon diese Ueberzeugung; aber, wenn er da schon, wo sie sich zuerst bei ihm festsetzte, umgekehrt wäre, so hätte dies seinem Rufe schaden und auf sein ganzes Unternehmen ein falsches Licht werfen können. Diese Furcht trieb ihn zur Weiterreise an. Vor Khorassan hatte er nicht geringe Besorgnisse. Dort hatte er so Vieles erlebt, dort war er mehrmals dem Tode nahe gewesen. „Und doch" — so schloß er seine Worte an Colonel Sheil, indem er mit den Fingern ein Knippschen dazu schlug — „muß die Reise fortgesetzt werden!" — Ehe es aber zum Aufbruch ging, hatte Wolff eine Audienz bei Mahmud Schah, dem König von Persien. In seiner geistlichen Tracht mit dem Doctorhut stand er vor dem Schah, der auf einem Divan saß. Der Schah erinnerte sich der kleinsten Dinge, die er bei seinem vorigen Besuche erwähnte, er wußte noch von Wolff's Gattin und ihrem damaligen Aufenthalte

auf Malta, von der Gefangenschaft bei Muhammed Khan Kerahe und vielem Anderen. Wegen der Philanthropie, die ihn Stoddart und Conolly aufsuchen ließ, meinte der Schah, daß wenn sie schon todt seien, würde sein Gebet sie gewiß wieder lebendig machen. Die Frucht dieser Audienz waren die besten Empfehlungsbriefe an die Könige von Bokhara, Khivah und Kokan. Am 14. Februar brach Wolff auf, begleitet von einem Offizier des Königs von Persien und von Dienern der brittischen Gesandtschaft. So ging's nun Khorassan entgegen.

Dreißigstes Capitel.

Am Ziel der Reise.

Wer kann es unserm Wolff verargen, wenn er in Erinnerung an das in Khorassan bereits Erlebte, das zweite Mal mit Bangen und Zagen das Land betrat? Und siehe, wie war Alles so ganz anders geworden! Wohl kein Land hat er jemals betreten, daß in demselben Zeitraum solche Umwälzung wie Khorassan erfuhr. Hier, wo vor 14 Jahren der Name eines Engländers kaum bekannt war, war er jetzt gleichsam ein Reisepaß, und diente als beste Empfehlung, um dem Reisenden den ausgedehntesten Credit zu verschaffen.

Wolff konnte sich diese Umwandlung nicht anders als aus einem Kriege erklären, der sonst wohl ein durchaus unpolitischer genannt werden muß. Der Krieg mit Affghanistan rief wenigstens Achtung vor dem englischen Namen hervor, und ein Napier wurde zwar von Einigen als „des Teufels Bruder" bezeichnet, oder als der englische Timur, aber von Anderen ein Prophet genannt, von Beiden also anerkannt als eine ungewöhnliche Persönlichkeit. So stand denn auch nichts im Wege, daß Wolff selbst in Khorassan sein englisches Priesterkleid beibehielt.

Hatte Wolff das vorige Mal mit den Juden in Mesched, der Hauptstadt Khorassan's, viel Verkehr gehabt, so war es natürlich, daß er sie jetzt zuerst aufsuchte. Aber auch mit ihnen war eine Umwandlung vorgegangen, freilich nicht in erfreulicher Weise. Einem kranken Weibe war gerathen worden, seine lahme Hand in Hundsblut zu baden. Es war geschehen, ein Hund war geschlachtet. Die Tödtung des Hundes war als eine Verspottung des Islam betrachtet. Ein Sayd gab die Losung: Allah daad; dies deuteten die Moslem: Allah hat die Juden in unsere Hände gegeben. So begann ein Blutbad, bei welchem 35 Juden umkamen; die anderen retteten ihr Leben dadurch, daß sie den Islam annahmen. So waren jetzt alle alten Bekannten Wolff's Muhammedaner.

Beim Eintritt in Mesched sandte der General-Gouverneur seinen Secretair Wolff zur Bewillkommnung entgegen. Assaf-Uddawla ist der Titel des General-Gouverneurs, weil nach der muhammedanischen Tradition Assaph der weiseste Mann nach Salomo war. Der jetzige Assaf-Uddawla bewies seine Klugheit darin, daß er Wolff folgenden Rath gab. Er gehe nach Bokhara, wo gegenwärtig 50,000 Marwis seien, das schlechteste Volk, aber reich und von Einfluß im Lande. Wenn nun Jemand unter Schurken sich begebe, so müsse er noch größere Schurken zum Geleit mitnehmen. Er wolle ihm deshalb neun Marwi-Leute mitgeben und wenn diese ihn nicht wohl beriethen, wolle er an ihren Weibern und Kindern, die er als Geiseln zurückbehalte, Rache nehmen. — Wolff ließ sich diesen Rath gefallen, und fügte den neun noch zwei hinzu. Der Eine war Abd-Ullah, der Andere Husseyn, der es Keinem, außer sich selbst, gestattete, seinen Herrn zu betrügen.

In Maur brachte man Wolff alsbald zu seinem alten Freund Abd-Urrahman, dem großen Khalifen. Wolff bezog das Zelt desselben, bis daß ein eignes für ihn hergerichtet war. Seine erste Frage war nach Stoddart und Conolly. „Mein theurer Bruder," erwidert der Khalif, „Ihr seid ja ein Derwisch wie ich; was soll ich Euch täuschen! Stoddart und Conolly sind todt, und noch mehrere von Euren Landsleuten sind mit ihnen von dem Tyrannen getödtet. Ihr könnt aber noch mehr über sie von den

hiesigen Juden hören; denn von diesen waren einige bei ihrer Hinrichtung anwesend." Er fügte hinzu: „Ich für meine eigne Person wage es jetzt nicht, nach Bokhara zu gehen, denn der König hat alle Furcht Gottes aufgegeben. Er hat den besten Mann, den Gusch-Beki, seinen ersten Minister, tödten lassen, einen Mann von der höchsten Unbescholtenheit, der nur für das Interesse seines Monarchen strebte und lebte." Inzwischen traten Juden ein und riethen von der Reise nach Bokhara ab; von Stoddart's Ende aber berichteten sie Folgendes: Stoddart kam zu Pferde in Bokhara an; gleichzeitig mit ihm traf beim Palaste der König mit seinem Gefolge ein; er hatte außerhalb der Stadt beim Grabe Baba Din's, des heiligen Derwisch, welcher der Schutzpatron der Muselmänner in Bokhara ist, seine Andacht verrichtet. Der Sheik-Owl (der Ceremonienmeister) verlangte, Stoddart solle vom Pferde steigen und vor der Majestät auf die Kniee fallen. Dieser aber erklärte, dazu habe er von seinem Monarchen keinen Befehl. Man hinterbrachte dem König die Antwort; dieser jedoch schwieg. Als der König in den Schloßhof getreten war, folgte Stoddart reitend nach. Der Ceremonienmeister bedeutete ihm, nur der Gesandte des Divans von Constantinopel habe das Recht, zu Pferde in den Hof des Palastes zu kommen. „Ich auch!" erwiderte Stoddart. Er wurde dann vor den König geführt; als aber der Ceremonienmeister ihn nach dem Hof-Ceremoniell bei den Schultern halten wollte, griff Stoddart zum Schwerte. Trotz aller dieser Geringachtungen der Gebräuche wies man ihm ein gutes Logis an. Stoddart aber setzte sein Verfahren fort. So ließ er dem Kazi-Kelaun (dem Oberrichter), der ihn zum Thee einlud, eine derbe Grobheit zurücksagen. Da war denn das Maaß voll. Es kam eine Mannschaft Osbecks, überfiel ihn, band ihm Hände und Füße und warf ihn in ein Gefängniß, wo die Verhafteten auf einander lagen und von Würmern angenagt wurden. Um sein Leben zu retten, wurde er jetzt Muhammedaner und nahm den Namen Mullah Mamun an. Aber bald darauf, als auch Conolly gekommen war und seinen christlichen Glauben unverhohlen kund gegeben hatte, legte auch er wieder ein freimüthiges Bekenntniß zu Christo ab. In Folge hiervon wurden Beide im eigentlichen Sinne des Wortes abgeschlachtet.

So lautete der Bericht der Juden, die nun, ebenso wie der Khalif, ihm riethen, über Khivah in seine Heimath zurückzukehren. Aber Wolff's Entschluß lautete: „Sind Stoddart und Conolly todt, so muß ich mich über alle Umstände, die bei ihrem Tode mitwirkten, vergewissern; ich gehe nach Bokhara." Als die Turkomannen von diesem Entschlusse hörten, riethen sie Wolff, an seinen König zu schreiben, daß er den Regenten von Bokhara für jene Mordthat strafe; sie würden, wenn sie Ehrenkleider und Dukaten empfingen, gern hülfreiche Hand dabei leisten.

Zu Jehar-Ju wiederholten sich dieselben Abmahnungen abseiten der dortigen Juden. Aber Wolff war so fern davon, ihnen nachzugeben, daß er von hier aus dem Emir von Bokhara seine Ankunft meldete und den Zweck seiner Reise mittheilte. Dann zog er nach Karakol weiter. Aber wie war er überrascht, als am Morgen alle seine Diener davon waren. Zuletzt fand er den Husseyn. Dieser schenkte seinem Herrn reinen Wein ein. Er sagte: „Jedem ist sein Leben lieb. Ich sehe, daß Ihr jetzt in Gefahr seid. Wird der König von Bokhara Euch das Haupt nehmen, so werde ich mich schleunigst aus dem Staube machen. Sehe ich aber, daß das Glück Euch wohl will, so werde ich wieder Euer ergebener Diener sein." — Der Gouverneur hatte zu Wolff gesagt: „Werdet Ihr aus Bokhara Reiter kommen sehen, so werdet Ihr bei einigen derselben Körbe wahrnehmen; diese enthalten Binden für Eure Augen, Ketten für Eure Hände und Füße und Mordwerkzeuge für Euren Tod." So waren seine Augen auf die Stadt geheftet, sein Ohr hörte die Reden der Vorübergehenden: „Wieder ein neues Schlachtopfer!" Dabei mußte er, sein eigner Diener, sein Maulthier nachschleppen. Wie würde unter anderen Verhältnissen den Wanderer jene liebliche Natur entzückt haben, in welcher Bokhara liegt, die alle Früchte Asiens und Europas hervorbringt und durch reiche Landhäuser belebt ist! Jetzt war es anders. Endlich sah Wolff, wonach er so lange ausgeschaut. Drei Reiter kamen herangesprengt und fragten; „Bist Du Joseph Wolff?" Als die Frage bejaht war, war auch schon der Groß-Kämmerer da mit zwei Anderen, die mit Körben versehen waren. Husseyn, der aus der Ferne nachgefolgt war, pfiff hinter einem Baume; sofort waren auch die

Turkomannen bei der Hand; Alle aber verhielten sich, als ob sie mit Wolff keinerlei Gemeinschaft hätten. Es war ein eigenthümlicher Moment. Man hätte denken sollen, daß Wolff vor Furcht erstarrte; aber er war in einer Gleichgültigkeit, wie noch nie. Aber wie gestaltete sich die Lage bald so ganz anders, als man hätte denken sollen! Der Groß-Kämmerer reichte ihm die Hand, strich den Bart und sagte: „Der König der Könige, der Fürst der Gläubigen, Nuser-Ullah-Behadar hat große Zuneigung für Dich; Du sollst sein Gast sein." Und siehe, statt der Binden und Ketten und Mordwerkzeuge kamen aus den Körben Granatäpfel, Melonen und andere Früchte, geröstetes Pferdefleisch und Thee nach der Zubereitung, die noch von Wolff's erster Reise bekannt war, nämlich mit Zucker und Milch. — Als Husseyn dies merkte, kam er hinter dem Baum hervor und sagte: „Ich bin Wolff's Diener, und muß einen Theil davon abhaben;" auch die Turkomannen bekamen Muth und Einer erklärte dem Groß-Kämmerer: „Was unser Khalif in Maur ist, ist Joseph Wolff in England. Die Königin von England unternimmt nichts von Bedeutung, ohne Wolff, in dessen Gegenwart der Groß-Vezir von England sich nicht zu setzen pflegt, sondern vor dem er stets mit gefalteten Händen steht." Wolff machte den Lügen des Turkomannen ein Ende, indem er erklärte, er wolle schon bei der Ankunft in Bokhara selbst für sich sprechen.

Als Wolff in Bokhara eintraf, drangen ihm von den vielen Tausenden, die sich auf den Straßen befanden, die lebhaftesten Begrüßungen entgegen. Der Ceremonien-Meister fragte ihn, ob er sich der Hofetiquette unterwerfen wolle, und als er erfuhr, diese bestehe darin, daß man bei den Schultern ihn halte und er dann dreimal ausrufe: „Asyl der Welt! Friede dem König!" erklärte er sich bereit, dies auch wohl dreißig Mal zu sagen, wenn es verlangt werde. Am andern Tage fand nun die Vorstellung bei Hofe statt. Wohl 20,000 Menschen waren unterwegs, als Wolff sich zu derselben begab, und welches Gemisch von Nationalitäten! Tshagatay, Hazerah's, Kalmücken, Osbeck's, Hindu's und Juden! Eine Gestalt wie Wolff im Priesterkleid und mit dem Doctorhut hatten diese Alle noch nicht gesehen. Aber Wolff hatte noch kein so affröses Gesicht gesehen, wie das

des Fürsten aller Gläubigen. Die Bevölkerung Khiva's nannte ihn auch das Maulthier, weil er einen eselgleichen Osbeck zum Vater, eine Perserin zur Mutter und ein Kosackenweib zur Amme hatte. Seine Augen waren klein, beständige krampfhafte Bewegungen waren das Eigenthümliche seines gelben Angesichts, über das nie ein freundliches Lächeln kam. Er starrte Wolff an und Wolff ihn. Wolff that, wie er gesagt hatte, er rief die vorgeschriebenen Worte wohl dreißigmal aus, bis der Fürst in ein Gelächter ausbrechend rief: „Genug! Genug! Ich bin völlig zufrieden. Komm näher, daß ich Dich betrachte." Wolff that es und der König wandte sich nun rechts und links und musterte ihn auf's Allergenaueste. Dann brach er in den Ausruf aus: „Du excentrischer Mann! Du Stern mit einem Schweif! Weder wie ein Jude, noch wie ein Christ, noch wie ein Hindu, kein Russe und kein Osbeck! Du bist also Joseph Wolff!" Dann bekannte er sofort, daß er Stoddart und Conolly mit dem Tode bestraft habe, der Erstere habe ihm nicht die schuldige Ehrfurcht bewiesen, und der Letztere habe eine lange Nase gehabt (d. h. er sei stolz gewesen). Der König hatte zu Conolly gesagt: „Ihr Engländer kommt verstohlener Weise in ein Land, und nehmt es dann;" Conolly darauf erwidert: „Wir kommen nicht heimlich, sondern am hellen Tage nach Kabul und nehmen es." Als der König ihm dies erzählte, äußerte Wolff: „Verschiedene Länder haben ihre verschiedene Weise, und so hat Stoddart wohl nicht die Etiquette in Bokhara gekannt, und, ohne es zu wollen, Ew. Majestät beleidigt." Wolff wagte es, diese Aeußerung zu thun, vor einem Manne, der Widerspruch und mißliebige Bemerkungen durchaus nicht duldete. Er war der Mörder mehrerer seiner Brüder, und nur durch Mord hatte er den Thron erlangt, sein Gusch-Beki, durch den das Land emporgekommen war, hatte gleichfalls als Opfer seiner Bosheit fallen müssen, und jetzt war er nur von den gemeinsten Seelen umgeben. — In seiner Gegenwart begann nun der Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein Verhör mit Wolff. Er fragte zuerst nach dem Reisezweck. Wolff erzählte, daß er vor 14 Jahren selbst in Bokhara gewesen sei und eine gute Aufnahme gefunden habe; nach ihm seien Sir Alexander Burnes, dann zwei angesehene Offiziere der brittischen

Regierung gekommen. Von Stoddart und Conolly sei nun in ganz Europa, Amerika und Hindustan die Nachricht verbreitet, daß sie getödtet seien, und man vernehme in ganz Europa und in England tausendfältig den Ruf: „Krieg mit Bokhara!" — Hier wurde er durch die Frage unterbrochen, wie weit England von Bokhara sei. Einer von den 9 Merwi-Schurken, die Wolff begleiteten, nahm ihm die Antwort ab, indem er sagte: „Sechs Monate." Aber Wolff erklärte diese Aussage für eine Lüge, da die Entfernung höchstens drei Monate betrage. Der Minister fragte weiter: „Was ist denn nun Euer Begehren?" Derselbe Merwi fiel wieder ein: „Er will ein Freundschaftsbündniß zwischen England und dem König von Bokhara vermitteln." Aber Wolff erhub auch gegen diese Antwort Widerspruch. „Dazu," sagte er, „habe ich keine Machtvollkommenheit. Ich will erst nur fragen, wo meine Freunde Stoddart und Conolly sind? Leben sie noch, so will ich seine Majestät bitten, sie mit mir nach England heimzuschicken; sind sie todt, so möge der König die Ursache angeben, warum er sie sterben ließ, und mir einen Gesandten nach England mitgeben." Der Minister fragte nun, ob er denn hierzu von seiner Regierung bevollmächtigt sei. Darauf erklärte Wolff, daß er die Vollmacht dazu habe von allen Mächten Europa's, von dem Sultan zu Constantinopel, von dem König von Persien und dem Kaiser von Rußland. Jetzt nahm das Fragen des Ministers eine andere Richtung. Er faßte die Kleidung in's Auge, und wollte wissen, ob es einen Grund habe, daß er roth und schwarz gekleidet sei; roth war ja nämlich der Doctorhut und schwarz der Priestermantel. Wolff erwiderte: „Das ist die Kleidung der großen Moollahs von England. Bei mir aber haben allerdings beide Farben etwas zu bedeuten; die schwarze soll anzeigen, daß ich den Tod meiner Landsleute betraure, die rothe, daß ich bereit bin, für meinen Glauben mein Blut zu vergießen."

Nach dieser Unterredung war es freilich mit Wolff's Freiheit aus. Er durfte seine Wohnung, die vormals dem Bruder des Königs gehört hatte, nicht verlassen und wurde Tag und Nacht von Makhrams, königlichen Kämmerern, bewacht. Einer derselben that einmal im Auftrage des Königs zwei Fragen; die erste,

ob er Todte zu erwecken vermöge, die andere, ob er wisse, wann Jesus auf dieser Erde wieder erscheinen werde. Die erstere hatte die Hoffnung dem Könige eingegeben, daß Wolff vielleicht durch Wiedererweckung Stoddart's und Conolly's ihn aus verwickelten Lagen befreien könne; die andere ruhte auf einer Furcht, welche schon seit mehreren Jahren in dem Herzen des Königs war, seit er nämlich erfahren hatte, daß Wolff bei seiner vorigen Anwesenheit — vor 14 Jahren — geäußert habe, nach 15 Jahren werde Christus sein Reich aufrichten. Ueberdieß begehrte der König, daß Wolff ihm die Namen der 4 Groß-Veziere Englands, der 12 kleinern Minister und die von 40 Edlen des Reichs aufgeben solle. Als die 4 Veziere nannte Wolff Robert Peel, Lord Aberdeen, Sir James Graham und Lord Wharncliffe. Die anderen Namen aber stimmten nicht mit jenen Listen, die der König sich früher von Stoddart und Conolly hatte geben lassen. Das machte ihn unwillig. Wolff suchte ihm über Whigs- und Tory-Ministerien Einiges mitzutheilen, das aber dem Könige nicht klar werden konnte, weil es dem Referenten selbst nicht klar war; aber das erfuhr er wenigstens, daß die Königin jene von Stoddart und Conolly genannten und in Wolff's Liste nicht befindlichen Männer nicht habe tödten lassen, wie er erst anzunehmen schien. Der Verdacht, daß man ihn mit den verschiedenen Namen habe täuschen wollen, schien beseitigt.

Noch allerlei andere Fragen ließ der König von Zeit zu Zeit durch seine Kämmerer Wolff vorlegen. Den einen Tag hieß es, ob es wahr sei, daß Wolff mit 72 Sprachen und ebenso vielen Völkern und Religionen bekannt sei. An einem andern Tage mußte er die Gründe darlegen, mit denen die Wahrheit des Christenthums zu erweisen sei. Das geschah, so lange der König noch nicht nach Samarkand, wohin er einen Feldzug unternahm, ausgerückt war.

In dieser Zeit kam Wolff auch in Verkehr mit einer Persönlichkeit, die nach dem Könige die einflußreichste im Lande, ja auch nicht ohne Einfluß auf den König selber war. Wir meinen den Oberbefehlshaber der Artillerie, den Abd-ul-Samut-Khan. Dieser war der eigentliche Urheber von dem Tode Stoddart's und Conolly's. Aber weit entfernt, das sogleich kund zu geben,

heuchelte er vielmehr die größte Freundschaft für die Gemordeten. Unter Krokodils-Thränen redete er von ihrem Ende, von den Gefahren, in denen er selbst geschwebt und von den teuflischen Absichten, die der König auch in Bezug auf Wolff gehegt habe. Er sprach von seiner Bereitwilligkeit, sich den Engländern zu verpflichten, wenn ihm 20 oder 30 Tausend Tillahs (Ducaten) ausgekehrt würden; ja unverhohlen äußerte er selbst den Entschluß, sogar dem Könige an's Leben zu gehen. Wolff machte zu dieser letzteren Aeußerung die Bemerkung, daß weder die britische Regierung noch irgend ein Christ dies Vorhaben billigen würde, da man die Könige als Sille-Ullah d. h. als Gottes-Schatten zu betrachten pflege. Noch klarer wurde sich Wolff über diesen Gesellen, als er die von ihm dem König gebrachten Geschenke kritisirte und ihren Werth höchst gering anschlug. Indessen Wolff mußte mit ihm verkehren. Da schien endlich die Erlösungsstunde zu schlagen. Es kam ein Gesandter von Persien mit der Forderung, der König von Bokhara solle Wolff nach England zurückkehren lassen. Allein Abd-ul-Samut-Khan war es, der, ohne sich zu erkennen zu geben, die Abreise immer von einem Tage zum andern hinausschob. Wolff kam dahinter. Er entbrannte vor Zorn, und so ließ er bei einer Zusammenkunft die Worte fallen: „Du bist der Mörder von Stoddart und Conolly, Du Bluthund!" Als Wolff ihn verließ, war es ein tröstliches Omen, daß gerade ein Kosack von Orenburg ankam, der Wolff's Begleitern einiges Geld verabreichte, ihm selbst aber zurief: „Joseph Wolff, fürchte nichts; der Kaiser Nicolai Pawlowitsch nimmt sich Deiner an!"

Der König selbst nahm jedoch keine feindliche Stellung zu Wolff ein; er war im Gegentheil darüber aufgebracht, daß von Wolff ausgebreitet worden war, er, der König, wolle ihn tödten lassen. Den Befehl zwar, daß der Gast seine Wohnung nicht verlasse, nahm er nicht zurück, hinsichtlich der Abreise aber stellte er nur die Frage, ob Wolff ohne Ehre und in Ungnaden Bokhara verlassen wolle — in diesem Falle solle er sogleich seinen Paß haben — oder ob er es vorziehe, mit Ehrengeschenken und einem Ehrengeleit nach England zurückzukehren, — dann müsse die Abreise aufgeschoben werden, bis die Expedition nach Samarkand

beendigt sei. Wolff sprach in der Entgegnung seine Betrübniß darüber aus, daß er den König aufgeregt habe, hinsichtlich seiner Entlassung aber gab er demselben die freie Entscheidung anheim.

Wie die Entscheidung ausgefallen, konnte der Harrende daran sehen, daß der König nach Samarkand abging, ohne ihm seinen Paß zugestellt zu haben. Die Wartezeit benutzte Wolff nun, um von den Juden, die bei ihm ein- und ausgingen, Erkundigungen einzuziehen. Dies mußte aber mit Klugheit angefangen werden. Es war ihm eigentlich nur eine Unterhaltung in persischer Sprache gestattet, und den Inhalt derselben mußten königliche Secretaire jedesmal sofort niederschreiben. In schlauer Weise wurde eine Lesung der hebräischen Bibel verabredet. Die Juden erklärten, daß Wolff eine sehr eigenthümliche Weise habe, hebräisch zu lesen, und sie ihm die ihrige beibringen möchten. So hatten nun alle ihren hebräischen Text vor sich. Wolff las und die Juden lasen; aber nur scheinbar. Nach einem Verse, der gelesen war, stellte Wolff hebräisch eine Frage: die Juden lasen erst auch einen Vers und gaben dann auf jene Frage Antwort, aber eben so wie der Fragende scheinbar in ihr Buch blickend. Bei diesen Unterredungen erhielt Wolff die Bestätigung, daß Abd-ul-Samut-Khan grausamer als der König und der Anstifter von Stoddart's und Conolly's Ermordung sei.

Abd-ul-Samut-Khan wußte inzwischen Wolff in beständiger Todesfurcht zu erhalten. In dieser schrieb er denn auch schon einen Abschiedsbrief an seine Gattin und ein Sendschreiben an die Fürsten Europa's, das dieselben auf die jammervolle Lage der 200,000 persischen Sclaven aufmerksam machte. Ja, es hatte auch wohl den Anschein, als ob jene Erwartung des Todes keineswegs unbegründet sei. Als nämlich der König von Samarkand zurückgekehrt war, traf weder Reisepaß noch Ehrengeschenk ein. Statt dessen erschien ein Moollah und fragte den seiner Freiheit Beraubten, ob er Muhammedaner werden wolle? — „Sage dem König," sprach Wolff, „nie, nie, nie!" Der Moollah meinte, ob er nicht eine feinere Antwort für den König habe. Aber Wolff erwiderte: „Ich bitte Euch, Seiner Majestät zu berichten, daß Ihr Wolff gefragt habt, ob er nicht eine feinere Antwort für den König habe, er aber entgegnet habe: Nein, nein und aber-

mals nein!" — Es vergingen wenige Stunden, so kam der Henker — derselbe, der an Stoddart und Conolly das Urtheil vollzogen hatte — und theilte Wolff mit, daß ihm dasselbe Schicksal wie seinen Landsleuten bevorstehe. Wolff bereitete sich also auf sein Ende. Das Opiumfläschchen, das er zur Erleichterung des Todes bei sich führte, warf er weg; statt dessen nahm er seine Zuflucht zum Gebet; in seine Bibel aber schrieb er noch die Worte: „Meine theuerste Georgiana, ich habe Dich geliebt bis zum Tode. Dein getreuer Ehemann J. Wolff. Bokhara 1844." — Allein in des Höchsten Rathe war es anders beschlossen. An demselben Tage erschien der persische Gesandte und theilte dem Könige mit, daß er ein Schreiben Seiner Majestät Muhammed Schah empfangen habe. Der König wollte es aus der Hand seines Ministers des Auswärtigen entgegennehmen. Aber der Gesandte erklärte, von seinem Hofe mit der eigenhändigen Uebergabe beauftragt zu sein. So mußte der König sich fügen, und nun war Wolffs Schicksal entschieden. So wie er nämlich den Brief gelesen hatte, sprach der König: „Gut, ich mache Dir ein Geschenk mit Joseph Wolff; er kann mit Dir gehen." Wolff hatte nun noch eine befohlene Abschiedsvisite bei Abd-ul-Samut-Khan zu bestehen. Dieser verlangte für seine Mühwaltungen in Wolff's Angelegenheit 6000 Ducaten; Wolff gab ihm darauf eine Anweisung in der ihm unbekannten englischen Sprache, die also lautete: „In dem Garten des berüchtigten Abd-ul-Samut-Khan, umgeben von seinen Banditen und gezwungen von ihm selbst, schreibe ich, daß er von mir eine Note auf 6000 Tillah's erpreßt. J. Wolff, Gefangener." — Es gab Leute, die sich schon auf Wolff's Tod gefreut hatten und nun der königlichen Begnadigung nicht hold waren. So kam ein Affghane in Wolff's Haus und meinte, der König hätte den Gefangenen nur in seine Hände geben sollen, das wäre etwas für seinen Wurfspieß gewesen. Abbas-Kuli-Khan, der persische Gesandte, verwies ihm das, da der Fremde ein fränkischer Derwisch sei. „Ein Derwisch?" rief er höhnisch, „ja, ich kenne diese fränkischen und englischen Derwische; Spione sind's, die, wenn sie die Zugänge zu unsern Bergen und Thälern ausgefunden haben, hingehen und einen Mann, den sie Compagnie nennen, davon unterrichten, der

dann mit seinen Soldaten kommt und unser Land einnimmt." Unverfänglicher war der Besuch einiger Kalmücken, die hinkauerten, um den fränkischen Derwisch wie ein Wunderthier zu betrachten und alle Bewegungen seines Körpers zu beobachten.

War auch die Abreise genehmigt, so doch noch nicht der Tag derselben. Endlich wurde auch dieser vom Könige bestimmt. Bei der Abschieds-Audienz empfing der Reisende ein Ehrenkleid, das aus einem Cashmir-Shawl gemacht war, fünfzig Dukaten und ein schönes persisches Manuscript mit des Königs Autograph versehen. Ueberdies gab der König ihm einen Gesandten mit in der Person des Emir Abul Kasem, der ihn nach England begleiten sollte. Er erklärte bei dieser Gelegenheit: „Stoddart und Conolly habe ich hinrichten lassen, weil sie die Länder gegen mich in Aufruhr versetzten; aber Joseph Wolff hat sich mir als ein einsichtsvoller Mann bewährt; darum wird er mit Auszeichnung von mir entlassen." Die Dukaten vertheilte Wolff gleich wieder als Geschenke. Die andern Gaben aber behielt er als Andenken an einen Tag, den Tausende von Bewohnern Bokhara's mit Recht als den Tag seiner zweiten Geburt bezeichneten.

Einunddreißigstes Capitel.

Der Weg zur Heimath.

Als Wolff die Rede der Leute von Bokhara von der zweiten Geburt hörte, da fiel ihm die Bedeutung der Taufe ein. Sie ist ja der Weg aus dem Tode in das Leben. Aber sie schien ihm ebenso bedeutungsvoll für die Zukunft wie für die Vergangenheit, die hinter ihm lag. Das neue Leben, das auf die Taufe, als das Bad der Wiedergeburt folgt, ist von Gefahren nicht frei. Auch in seinen jetzigen Verhältnissen mußte Wolff auf Gefahren gefaßt sein.

Freunde von ihm und Abbas-Kuli-Khan sagten ihm dieselben voraus; sie gaben ihm das Verzeichniß von zehn Meuchelmördern, die sich dem Abd-ul-Samut-Khan verpflichtet hatten, ihn unterwegs bei Seite zu bringen. Aber Wolff, der aus vielen Trübsalen errettet war, hatte das Vertrauen, die Hülfe werde ihm auch dies Mal nicht fehlen. Er zeigte entschlossenen Muth. Nachdem er eine Weile gewandert war, gebot er, Halt zu machen. Dann zog er jene Liste hervor und las sie ab, nachdem er verkündigt hatte, dies seien die Namen gedungener Meuchelmörder — und zwei derselben waren die Namen seiner eigenen Diener. Die ganze Karavane rief: „Die sich solches unterstehen, sollen lebendig verbrannt werden, und ihre Väter desgleichen.“ Das setzte die Schurken in Schrecken, nur den Einen Abdullah nicht, der nun wenigstens es versuchte, seinen Herrn todt zu ärgern. Das Loos des Letzteren war, daß er zu Mesched auf Befehl des General-Gouverneurs in Ketten gelegt wurde, bis Wolff unversehrt Teheran würde erreicht haben.

Wolff hat späterhin mehrfach erklärt, daß das Einzelreisen seinen großen Vorzug habe vor der Reise in einer größeren Karavane. Aber diesmal diente ihm doch die freundliche Gesinnung der meisten Reisegefährten zum besonderen Schutz. Als er endlich zu Mostrun ankam, rief er: „Gottlob, daß wir auf persischem Grund und Boden sind!“ Und in diesen Danksagungen unterstützten ihn die Leute von Mesched, die es nimmer erwartet hatten, daß er mit heiler Haut aus Bokhara heimkehren würde. Und welche Freude war in Teheran, wo die englische und russische Gesandschaft mit dem Könige wetteiferten, den Gefühlen der Freude einen Ausdruck nach dem andern zu geben! Von Teheran mußte der Gesandte des Königs von Bokhara, der mit nach England gehen sollte, in seine Heimath zurückkehren. Colonel Sheil bemerkte ihm nämlich, daß die Königin Victoria den Gesandten eines Meuchelmörders nicht empfangen werde. Der arme Mann ward für die Rückkehr mit Enthauptung belohnt.

Der fernere Verlauf der Reise war zunächst ein überall mit Ehren gekrönter. Sie ging über Tabriz, Erzerum und Trapezunt nach Constantinopel. Es war der Abschied, den Wolff vom Morgenlande nahm. Im Geist hat er noch oft jene Landstrecken

Asiens durchwandert, mancher Freund hat noch in den Tagen seines Alters ihm das Geleit geben müssen, wenn er ihn mit dem Feuer der Jugend durch die Steppen und Thäler und über die Berge des Ostens führte — aber sein Fuß hatte diesen Erdtheil zuletzt betreten.

Im Juli 1844 hatte er Bokhara verlassen; im Herbst desselben Jahres feierte er zu Southampton das Wiedersehen mit seiner geliebten Georgiana. — Er wäre später gern noch einmal auf's Wandern gegangen. Er bot sich an in der Mortara-Angelegenheit nach Rom zu gehen. Aber nachdem der Weg in die irdische Heimath zurückgelegt war, sollte der Gang zu einer anderen Heimath unter weniger bewegten Verhältnissen gemacht werden.

Unter den vielen hochgestellten Gönnern und Freunden, die er besaß, war auch Sir John Michel, der Held vom Kaffernlande, Hindustan und China. Dieser verlieh ihm die Pfarre von Ile Brewers. Der Mann, der auf dem weitesten Arbeitsfelde gewirkt hatte, war nun in die engsten Gränzen versetzt. 300 Seelen umfaßt die Gemeinde. Darunter befanden sich zwei würdige Pächter, die jedoch nur ein geringes Einkommen hatten; die übrigen Gemeindeglieder waren meist Arbeiter. Abgesehen nun von einem Einkommen von 8 oder 9 Shilling die Woche, fand Wolff ein Kirchspiel ohne Pfarr- und Schulhaus und mit einer alten verfallenen Kirche vor. Wofür ein Mann wie Wolff zunächst zu sorgen hatte, liegt auf der Hand. Er nahm anfänglich ein Darlehn auf von der „Queen Anne's Bounty." Diese 600 Pfund Sterling mußten verzinst und innerhalb 30 Jahren abgetragen werden. Aber allein zur Herstellung des Pfarrhauses und des Pfarrgartens fehlten noch 1800 Pfund Sterling. So gab er denn eine Beschreibung seiner Reisen heraus, hielt Vorlesungen in England, Wales, Schottland und auf den Orkaden. Nach allen Seiten hin schickte er Bittschriften an Christen aller Denominationen, selbst an Juden, an Grafen und Handwerker; ja in den Waggons der Eisenbahnen wandte er sich an die Leute, mit denen er zusammentraf. Und es gelang ihm, Kirche, Schule und Pfarrhaus zu bauen, die Lehrerinnen zum großen Theile selbst zu besolden und 35 Familien fast in jedem Winter mit

Brod und Kohlen zu versehen. — Dabei konnte ein Mann wie Wolff sich unmöglich auf das ihm zunächst liegende Gebiet beschränken. Er gedachte der Versprechungen, die er auf seinen Reisen den armenischen und griechischen Patriarchen gegeben hatte. Mit Hülfe des Rev. George Williams, des Seniors vom King's College zu Cambridge, der zu diesem Zwecke nach Rußland reis'te, begründete er zu Cambridge und Oxford Anstalten für jene christlichen Confessionen. Der Eifer für dieselben ist erklärlich durch das Interesse, das er beim eigenen Verweilen unter den Griechen und Armeniern für sie gewonnen hatte.

Für seine Amtsführung in dem bescheidenen Ile Brewers kam ihm sein Wanderleben oft zu Statten. Er war körperlich abgehärtet; welche Entbehrungen hatte er erlebt! So konnte auch noch der alte Pfarrer barfuß Wege machen bei der größten Winterkälte im tiefen Schnee. Hart wie sein Körper war auch sein Wille geworden. Jahrelang hatte er eine Geschwulst an der Schulter mit sich herumgetragen. Keiner außer zwei Aerzten erfuhr es, daß er vorhatte, sich operiren zu lassen. Den Gebrauch von Chloroform verschmähte er. In der Zurückgezogenheit wurde Alles vollzogen. Dann machte der Mann mit seiner 9 Zoll langen und 4 Zoll breiten Wunde zu Fuß den Weg von dreizehn Stunden zu seinen Freunden. Die Heilung aber ging vor sich, als ob er ein Kind wäre.

An seinen Freunden hing er mit ganzem Herzen. Als er seine Georgiana durch den Tod verloren hatte, gab er sich noch mehr ihnen hin. Da war es Einer unter ihnen, Rev. Alfred Gatty, der diesen Umgang auch für die größere Welt auszubeuten suchte. Er wußte den Alten zu bewegen, daß er es gestattete, seine Reise-Erlebnisse, die er theils nach seinen Tagebüchern, theils aus dem Schatze seines starken und treuen Gedächtnisses mittheilte, von drei Freunden niederschreiben zu lassen. Aus diesen Erzählungen ging das im vorigen Jahre vollendete Werk Travels and Adventures of the Rev. Joseph Wolff hervor, das nicht mit Unrecht mit Robinson Crusoe verglichen wurde. Es war der rechte Zeitpunkt für diese Arbeit gewählt. Die Freunde zu Ecclesfield hatten ihn zum Dictiren bestimmt, einerseits um ihm nach dem Tode seiner Gattin, mit der er 30 Jahre

verbunden war, über seine tiefe Trauer hinwegzuhelfen, andrerseits um zu verhüten, daß der Welt ein Leben verloren gehe, das so eigenthümlich verlief. Das Letztere wäre nicht verhütet, wenn nicht gerade jene Zeit gewählt ward. Wenige Monden, nachdem vor dem Englischen Publicum jenes reiche Werk ausgebreitet wurde, schied der Pfarrer von Ile Brewers aus diesem Leben. Es war am 2. Mai 1862. Wir können nicht mit dem Todes-Datum von ihm scheiden. Zeigt der Anfang unseres Buches uns die leibliche Physiognomie des großen Wanderers, an dessen Seite wir einhergezogen sind, so versuche der Schluß uns die geistige Physiognomie, wenn auch nur in den Umrissen einer Silhouette zu zeichnen.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Beiträge zu einer Charakteristik Wolff's.

Um denjenigen Theil von Wolff's Leben, in welchem er sich auf dem Schauplatze öffentlicher Thätigkeit bewegte, recht zu verstehen, dürfen wir nicht vergessen, daß er seiner Abkunft nach ein Jude, und die Muttermilch, die sein christliches Leben nährte, die Lehre und Ordnung der katholischen Kirche war. Unter jenen Einflüssen entwickelte sich sein Charakter, der deshalb nach manchen Seiten ebenso elastisch, wie nach anderen fest und hart war. Wir haben einen Mann vor uns, dem es keine Mühe kostet, sich vor dem Alter ehrfurchtsvoll zu beugen, der um seines Alters willen, vor dem Patriarchen zu Deiralsafran auf die Kniee sinkt, seinen Segen begehrend, der aber nicht im Stande ist, sich unterzuordnen, wenn sein Comité ihn erst nach London kommen heißt, während sein Sinn direct nach Bokhara steht. Wir begegnen einer Selbstverleugnung ohne Maaßen, daneben aber einer Eitelkeit und einem Ehrgeiz, der uns bisweilen wohl ein Lächeln abnöthigt. Im hohen Alter, wo er seine Biographie

dictirt, hat er wenige der Lobsprüche vergessen, die ihm von seiner Jugend her gemacht sind; und die im Gedächtniß noch vorhandenen müssen auch mit auf's Papier. Unter dem Einfluß der israelitischen Abkunft steht auch wohl die Klugheit, wie sie uns dort zu Mozaur begegnet, als er vor dem Gouverneur, dem geschworenen Feinde der Engländer steht, oder in der Haft zu Bokhara, wo er Bibellesend sein Examen mit den Juden über Stoddart und Conolly hält. Diese Gewandtheit des Geistes zeigt sich im Umgange mit Frauen als die höchste Courtoisie. Lady Bryant kann nicht umhin, zu sagen, daß sie schon von seiner Damenfreundschaft gehört habe, als er, gefragt, ob er schon jemals Feen gesehen habe, unter Hinweisung auf die Fragende antwortet: Jetzt sehe er die erste. Dieselbe Gewandtheit — gewiß auch der orientalischen Wurzel entsprossen — macht sich in der Erwerbung einer enormen Sprachkenntniß bemerkbar. In anderen Anschauungen begegnet uns dagegen die Nachwirkung der katholischen Muttermilch. Er feiert die apostolische Succession der Bischöfe, überhaupt den Episkopat. Der Cölibat steht ihm über dem Ehestande der Geistlichen. Die Tradition erscheint ihm so nothwendig, daß er das Verständniß des geschriebenen Wortes ohne sie für unmöglich erklärt. Ja, er spricht es echtkatholisch aus, daß er die Vulgata dem hebräischen Original des alten Testamentes vorziehe. Seine Abneigung gegen die Brüdergemeinde, seine Vorliebe für Irving haben gewiß nicht minder ein katholisches Element zur Grundlage. Bei ihm müssen wir dies, wie es sonst nicht gerade nothwendig wäre, auch in der Begeisterung für Franz Xavier sehen, sowie in dem Wunsche, daß die protestantische Mission sich mit der katholischen vereinigen möge. Eine Stütze wenigstens hatten in den katholischen Grundanschauungen auch seine Ansichten über die Magie. Mit einem Glauben, der wohl Leichtgläubigkeit genannt werden kann, nimmt er die Erzählungen auf, die ihm von Zaubereien gemacht werden. Diese Leichtgläubigkeit kommt freilich auch auf nicht gerade geistlichem Gebiete vor. Ihm genügt z. B. jede Mittheilung der verschiedenen Judengemeinden Asiens über ihre Abkunft, jede Sage von geschwänzten Menschen in Affghanistan. Aber jene Ansicht von der Magie wird zugleich

praktisch in der Bedrohung von Besessenen, wie uns ein Beispiel in jenem Beduinen vorliegt, an dem er sie im heiligen Lande vollzog. — Daß Wolff nach seinem Austritt aus der römischen Kirche von den protestantischen Kirchen gerade „die Kirche von England" zu seiner neuen Heimath wählte, kann uns nach dem bereits Gesagten nicht befremden. Es entsprach dieser Wahl auf dem geistlichen Gebiete, wenn er auf dem Socialen sich vorzugsweise zum Adel hingezogen fühlte. Die aristokratische Seite seines Lebens wurzelt ebenfalls in dem kirchlichen Bildungsgange, welchen er durchgemacht.

Es ist jedoch schon darauf hingewiesen, daß Wolff kein exclusiver Charakter war. Neben dem katholischen Grundton hatte seine Seele auch Raum für Sympathieen, die sich einem H. Drummond u. A. zuwandten, Männern, die mehr dem Subjectivismus als dem Objectivismus im Christenthum das Wort redeten. Doch gab es bestimmte Gebiete, wo er dem Subjectivismus seiner Freunde mit Enschiedenheit entgegentrat. Namentlich war es das Feld der Schriftauslegung, auf dem er ihre Art die phantomisirende nannte. Er wollte nicht zugeben, daß diese Weissagung in einem andern Sinne als die andere gedeutet werde. Soll die Eine buchstäblich gefaßt werden, meinte er, warum die andere geistig? Nur der buchstäblichen Geltung redete er das Wort. — Ebenso liegt auch in der nationalen Seite seines Lebens keine Exclusivität. Das zeigt schon die Art und Weise, wie er Engländer wurde; und dennoch, wie sehr er auch sich englisch acclimatisirt hatte, die deutsche Poesie war es, in welcher er auch als Greis noch lebte. Neben dem Engländer, den er in Bokhara bekannte, machte der Deutsche sich geltend, der seine Schillerlieder vor den Moslemen ertönen ließ.

Gerade diese Zusammensetzung von Volubilität des Geistes und Festigkeit des Willens befähigte ihn zu jenem Wanderleben, das vor uns ausgebreitet liegt. Sie forderte ein Lebensgebiet von weitem Umfange. Er ist über dasselbe dahingegangen, oder sollen wir sagen, dahingefahren. Es will uns bedünken, als wären wir Zeugen eines Sturmes. Unruhe charakterisirt den Gang eines Mannes, der um deßwillen der Reihe jener stillen Missionsprediger nicht eingereiht werden kann, dessen Arbeit

aber auch aus demselben Grunde nicht der apostolischen zu vergleichen ist. Wir nennen ihn ein Meteor, und wenn wir erst über die Meteore des sichtbaren Sternenhimmels, ihren Ursprung und ihre Wirkungen zur sicheren Gewißheit gekommen sein werden, werden wir auch von der Bedeutung jenes geistigen Meteores am Missionshimmel in ihrem ganzen Umfange reden können.



Berichtigung.

Pag. 65 Z. 2 von unten lies: „Die Jakobiten scheinen nämlich statt πορνειας (Hurerei) zu lesen πορκειας (Schweinefleisch), so daß dadurch die Conjectur mancher Kritiker ihre Bestätigung findet."

Druck von Ackermann & Wulff in Hamburg.

IX.

LE RÉVÉREND JOSEPH WOLFF.

Il n'est pas de missionnaires modernes plus remarquables et plus bizarres à la fois que le révérend Joseph Wolff. D'abord, les résultats de ses voyages sont négatifs, tandis que ses longues souffrances, ses interminables misères, voire même son unique triomphe, tout est neuf, original, excentrique comme son caractère.

Israélite de naissance, Wolff se convertit au christianisme, et se jette à travers l'Asie dans le but de ramener à la foi du Christ dix tribus juives dont il espérait retrouver les traces. Voici l'itinéraire qu'il suit : De Malte il se rend en Perse, parcourt le pays des Turcomans, atteint Balkh et Bokhara, pénètre dans les montagnes du Caboul, traverse l'Inde et le Cachemire, et arrive en Egypte par l'Arabie et la mer Rouge.

Durant cet immense voyage, son enthousiasme religieux, sa sainte résignation résistent à toutes les épreuves. Loin de s'affaiblir, son zèle semble s'enflammer et grandir encore. Ne trouvant pas les tribus israélites qu'il cherchait, il fit des efforts inouis pour convertir tous les infidèles qui se trouvaient sur son passage; mais hélas! au lieu de conversions, notre héros n'obtient que des coups de bâton, des horions, des injures de toute sorte; une fois, cependant, hâtons-nous de le dire, il reçut une hospitalité franche et cordiale. Tantôt des bandits de la Turcomanie le dévalisent jusqu'à le dépouiller complétement de ses habits, et le

forcent d'enfourcher un cheval sans selle et sans bride qu'ils lancent au galop à travers le désert ; tantôt d'autres bandits attaquent les premiers auxquels ils disputent leur prise. Toujours battu, toujours bafoué, notre pauvre missionnaire n'en criait pas moins à ces fanatiques mahométans que Mahomet n'était pas le vrai prophète ; ce qui ne lui attirait que de nouvelles bourrades. Enfin, il fut évalué douze tomans et vendu comme esclave à ce prix. Puis ses nouveaux maîtres, poursuivis et serrés de près par une bande plus nombreuse que la leur, délibèrent en présence de Wolff sur la question de savoir s'il ne vaut pas mieux le mettre à mort que de se le laisser enlever.

Après ces cruelles déceptions et ces affreux périls, notre révérend échappe d'une manière miraculeuse, non pas à la bastonnade que lui attiraient sans cesse ses prédications obstinées, mais à la mort dont il était constamment menacé. Le prince Abbas-Mirza, ayant entendu parler de lui et de la déplorable situation dans laquelle il se trouvait, envoya des soldats qui le délivrèrent. En conséquence des ordres donnés par ce prince, Wolff fit une entrée solennelle à Bokhara, siége d'un gouvernement presque régulier ; il pénétra dans le pays, monté sur un magnifique cheval blanc, l'Evangile d'une main et la Bible de l'autre. Le premier ministre de l'empire, Gouch B·khie, le reçut comme un voyageur de la plus haute distinction. Voici le discours qu'il lui adressa, discours qui prouve, du reste, qu'un jour viendra où l'Orient se trouvera dans la nécessité de recevoir la loi de l'Europe : car déjà le gouvernement britannique, la demi-civilisation de l'Inde, la régularité de ses ressorts et la soumission à la loi ont vivement impressionné les esprits orientaux.

« Si tu vois le gouverneur anglais de l'Inde ou le monarque de la Grande-Bretagne, ou bien tous les deux, dis leur que le roi, les mollahs et moi-même; nous désirons voir un ambassadeur anglais venir résider ici avec sa femme. La loi de Bokhara exige que toute femme qui entre dans notre royaume n'en sorte jamais; nous ferons une exception : l'ambassadeur à son départ aura le droit d'emmener sa femme. Nous désirerions aussi des officiers européens pour nous façonner à la discipline de leur pays. Si l'ambassadeur offrait en présent au roi des montres et des pendules, ces présents seraient acceptés avec reconnaissance. Nous désirerions encore qu'un médecin d'Europe vînt s'établir dans la Bokharie. »

Après ce discours, un autre dignitaire de l'Etat ajouta : « Notre pays est divisé en plusieurs petits royaumes; il nous faut un roi qui les réunisse et les gouverne tous. Autrefois nous étions un grand peuple. Que les Francs nous donnent un roi, et nous redeviendrons nous-mêmes. L'Inde nous a appartenu; les Francs ont conquis l'Inde, non par la guerre, mais par la science et la justice; nous les aimons eux et leurs femmes. Nous avons vu leurs femmes à Bombay avec leurs poitrines blanches et semblables à des merveilles. » Tel est le langage que tiennent les diplomates aux extrémités de l'Orient.

Quant à Wolff, nous avons extrait de son récit publié à Malte tout ce qu'il y avait d'intéressant.

(*Spectator.*)

FIN DU PREMIER VOLUME.

Imprimerie de Moquet et Hauquelin, r. de la Harpe, 90

